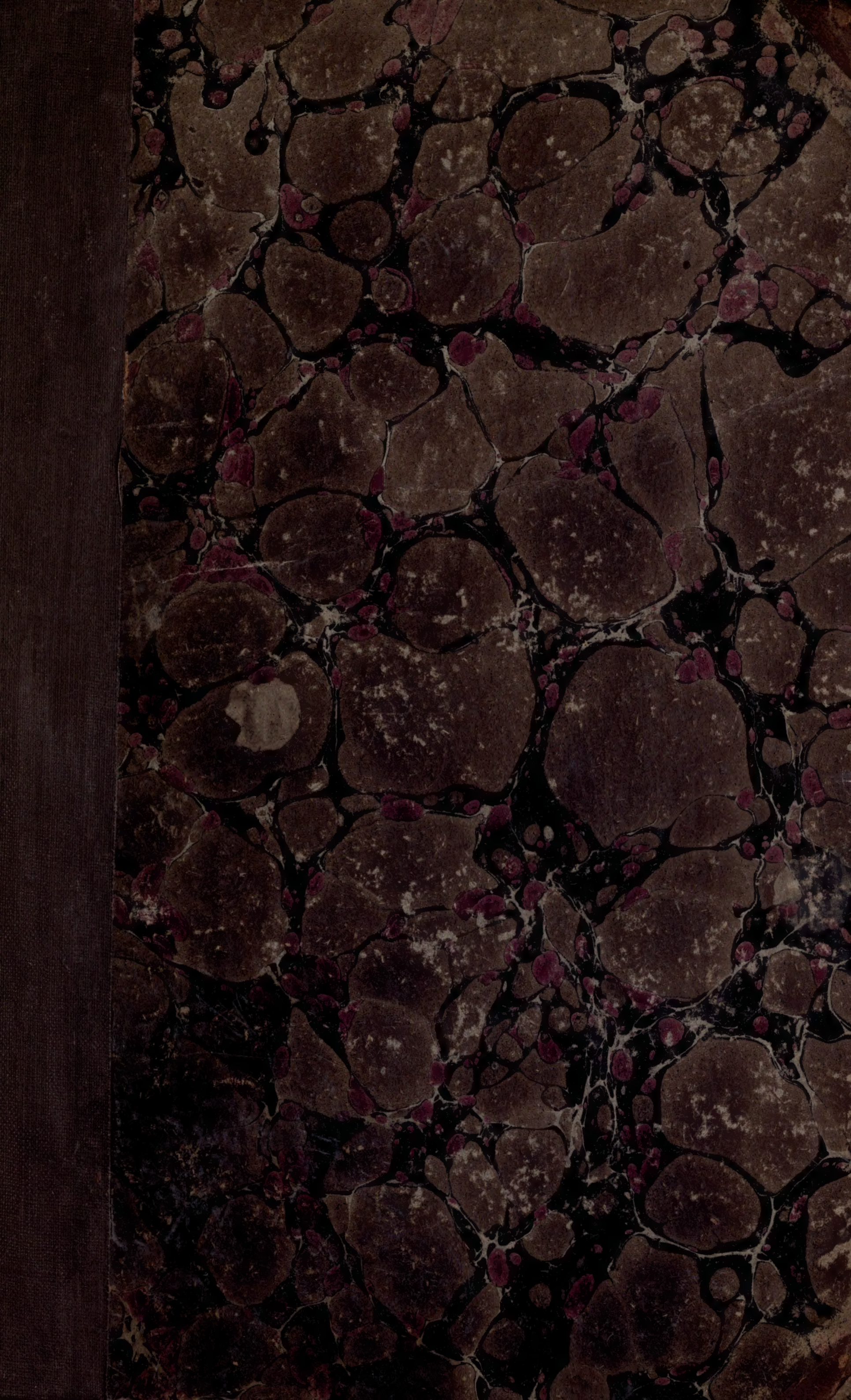
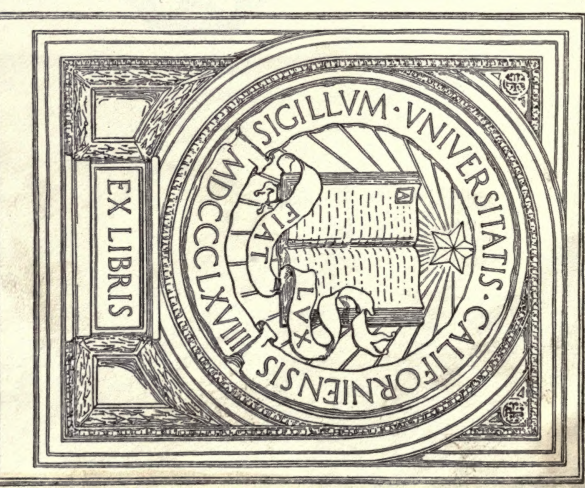



Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid
BMC

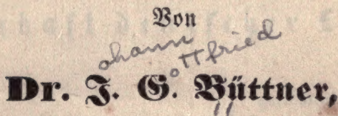

BANCROFT LIBRARY
EX LIBRIS
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
MDCCCLXVIII
FIAT LUX

Phil H Dilg
Chicago
1899

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Mein Aufenthalt und meine Reisen in denselben, vom Jahre 1834 bis 1841.

Von



Dr. J. G. Büttner,

zuletzt Professor der Theologie am theologischen Seminarium der hochdeutsch-reformirten Synode von Ohio und Prediger der deutschen reformirten Gemeinde zu Osnaburg und der deutschen evangelischen Gemeinde zu Massillon, in der Grafschaft Stark, im Staate Ohio.

Erster Band.



Hamburg,
Verlag von Moritz Geber.
1844.

Meinen

geliebten Landsleuten

dies- und jenseits

des atlantischen Oceans

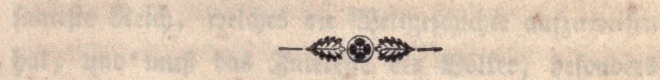
aus

wahrhaft deutscher Liebe

gewidmet

von dem Verfasser.

Inhalt.



Vorwort.

Die Union, jetzt 26 verschiedene Staaten und einige noch nicht zu Staaten gebildete Gebiete (Territorien) umfassend, ist hinsichtlich ihrer politischen Verfassung, ihrer Bevölkerung, ihres Handels, ihres Ackerbaues, ihres Gewerbfleißes, ihrer geistigen Bildung, ihrer furchtbaren Widersprüche mit sich selbst, das interessanteste Reich, welches die Weltgeschichte aufzuweisen hat, und muß das Interesse der Völker, besonders des deutschen Volkes, von dem Hunderttausende sich ihr angeschlossen haben und Tausende sich anschließen, in hohem Grade erregen. Über kein Land ist aber auch so viel geschrieben worden, wie über diese Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Der Deutsche steht auch hierin obenan. Er hat nicht nur die meisten Reisebeschreibungen, Rathgeber, Briefe und dergl.

an das Tageslicht gefördert, sondern auch das, was Engländer und Franzosen berichtet, in großer Eile in die Muttersprache übersetzt und das fremde Gut zu seinem Gute gemacht, wobei er es nicht an den gehörigen Lobpreisungen hat fehlen lassen. Dagegen ist, so viel ich weiß, von allen in deutscher Sprache über die Ver. Staaten von Nord-Amerika erschienenen Büchern nur ein einziges in die englische Sprache übertragen worden: Reise des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika in den Jahren 1825 und 26, herausgeg. von Luden. Unter den Franzosen haben in Nord-Amerika de Toqueville und Chevalier das meiste Aufsehen erregt und das größte Lob geärntet. Das Buch des ersteren, die politischen Zustände Amerika's darstellend, wie sie nach der Constitution sein könnten und sollten, hatte in der englischen Übersetzung im J. 1841 bereits die vierte Auflage erlebt und wurde besonders von den Neu-Engländern ausnehmend gelobt. Roux de Rochelle's Geschichte und Beschreibung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, die in's Deutsche übersetzt und aus der Welt-Gemälde-Gallerie abgedruckt, in Stuttgart erschien, ist unbeachtet geblieben. Unter den Engländern haben Miss Martineau „Society in America“ und Boz „Notes on America for general circulation“ die meisten Recensionen gefunden, nur mit dem Unterschiede, daß die Mamsell doch einen Theil der Bevöl-

kerung für sich hat, die Abolitionisten, die die Philosophin im Unterrock, wie sie von den Gegnern genannt wird, als den scharfsinnigsten Beurtheiler amerikanischer Zustände darstellen, Boz aber alle Bewohner gegen sich aufgebracht hat und keinen Einzigen findet, der ihn zu vertheidigen sucht. Es wäre auch in der That für ihn besser gewesen, wenn er über Amerika nie geschrieben hätte. Der Aufenthalt war zu kurz, seine Beobachtungen waren zu oberflächlich und sein Urtheil wurde einseitig. In einem Buche, welches so eben in New-York von einem in der literarischen Welt nicht unbekannten Manne herausgegeben worden ist, wird er auf das Schönste persiflirt.

Unter meinen Landsleuten hat sich besonders Dr. N. H. Julius durch sein Buch: Nord-Amerika's sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. 2 Bde. bekannt, und durch die Nachrichten über die Besserungs-Anstalten der Ver. Staaten, die mit großem Fleiße gesammelt und geordnet sind, und die ausführlichen Mittheilungen über die Volksschulen und höhern Unterrichts-Anstalten, so wie über wohlthätige Gesellschaften um Nord-Amerika und um Deutschland verdient gemacht. Manches freilich, was zumal die innere Einrichtung der Colleges und Seminare betrifft, konnte von ihm nicht so ausführlich und treu dargestellt werden, weil ihm die

Gelegenheit fehlte, sich damit genau bekannt zu machen, Manches, wie die Sclavenfrage bedarf der Berichtigung, Vieles, was er beschrieben, ist anders und besser und somit die Beschreibung desselben unnütz geworden; allein nichtsdestoweniger bleibt dem Herrn Dr. Julius das Verdienst, viele dem Deutschen unbekannte Dinge zuerst bekannt gemacht zu haben. Am meisten hat Tr. Bromme geschrieben, der für die Ver. Staaten ganz eingenommen ist und daher in seinen Gemälden zu viel Licht und zu wenig Schatten hat. Seine Hauptwerke sind: Nord-Amerika, in allen Beziehungen geschildert. Ein belehrendes Bilderwerk für alle Stände, und: Neuestes vollständiges Hand- und Reisebuch für Auswanderer aller Klassen und jeden Standes nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Ober- und Unter-Canada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und Texas. Eine gedrängte Schilderung des politisch-geographischen, sittlichen, wissenschaftlichen und commerciellen Zustandes der Union und der einzelnen Staaten; eine getreue und ausführliche Darstellung der Vor- und Nachtheile, welche die einzelnen Klassen, Geschäftsbranchen und Stände, als: Landwirthe, Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute, Gelehrte, Künstler, Adel, Militair, Israeliten rc. daselbst zu erwarten haben, und ob dieselben ihr Fortkommen mit Sicherheit finden können u. s. w. Unter den Reisebeschreibern zeichnen sich aus: Beyer und Koch (Amerikanische Reisen,

2 Thle. gr. 12. Leipzig.), Dr. L. de Wette (Arzt) (Reise in den Vereinigten Staaten und Canada im Jahre 1837. gr. 8. Leipz.) und Clara v. Gerstner (Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in den Jahren 1838 bis 1840. In Gesellschaft des Ritters Franz Anton v. Gerstner unternommen. Leipz.), Dr. W. Lenz, vormal. Lehrer in Schnepfenthal (Reise nach St. Louis am Mississippi; nebst meinen, während eines 14-monatlichen Aufenthaltes in den J. 1836 und 37, theils im Missouri-Staate, theils in Illinois gemachten Beobachtungen und Erfahrungen. Weimar.) und Ehrig Aug. Döscher (Erfahrungen und Abenteuer während eines 8-jährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika; nebst Winken und Rathschlägen für Auswanderer. Chemnitz und Schneeberg.) bewegen sich in zu engen Kreisen und bieten wenig Mannigfaltiges. Letzterer, den sogenannten amerikanischen Vernunftgläubigen angehörend, sieht noch dazu die kirchlichen Verhältnisse der Vereinigten Staaten, soweit er sie berührt, durch eine dunkle Brille an und muß sie natürlich einseitig darstellen. Francis J. Grund, Consul der Ver. Staaten in Bremen in spe, welcher sein in den Ver. Staaten und England verlegtes Buch: The Americans in the Moral, Social and Political Relations auch in deutscher Sprache bei Cotta herausgab, hat viel Gutes und Lehrreiches, streut aber den

Amerikanern, besonders aber dem schönen Geschlechte, zu viel Weihrauch. *) Von den übrigen, welche über Amerika geschrieben haben, führe ich nur noch an (denn alle können hier nicht erwähnt werden): Friedrich Arends (Schilderung des Mississippi-Thales, oder des Westens der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Nebst Abriß meiner Reise dahin. Emden.), der in einigen deutschen Zeitungen Nord-Amerika's gelobt worden ist, und H. W. E. Eggerling (Beschreibung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nach ihren politischen, religiösen, bürgerlichen und gesellschaftlichen Verbindungen u. s. w.), der mir nicht zu Gesicht gekommen ist, aber doch gut sein muß, da er in der zweiten Ausgabe erscheint.

Bei einer solchen Menge von Büchern dürfte die Herausgabe einer Beschreibung der nord-amerikanischen Zustände und Verhältnisse überflüßig und nutzlos, ja sogar grundlos erscheinen, zumal wenn sie in der Form einer Reisebeschreibung ist, in welcher die Person des Reisenden, die oft sehr Wenige interessirt, eine Hauptrolle spielt, und der Beschreiber nicht, wie de Wette,

---

*) Eine Recensentin im **Ladys Book** (einem amerikanischen Journale) spricht sich über das Buch sehr vortheilhaft aus, weil eben Alles gelobt wird, bemerkt aber, daß das von den amerikanischen Damen entworfene Bild zu schmeichelhaft ist. „Das bietet Alles", würde der pennsylvanisch Deutsche sagen.

Döscher und Madame von Gerstner, von sich behaupten kann, daß er von Freunden, Vettern und Basen dringend aufgefordert wurde, die bestandenen Abenteuer und gewonnenen Erfahrungen der Welt zum Besten zu geben. Der Grund zur Herausgabe meines Buches ist kein anderer, als der Wunsch der Belehrung durch eigene Ansicht und Erfahrung, da ich dort Vieles anders gefunden habe, als es in den Büchern beschrieben ist, und durch meine großen Reisen und meine Stellung als Prediger und öffentlicher Lehrer mich mit vielen Dingen, die von keinem der angeführten Reisebeschreiber erwähnt worden sind, z. B. den kirchlichen Zuständen der deutschen Bevölkerung, der innern Organisation der Synoden, der innern Einrichtung der Colleges und Seminare u. s. w., aufs Genaueste bekannt zu machen Gelegenheit hatte. Manches, was recht gut beschrieben worden ist, z. B. die Schul-Anstalten, besonders die Volksschulen von Dr. Julius, ist auch verändert und verbessert worden und die Beschreibung paßt nicht mehr für die gegenwärtige Zeit. Zugleich wollte ich aber auch ein gegebenes Versprechen erfüllen, nämlich von meiner Collectenreise zum Bau einer deutschen Kirche in St. Louis öffentlich Rechenschaft ablegen. Das ist auch der Grund, warum der erste Theil mehr Reisebeschreibung, als reine Darstellung amerikanischer Zustände ist. Sollte die einfache Erzählung von unserem verun-

glückten amerikanischen Farmerleben Manchen, der in gleichen oder ähnlichen deutschen Verhältnissen lebt, in denen Pastor Krakau lebte, und von dem Auswanderungfieber angesteckt ist, zum Nachdenken und zur Besinnung bringen, so ist auch schon dadurch die Herausgabe des Buches gerechtfertigt. Was ich erzählt habe, ist treu und wahr erzählt, und meine Urtheile sind aus meiner innigsten Überzeugung hervorgegangen. My errors, if any, are my own. I have no man's proxy.

Möge das Buch bei meinen deutschen Brüdern diesseits und jenseits des atlantischen Oceans eine freundliche Aufnahme und Beurtheilung finden.

Wandsbeck, am 1. Mai 1843.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Ankunft in Baltimore — Aufenthalt daselbst — Landkrankheit — Zusammentreffen mit einem Universitätsfreunde — der Pastor von Baltimore — der deutsche Freund und Landsmann — die deutschen Einwanderer — Abreise nach Wheeling — „Wirthshaus — Fuhrleute — deutscher Hausknecht — deutscher Ruf — der Jude — Ankunft in Wheeling — der Fluß Ohio — die heroische in Deutschland gefaßte Idee schwindet gänzlich — Warnung vor der Bildung von Colonien in Deutschland für Nord-Amerika — deutsche Ansiedelungen im Westen — Abreise nach Steubenville.

Mit Freudenthränen betraten wir im Monat September des Jahres 1834 den Nordamerikanischen Boden, Gott dankend, daß er uns bis hieher geholfen hatte und daß das Schwerste, wie wir wähnten, nun überstanden war. Acht Wochen hatten wir im Zwischendeck, in welches über 100 Passagiere gepackt waren, zugebracht und mit allen den Leiden und Mühseligkeiten, die eine Reise im Zwischendeck mit einer großen Familie mit sich bringt gekämpft. Stinkendes Wasser, welches erst durch Kohle nur etwas genießbar gemacht wurde und bei dem man sich, wenn man es trank, die Nase zuhalten mußte, um durch den Gestank nicht abgeschreckt zu werden, eingesalzenes Schweinefleisch, und was sonst die rauhe Kost der Zwischendeckspassagiere ist, der fatale Geruch im

Zwischendeck selbst, zumal wenn bei einem Sturme die Luken geschlossen wurden und die Passagiere in einer wahren ägyptischen Finsterniß sitzend vor Angst und Zittern Blutstropfen schwitzten und eine solche Ausdünstung verursachten, daß bei der Öffnung der Luken es wie Rauch aus einem Schornsteine aufstieg, dazu die gemischte Gesellschaft, von der es Einige an Schimpfen und Schelten nicht fehlen ließen, Andere mit kleinen Geschöpfen allzureichlich versehen, wohin sie sich setzten, die Menschen verjagten und Furcht vor Ansteckung verbreiteten, das grobe, ungeschliffene Betragen der Matrosen in der letzten Zeit, als ihnen von den Passagieren kein Branntwein mehr zugesteckt werden konnte, — Alles dieß und noch vieles Andere hatte die Sehnsucht nach festem Boden bis auf das Höchste gesteigert. Es ist ein ganz eigenes Gefühl, nach so langer Zeit, die man auf dem schaukelnden Schiffe verlebt hat, auf festen Grund und Boden zu kommen, mehr als Himmel und Wasser zu sehen und sich nun in dem Lande, von welchem man in Deutschland und auf dem Meere so viel und so schön geträumt hat, zu befinden.

Die deutschen Wirthshäuser waren damals von Eingewanderten überfüllt, da der Auswanderungszug von Bremen fast ausschließlich nach Baltimore sich wendete und es war sehr schwierig, ein Unterkommen zu finden. Doch glückte es uns, bald ein Logis zu bekommen. Ein deutscher Buchbinder, Herr Reimer, der mit seinem Schwager eine Schenkwirthschaft angelegt hatte, nahm uns auf und wir logirten so ziemlich gut, ausgenommen daß wir des Nachts vor der Hitze und den unzähligen Muskitos, die uns umschwärmten und wahrhaft tigerten, nicht schlafen konnten. Die Stiche dieser lästigen Gäste sind sehr empfindlich und die durch sie verursachten Anschwellungen, wenn sie

aufgekratzt werden, was besonders von Kindern geschieht, können sogar gefährliche Wunden werden. In einen amerikanischen Gasthof oder in ein Kosthaus zu gehen, dazu hatten wir keine Lust, theils weil wir fürchteten, daß der Riß im Geldbeutel zu groß werden würde und Keiner Sparsamkeit nöthiger hat als der Einwanderer, theils auch weil wir, wie es auch wohl den Meisten ergeht, der Landessprache unkundig und mit den Sitten und Gebräuchen der englischen Einwohner unbekannt, bei Landsleuten uns wohler zu befinden glaubten und über viele Dinge Auskunft und Belehrung zu erhalten hofften.

Wir hatten nämlich die heroische Idee, im Westen, vielleicht in Illinois, Congreßland zu kaufen, dasselbe zu lichten und zu cultiviren, mit Hülfe der Nachbarn unsere Häuser aufzuführen und uns ein Leben zu schaffen ganz nach eigenem Gutdünken und Geschmack, gerade so, wie es Herr Duden in seinen Briefen, die wir tüchtig studirt hatten, beschrieben hat. Leute nun, die selbst Farmer waren und manchen Acker Holz abgetrieben und cultivirt hatten und die wir um ihre Meinung und ihren Rath fragten, meinten, das sei gar keine so leichte Arbeit, als wie sie Duden beschreibe, der zwar arbeiten gesehen, aber nicht selbst gearbeitet habe, und sie würden uns, weil wir nicht an dieses harte Arbeiten gewöhnt wären und auch nicht aussähen, als würden wir in der ersten Zeit, die doch die meisten und anhaltende Kräfte verlange, so bedeutende Fortschritte machen, nicht anrathen, Congreßland zu kaufen. Wir horchten hoch auf. Bei genauer Überlegung fanden wir, daß die Leute wohl Recht hatten und stießen bei der Frage: ob es gut gethan sei, die weite und kostspielige Reise zu machen, sich zwischen die Bäume zu setzen und

von Innen heraus zu lichten und zu arbeiten, auf so viele Bedenklichkeiten, daß die Idee, nach dem fernen Westen zu ziehen, gänzlich aufgegeben und vorläufig Wheeling als der Sammel- und Berathungsplatz bestimmt wurde.

Auffallend war es, daß diejenigen Passagiere, welche von der Seekrankheit verschont geblieben oder weniger befallen worden waren, in Baltimore eine Art Landkrankheit auszustehen hatten, die im Uebelbefinden und einer sehr schwächenden Diarrhoe bestand. Einige mußten sogar ihre Zuflucht zu Arzneimitteln nehmen und wurden überdieß von denen, die von ihnen auf der Seereise wegen der Seekrankheit ausgelacht worden waren, zur Strafe tüchtig ausgelacht. Wie unangenehm diese Krankheit ist, welche die Tage, auf die man sich wochenlang gefreut hat, verbittert, weiß Der am beßten, der sie gehabt hat. Lieber auf dem Schiffe seekrank sein, als sogleich nach der Ankunft auf dem Lande landkrank. Doch hat diese Krankheit weiter keine üblen Folgen und hält bei Vorsicht und Diät nicht lange an; sie scheint vielmehr geeignet, den Magen für die amerikanischen Speisen vorzubereiten.

Die Hitze, welche wir auszustehen hatten, war fürchterlich und konnte manchem frisch Angekommenen den Aufenthalt in den Vereinigten Staaten verleiden. Zwei Coburger, die mit einer Abtheilung der Gießener Gesellschaft in Baltimore angekommen waren und die Hitze unerträglich gefunden hatten, sollen auch wirklich wenige Tage nach ihrer Ankunft nach New-York gereist und von dort nach dem milden Himmelsstriche ihres Vaterlandes zurückgekehrt sein. In so heißen Tagen hat sich der Eingewanderte vor dem Trinken des Eiswassers, überhaupt jedes allzu kalten Wassers, und vor dem Genusse der Melonen, die sehr kühlend und

erquickend zum Essen einladen und wohlfeil sind, sehr zu hüten. Mancher hat schon dadurch den Tod gefunden, und Mancher eine schwere Krankheit sich zugezogen, von der er sich nie recht wieder erholen konnte.

Überraschend für mich war das Zusammentreffen mit einem meiner Universitätsfreunde, der hier zu einem löblichen Geschäfte, der Buchdruckerei, sich gewendet hatte. Ist es schon in Deutschland Genuß und Vergnügen, einen Universitätsfreund, den man mehre Jahre nicht gesehen hat, zu sehen, sich an die frohen Tage der köstlichsten Zeit zu erinnern und in dieser Erinnerung gleichsam zu schwelgen; so ist es eine noch weit größere Freude, wenn man in fremdem Lande, fern von der Heimath, unverhofft sich findet und den Todtgeglaubten oder Verschollenen auf einmal vor sich stehen sieht und aus seinem Munde hört: „es geht gut, ich bin zufrieden". Wir verlebten frohe Stunden und gedachten des letzten Verses des alten und ewig neuen Liedes, das wir, so oft Freunde aus unserer Mitte schieden, zu singen pflegten: „Und kommen wir wieder zusammen auf wechselnder Lebensbahn, so knüpfen ans fröhliche Ende den fröhlichen Anfang wir an". Eines Abends waren wir in einem deutschen Wirthshause Zuschauer einer der lächerlichsten aber auch der ärgerlichsten Scenen. Ein deutscher Prediger, welcher schon in Deutschland eine Gemeinde bedient und vermuthlich des Trunkes halber dieselbe verlassen hatte oder hatte verlassen müssen, in Baltimore sich von Kindertaufen und Predigen in den Häusern und Werkstätten kümmerlich nährte, dabei aber seinem alten Laster tüchtig fröhnte, kam schon ziemlich betrunken in dieses Wirthshaus. Kaum war er in die Stube getreten, als es von Mund zu Mund ging: „der Pfarrer N. N. ist hier, er ist schon wieder betrunken." Wenn der

Mensch etwas im Kopfe hat und der Gaumen gereizt ist, so will er noch mehr haben. Der Herr Pfarrer verlangte zu trinken. Der Wirth schlug es ihm rund ab und setzte ihn wegen seines Betragens hart zur Rede. Dieß fruchtete nichts, sondern machte das Uebel ärger. Er fing an zu schimpfen und zu toben, daß man ihm nicht einmal zu trinken geben wolle, da er es doch bezahlen könne, zog den Rock vom Leibe und schrie in der Stube auf- und abgehend: Je suis der Pastor von Baltimore! Mitunter ging er auch auf die Straße, vermuthlich um sich abzukühlen und verkündete auch da Stand und Würde. Sein Geschrei zog die Nachtwache herbei, die ihn jedenfalls schon kennend vor dem Hause auf- und abmarschirte, um ihn, sobald er wieder seine Würde auf der Straße ausschreien sollte, beim Kragen zu fassen und in ein Gemach zu bringen, wo er die Ruhe der Nacht nicht mehr stören konnte. Er wurde darauf aufmerksam gemacht und von Einigen inständig gebeten, ja nicht wieder vor dem Hause zu schreien, damit er nicht in die Hände der Nachtwache falle und abgeführt werde. Diese freundliche Ermahnung und Bitte brachte ihn nur noch mehr auf. Im freien Lande sich von Wache, die auf ihn lauere, umgeben zu wissen, war ihm ein unerträglicher Gedanke. Er schimpfte und lief trotz aller Warnung wieder auf die Straße; er hatte aber kaum sein: Je suis der Pastor von Baltimore! ertönen lassen, als ihn auch schon die Wache gepackt hatte und nachdem er den Rock angezogen, fortführte. Neugierig, was mit dem Herrn Pfarrer gemacht werden würde, folgte ich in einiger Entfernung. Die Wächter mußten manchmal ihren Arrestanten etwas unsanft fortziehen und schieben, da er sich gewaltig sträubte. Nachdem wir einige Straßen durchwandert, ging es einige Stufen hinauf

in ein Haus, das watchhouse genannt wird und zum nächtlichen Aufenthaltsorte der aufgegriffenen Nachtschwärmer und Ruhestörer dient, und in eine Stube, wo zwei Männer hinter einem Gitter saßen und durch dasselbe den Ankommenden nach Namen, Stand und Wohnort fragten. Der Herr Pfarrer schien keine Lust zu haben, auf die neugierigen Fragen zu antworten und nur mit Mühe brachten sie aus ihm heraus: Der Pastor von Baltimore. Das Verhör war kurz und das Urtheil der Richter: Arrestant bleibt diese Nacht im Wachthause. Er wurde nun aus der Verhörstube heraus und einen kleinen Gang hintergeführt; eine ziemlich starke Thür, mit eisernen Riegeln versehen, wurde nun aufgemacht und ein kleines dunkles Zimmerchen, nur ein einziges Bänkchen enthaltend, sichtbar. Der Herr Pfarrer wollte nicht eintreten; allein ein guter Schub von den Wächtern brachte ihn hinein und die Riegel wurden vorgeschoben. So saß der Herr Pastor von Baltimore im Finstern und hatte Zeit über sich nachzudenken. Wir werden diesem Manne noch einmal begegnen.

Die Bagage konnte von Baltimore nach Wheeling nicht anders transportirt werden als auf großen Fuhrmannswagen. Bald wird man auf der Eisenbahn die Sachen spediren können. Wir mußten uns also nach Fuhrleuten umsehen. Allein in dieser großen Stadt, wo diese suchen, und wenn sie kein deutsch verstehen, wie mit ihnen accordiren, um nicht bevortheilt zu werden! Zum Glück oder Unglück, je nachdem man es trifft, finden sich in den Seestädten geschäftige Deutsche, die unter dem Vorgeben der größten Uneigennützigkeit, nur von landsmannschaftlicher Liebe getrieben, ihre Dienste anbieten, die der Eingewanderte, nichts Böses ahnend, mit Bereitwilligkeit und großem Danke annimmt. Auch uns bot ein Deutscher zur Herbeischaffung von Wagen

seine uneigennützigen Dienste an. Er war schon längere Zeit in den Vereinigten Staaten, sprach das Englische ziemlich geläufig, war fein gekleidet, trug eine goldene Uhr mit großer goldener Kette und rechnete es sich, wie er sagte, zur Ehre, uns in irgend einer Sache beistehen zu können. Daß wir einen solchen Beistand nicht zurückwiesen und uns schon im voraus bei dem liebenswürdigen Landsmann bedankten, versteht sich von selbst. Unser Wirth warnte uns zwar vor der großen Zuvorkommenheit dieses Mannes, allein wir schlugen die Warnung in den Wind, weil wir glaubten, keinen Grund zum Verdacht und Mißtrauen zu haben. Der Mann war ja so fein, so freundlich und die Uneigennützigkeit selbst. Mehrere Wege wurden mit ihm gemacht, um mit Fuhrleuten zu accordiren; aber immer fand sich etwas, das keinen Accord zu Stande kommen ließ. Bald forderten die Fuhrleute nach unserer Berechnung zu viel, bald rieth er uns ab, diesen oder jenen Fuhrmann zu nehmen; kurz, wir verloren Zeit und Geld und kamen auf diese Weise nicht von Baltimore weg. Wir suchten nun uns den Herrn auf eine höfliche Weise durch baare Erkenntlichkeit für seine wiewohl fruchtlosen Bemühungen vom Halse zu schaffen. Er schien mit dem Geldgeschenke wohl zufrieden zu sein und bedauerte nur, daß er uns nicht so nützlich habe sein können, wie er gewünscht. Wir wendeten uns an unsern Wirth und dieser verschaffte uns in kurzer Zeit die nöthigen Wagen.

Die Ursache, daß wir mit Hülfe unsers freundlichen Landsmannes keinen Fuhrmann bekommen hatten, wurde uns nun auch bekannt. Er hatte nämlich den Fuhrleuten unsere Sachen nicht anders überlassen wollen, als unter der Bedingung, daß sie ihm für seine Mühe 10 oder 15 Dollars bezahlten. Die Fuhrleute, die bei ihrem Stillliegen in der

Stadt nur ihr Geld verzehren, waren natürlich sogleich bereit, Fracht zu laden, wollten aber das Geld, das sie dem Unterhändler zu geben versprochen hatten, auch nicht gern verlieren und steigerten die Fracht. Diese hatten alle Fuhrmannstugenden nach der Aussage unseres Beistandes, waren uns aber zu theuer; die andern, welche ihm die geforderte Summe nicht geben wollten oder nur einige Thaler zu bezahlen Willens waren und den üblichen Preis forderten, sollten wir nicht nehmen; diese taugten nichts, hatten alle Fehler, die nur ein Fuhrmann haben kann, und wir glaubten es auch. Wollte doch der Mann mit Allem ganz genau vertraut sein und wir waren so eben angekommen! Wer will uns deßhalb zürnen oder der Leichtgläubigkeit zeihen? Der gefällige und uneigennützige Landsmann trieb seine Gefälligkeit so weit, daß er einen von unserer Gesellschaft, Gustav Rothe, der sich ihm nicht erkenntlich beweisen wollte, weil er eben gar nichts genützt, im Gegentheil uns nur um Geld und Zeit gebracht hatte, für gethane Wege und geleistete Dienste auf eine gewisse Summe verklagen wollte. Um seiner loszuwerden, wurde ihm die verlangte Summe ausgezahlt. Leute dieses Schlages, d. h. solche, die dem Einwanderer ihre Dienste so freundlich und so uneigennützig anbieten, sind fast durchgängig mit mißtrauischen Augen zu betrachten, und man nehme sich wohl in Acht, sich mit ihnen einzulassen. Mancher, welcher auf diese oder ähnliche Weise bei seiner Ankunft bitter getäuscht worden ist, ist auch gegen solche, die es wirklich gut mit ihm meinen, mißtrauisch geworden und hat den ersten Eindruck, den seine Landsleute auf ihn gemacht haben, nicht sobald verwischen können. Die ersten Eindrücke sind ja immer die stärksten. Wie oft haben mich die armen Einwanderer gedauert! Bei der Abreise

von Deutschland trösten sie sich damit, daß sie nun in ein Land ziehen, das frei ist und wo sie Geld verdienen können, und auf dem Wasser ertragen sie alle Beschwerden und Leiden in der festen Hoffnung, daß diese überstanden sind, sobald sie den freien amerikanischen Boden betreten. Wie sehr finden sie sich betrogen! Der Amerikaner steht nicht am Ufer und empfängt sie mit Freuden und Liebe und reicht ihnen seine hülfreiche Hand. Alles, was er ihnen giebt, ist der Spruch: „Hilf dir selbst.“ Viele dieser Amerikaner, die den Deutschen so viel verdanken, sehen die Einwanderer lieber wieder gehen als kommen, und wollen mit dem dutch people nichts zu schaffen haben. Wie aber sich helfen, wenn man unbekannt ist mit der Sprache und den Einrichtungen des Landes und den Plätzen, wo man Unterkommen finden kann? Der liebe deutsche Landsmann, welcher den Ankommenden schon auf dem Schiffe, oder sobald er ans Land steigt, begrüßt und ihm freundlich die Hand schüttelt, verlangt ja nur das Geld und die Habseligkeiten, die der Einwanderer mitbringt, um dessen Wohl oder Wehe bekümmert er sich nicht, denn sein Herz ist so hart, wie der Amerikanische Dollar. Ausnahmen mögen Statt finden, aber gewiß nicht viele. Es sind daher die Gesellschaften, die sich in den Seestädten gebildet haben, um den Einwanderern mit Rath und That beizustehen, alles Lobes und der kräftigsten Unterstützung werth.

Kommt nun der Einwanderer, der ohne Mittel ist, krank an, so ist seine Lage die fürchterlichste, die man sich vorstellen kann. Die gewisse Hoffnung, die er im deutschen oder französischen Hafen erhält, daß er für seine Commutationsgebühr von 2 Thalern in Gold, die jeder Auswanderer, auch der ärmste, und wenn es sein letzter Pfennig

wäre, beim Abgange zu bezahlen hat, in Krankheitsfällen am Landungsplatze verpflegt werden soll, wird wenigstens in Baltimore, nicht erfüllt. Er findet zu seiner großen Betrübniß, daß das Ganze nichts als eine schimpfliche Prellerei ist, da von diesem Gelde nichts zu dem beabsichtigten Zwecke kommt, und hört nur das Geschrei der eingebornen Amerikaner: „arme, schmutzige Deutsche, die man besser in ihr Vaterland zurückschafft." Der Hafen von Baltimore, der im Durchschnitt nicht weniger als 20 bis 30,000 Dollars an Commutationsgeld von seiner Einwanderung jährlich erhebt, so daß die Einnahmssumme eines Jahres hinreichend wäre, ein passendes Hospital zu errichten, hat kein Hospital, welches den kranken Einwanderern Aufnahme bieten könnte, und es ist auch nicht abzusehen, wann ein solches errichtet werden wird, denn schon sind zwei Anträge in der Gesetzgebung, 20,000 Dollars zu diesem Zwecke zu verwilligen, zurückgewiesen worden. Im Monat Juni 1841 kamen in einer Woche 700 deutsche Einwanderer an, von denen Gesunde, Kranke, Sterbende und Todte untereinander lagen. Die Kranken mußten aber aus Mangel eines Hospitals in einem anderen Schiffe aufgestapelt werden. Das nächste Hospital, wohin Seeleute und Passagiere gebracht werden können, ist 4 bis 5 Meilen weit zu Land entfernt und gefährliche Patienten sind schon häufig auf dem Wege dahin gestorben. Und selbst dann, wenn der Einwanderer in dieses Hospital lebend gebracht wird, welche Behandlung und Pflege wird ihm zu Theil werden? Es ist eine Schande für die dortige Stadt- und Hafenverwaltung! Wer aber ist dabei am allerschlimmsten daran? Der arme, kranke deutsche Einwanderer. Sind schon beim Abschiede von den Daheimgebliebenen viele Thränen geweint worden, so werden dort

in dem Lande, von welchem man sich so schöne Bilder entworfen hatte und in dem man sich nun verlassen und hülflos sieht, noch mehr geweint. Es existirt zwar eine deutsche Gesellschaft zur Unterstützung der Einwanderer, allein die Wirksamkeit derselben ist schwach und gering, und es ist zu wünschen, daß diese Gesellschaft neues Leben und neue Kraft erhalte und in den Stand gesetzt werde, der deutschen Einwanderer nachdrücklich und kräftig sich anzunehmen. Dort in Baltimore thut es vorzüglich Noth.

Es regnete, als wir Baltimore verließen. Wir nahmen dieß für ein gutes Zeichen; wenn es nämlich beim Aus- und Einzuge regnet, nur nicht zu stark, soll es Glück bedeuten. Der Regen wurde aber immer heftiger und die Straße bald so schlecht, zumal für die Fußgänger, da für diese auf den amerikanischen Straßen gar nicht gesorgt ist, daß wir kaum marschiren konnten. Wir wadeten so gut es gehen wollte, durch den Koth und waren herzlich froh, als unser Fuhrmann gegen Abend an einem Gasthofe Halt machte. Wir waren bis auf die Haut durchnäßt und ziemlich kleinlaut. Das spärliche Kaminfeuer konnte uns nicht trocknen und die Behandlung von Seiten der Wirthin war auch nicht freundlich. Wir Deutsche sind nämlich gewohnt, langsam und behaglich zu essen und wir saßen daher länger am Tische, als die Amerikaner, die schon vom Tische aufstanden, ehe wir nur wußten, was auf ihm stand. Der Frau Wirthin saßen wir zu lange, und mit barscher Stimme befahl sie uns, aufzustehen und den Andern Platz zu machen. Die meisten von uns hatten sich kaum halb satt gegessen. Was wollten wir machen? Wir gehorchten und dachten bei uns (denn dort kann man auch bei sich denken und innerlich raisonniren), das ist eine gute amerikanische Wirthschaft. Mit dem

Schlafen war es auch nicht viel besser. Mir diente ein alter Sattel, den ich in der Wirthsstube fand, zum Kopfkissen und ein alter Mantel zur Decke. Die Andern schliefen auf Betten, die wir vom Wagen in die Wohnstube gebracht und auf dem Fußboden ausgebreitet hatten. Mit dem frühesten Morgen ging der Spektakel wieder los. Die Wirthsstube, in welcher ich lag, sollte ausgefegt und der Schenktisch aufgeputzt werden; an ein Liegenbleiben war nicht zu denken. Wer nicht sogleich aufstand, wurde aufgejagt, entweder durch rauhe Worte oder wenn diese nichts fruchteten, durch einige wohl applizirte Stöße mit dem langen Besenstiele. Es war eine recht commune Kneipe. Wie gerädert waren meine Glieder; durch das Marschiren kamen sie nach und nach wieder in die gehörige Lage, aus der sie gerückt zu sein schienen. Der Himmel klärte sich auf und mit ihm unser Gemüth; auch die Straße trocknete nach und nach ab und wir wanderten getrost fürbaß. Die Leiden der letzten Nacht waren vergessen. So ist der Mensch.

Unser Fuhrmann war ein ächter amerikanischer Landfuhrmann. Die Fuhrleute sind in der Regel ein grobes, ungeschliffenes und gegen ihre Pferde unbarmherziges Volk. Die Pferde kommen auf der Reise nie in den Stall, sondern werden, wenn übernachtet werden soll, ausgespannt, abgeschirrt und müssen an der auf der Deichsel befestigten Krippe, die während des Fahrens hinten am Wagen befestigt ist und zur Aufbewahrung des Wassereimers und oft des Bettes des Fuhrmannes dient, die ganze Nacht, es mag regnen oder schneien, unter freiem Himmel, oft im Kothe stehen. Wollen sie sich legen, so ist der harte und kalte oder nasse und schmutzige Erdboden ihr Lager. Oft werden sie ein wenig abgerieben, gestriechelt und gebürstet, bei vielen wird auch

dieß unterlassen. Des andern Tages werden sie wieder aufgeschirrt, angespannt, und John! Nancy! (wie sie nun eben heißen) Knall! Knall! angetrieben. Vor dem Frühstück, und würde es erst um 9 Uhr, fährt kein Fuhrmann ab. An jedem Wirthshause wird angehalten, die Pferde werden getränkt und der Fuhrmann nimmt seinen Dram (Schnaps), wozu er eine ganz gemeine Cigarre erhält. Sobald es anfängt, dunkel zu werden, oft auch schon früher, wenn er zu seinem Standquartier gekommen ist (jeder Fuhrmann hat seine bestimmten Nachtlager), wird Halt gemacht, das Bett aus dem Wagen oder der Krippe genommen, ausgespannt, abgeschirrt, die Krippe auf die Deichsel befestigt, Heu den Pferden vorgeworfen, getränkt, Hafer vorgeschüttet, und nun ist die Arbeit gethan. Der Fuhrmann setzt sich an den Tisch, ißt, unterhält sich mit seinen Cameraden oder den Wirthsleuten, nimmt noch einen Schlaftrunk, rollt sein Bett auf, legt sich in seinen Kleidern nieder und schläft, um am neuen Tage das alte Spiel wieder anzufangen.

Einige Tagereisen von Baltimore kaufte Pastor Krakau eine bedeckte Chaise nebst Pferd und Geschirr, um seine Mutter, die von der Seereise noch angegriffen war, und seine Frau bequemer fortbringen zu können; denn für die Frauen, zumal für erstere, war es höchst beschwerlich, auf den großen Fuhrmannswagen zu steigen und abzusteigen. Sie fuhren bald vor bald hinter dem großen Wagen. Ich blieb bei den Kindern, die abwechselnd auf dem Wagen saßen und vom Gehen ausruhten. Abends wurden die Betten und Matratzen in die von dem Wirthe uns angewiesene Stube geschafft, um auf ihnen zu schlafen, und des Morgens, wenn sie ihre Dienste gethan hatten, wieder an Ort und Stelle gebracht. Das war eine langweilige und unange-

nehme Arbeit, die jeden Abend und jeden Morgen wiederkehrte. Auf unserer Reise, die 16 volle Tage dauerte (eine Strecke von 286 engl. Meilen) und auf der wir nirgends anderswo anhalten konnten, als wo es dem Fuhrmanne gefiel, hatten wir, wie es eben zu gehen pflegt, bald freundliche, bald mürrische, bald billige, bald höchst unbillige Wirthsleute, im Ganzen weit mehr Unangenehmes als Angenehmes. Das Unangenehmste für mich war, daß mir eine sehr schöne Pfeife, die ich in Deutschland zum Andenken erhalten hatte, in einem Wirthshause gestohlen wurde. Wir übernachteten in einem englischen Wirthshause, in welchem es ziemlich honett aussah. Als ich mich niederlegen wollte, stellte ich meine Pfeife ins Fenster, weil ich gelesen hatte, daß in Amerika nicht gestohlen würde. Des andern Tages war sie von dem Orte, wohin ich sie gestellt, verschwunden. Ich fragte den Wirth: ob er vielleicht meine Pfeife weggethan habe? und erhielt eine verneinende Antwort. Vielleicht hätte der deutsche Hausknecht sie weggethan, denn der rauche. Ich fragte diesen, und bekam die trotzige Antwort: Was ich wohl dächte, er hätte Pfeifen genug, er brauche meine nicht. Der Kerl stellte sich höchst aufgebracht und fluchte fürchterlich. Ich mußte ohne Pfeife abziehen. Wenige Tage darnach kommt der zweite Wagen, begleitet von dem Gehülfen, den Gustav Rothe mitgenommen hatte. Dieser sieht meine Pfeife in dem Munde des deutschen Hausknechts und fragt ihn, woher er die Pfeife habe? „Er hätte sie von einem Deutschen für 50 Cents gekauft.“ Er kann zwar das nicht recht glauben, wußte aber auch nicht, was er thun sollte, und schwieg. In Wheeling, wo wir zusammentrafen, erzählte er mir die Geschichte. Einzelne Deutsche hatten an dieser Straße den Ruf der Deutschen in das

nachtheiligste Licht gestellt. Pastor Krakau hielt an einem heißen und schwülen Tage an einer kleinen Bauerei, um Milch zu kaufen. Die Bäuerin wies ihn mit den Worten ab: ich habe keine. Als der Pastor erklärte, er wolle gern dafür bezahlen, und die Frau die Reisenden genauer betrachtete, sagte sie: sie sollten Milch bekommen und erzählte nun in aller Eile, wie es ihr vor einigen Tagen ergangen sei. „Ein Trupp deutscher Einwanderer, die sich selbst beköstigt hätten, sei in ihr Haus gekommen und habe sie um den Gebrauch der Küche und um Messer und Löffel angesprochen. Mit Freuden habe sie ihnen die Küche eingeräumt und Messer und Löffel gegeben; wie sie aber fortgewesen wären, hätten ihr nicht nur einige Messer und Löffel, sondern auch die Gluckhenne gefehlt. Das sei doch gar zu arg und sie habe sich vorgenommen, keinen Deutschen wieder ins Haus zu lassen." So beklagte sich ein Gastwirth, welcher in seinem Garten mancherlei Gemüse gezogen hatte, daß mehrere Deutsche, die in dem an den Garten stoßenden Hölzchen ihren Heerd aufgeschlagen und gekocht hätten, ihm die Krautheite, Kohlköpfe und Kartoffeln gestohlen hätten. Solche Dinge schaden dem guten Rufe der alten deutschen Treu und Redlichkeit fürchterlich und gewiß Mancher außer uns hat dafür büßen müssen.

Oft wurde ich in den Wirthshäusern von den pennsylvanischen Bauern, die sehr neugierig, gefragt: „Kanscht du a schoffe? (Kannst du arbeiten?) Du guckscht nit aus, als wenn du viel schoffe könnscht. Hier muscht du schoffe. Wer nit schofft, soll a nit esse. Wo kumscht du her? Du bischt wohl e Sochs oder bischt du e Heß? Du hoscht ene ordliche Sproche. Du schwätzst nit gut deutsch." Mitunter fragen sie auch, wie mir ein deutscher Arzt erzählte, dem es selbst passirt war: „Du bischt e Deutschlänner; wos hoscht du

denn peckschirt? (peccirt, verbrochen?) Die Meisten, die nach Amerika gehen, müssen nämlich Etwas verbrochen haben, das sie fortgetrieben hat. Wir werden später davon mehr reden.

Drei Meilen vor Wheeling trafen wir mehre von unsern Reisegefährten an der Straße Steine klopfend. Sie hatten Baltimore bald nach ihrer Landung verlassen, um nach dem Westen zu ziehen, konnten aber wegen des niedrigen Wasserstandes des Ohio ihre Reise nicht fortsetzen und klopften nun Steine, um nicht müßig zu liegen und aus dem Beutel zu zehren. Neben dem Altenburger, mit welchem ich sprach, saß ein Jude, dem das Steineklopfen eine sehr saure Arbeit zu sein schien. Er hatte den Hammer bei Seite gelegt, sah mich an und fragte mich: „Nicht wahr, Sie sind ein Israelit?“ „Woher wissen Sie, daß ich ein Israelit bin?“ Das sehe ich Ihnen gleich an, Sie können sich nicht verstellen.“ Der Altenburger wollte sich krank lachen. „Nun, Sie sind der Erste, dem dieß sogleich auffällt.“ „Ja, ich habe einen guten Blick, allein das kann ich Ihnen sagen, hier in Amerika hört das Gesetz auf. Wenn man nicht verhungern will, muß man Schweinefleisch und Würste essen und darf gar nicht sagen, daß man ein Jude ist. Nun, Sie werden es schon selbst noch erfahren, wenn ich genug Geld zur Überfahrt habe, gehe ich wieder zurück.“ „Das ist schlimm, sagte ich, so habe ich es mir nicht vorgestellt; im Gegentheil, ich habe geglaubt, daß Amerika das rechte Land für die Israeliten sei.“ „Nun, Sie werden sehen, ich habe es recht satt, ich wünschte, ich wäre wieder zu Hause.“ Der Mann schien sehr unzufrieden zu sein und zwar, weil er das Gesetz nicht halten konnte. Andere freuen sich, daß sie in dem freien Lande sich befinden, in welchem sie ihre reli-

giösen Ansichten aussprechen und nach ihnen leben können. So geht es in der Welt.

So wie wir nun auf die Höhe des Berges gekommen waren, von dem aus man den Ohio-Fluß, den Staat Ohio mit seinen Bergen und einen Theil der Stadt Wheeling erblickt, riefen wir wie aus einem Munde: Ist das der Fluß Ohio? Ach! wie klein! Der merkwürdig heiße Sommer hatte ihn so ausgetrocknet, daß selbst die kleinsten Dampfboote still liegen mußten und nur mit Mühe Flattboote gehen konnten.

In Wheeling waren die drei deutschen Wirthshäuser von Deutschen überfüllt und wir mußten uns in einem amerikanischen Gasthofe einquartieren. Die ganze Gesellschaft war nun beisammen und die in Baltimore aufgeschobenen Discussionen wurden wieder aufgenommen. Die Meinungen, was nun anzufangen sei und wohin man sich wenden solle, waren verschieden. Die Einen wollten dieß, die Andern das, und zuletzt kam man darüber überein, daß es wohl am beßten sei, wenn Jeder für sich selbst sorge und sein Unterkommen suche.

So war die schöne Idee, die uns in Deutschland begeistert und auf dem Schiffe gestärkt hatte, vernichtet. Wir wollten nämlich, wie schon bemerkt, ein großes Stück Congreßland gemeinschaftlich ankaufen, in gleiche Theile theilen und die Häuser auf den verschiedenen Theilen so aufführen, daß mir uns einen guten Morgen zurufen konnten. Musik sollte unser Leben verschönern und erheitern, (deßhalb hatten wir einen schönen Wiener Flügel, Guitarre, Flöte, Klarinette und die beßten Musikstücke mitgenommen), und eine ausgesuchte Bibliothek unserm Geiste die nöthige Nahrung geben; die Kinder sollten von mir unterrichtet werden, weil die Väter derselben sich ausschließlich dem Landbau widmen wollten; kurz, wir wollten ein amerikanisch-idyllisches Leben

führen. Die Gesellschaft war durch die Bande des Blutes verbunden, die Brüder Krakau unzertrennlich und an Mitteln fehlte es auch nicht, so daß nach menschlichen Ansichten und den Beschreibungen, die wir über Amerika gelesen hatten, die schöne Idee sich verwirklichen mußte. Die Verhältnisse Amerikas hatten die Sache nun ganz anders gestaltet, und unsere aufgelöste Gesellschaft lieferte einen neuen Beweis, daß die in Deutschland gebildeten Auswanderungs-Gesellschaften auf amerikanischem Boden nicht gedeihen.

Befremden muß es daher, daß noch in unsern Tagen gebildete und verständige Männer *), die viel über die Ver-

---

*) Ein Schreiber im Chemnitzer Anzeiger No. 22, welchem Herr Döscher in seinem Buche S. 370 beipflichtet, sagt: „Wenn eine gemeinschaftliche Auswanderung ein günstiges Resultat liefern soll, so muß der Plan dazu mit Umsicht und Sachkenntniß entworfen und mit Muth, Beharrlichkeit und Redlichkeit ausgeführt werden. Die Statuten müssen auf liberalen Grundlagen beruhen, Bevorzugungen dürfen durchaus nicht stattfinden, jedes Mitglied muß gleiche Rechte genießen, und vor allen Dingen müssen die durch Stimmenmehrheit gewählten Beamten, so unbescholten sie auch immer sein mögen, unter die strengste Controle gestellt werden. Wo dieß geschehen ist, da hat es stets die beßten Früchte getragen, und Amerika hat mehre deutsche Kolonien aufzuweisen, die auf die Principien der Humanität und Liberalität basirt, sich im blühendsten Zustande befinden, z. B. Zoar im Staate Ohio, New-Harmony im Staate Indiana (war die zweite Niederlassung Rapps, die von Robert Owen aus New-Lanark in Schottland angekauft, aber später aufgegeben wurde, ist also gar keine deutsche Kolonie), Economy im Staate New-York (muß heißen im Staate Pennsylvanien) und Mirador in Mejiko" (das eine deutsche Kolonie gar nicht zu nennen ist). Er findet den Grund des Mißlingens dieser Auswanderungs-Gesellschaften in der Regel in der Unfähigkeit und Unredlichkeit der Koloniervorsteher und an der gänzlichen Planlosigkeit der Unternehmung selbst.

einigten Staaten gelesen, ja sogar solche, die in diesen Staaten längere oder kürzere Zeit sich aufgehalten haben *), die Idee fassen oder unterstützen können, Auswanderungs-Gesellschaften zu bilden und nach Nordamerika überzusiedeln. Der Plan dazu mag mit der größten Vorsicht und Sachkenntniß entworfen sein und die Statuten auf den liberalsten Grundsätzen beruhen, auch die Führer unter der strengsten Controle stehen, es thuts halt einmal nicht. Auf die deutschen Separatistenkolonien, Economy im Staate Pennsylvanien unter der Leitung des 86jährigen Rapp Zoar im Staate Ohio unter Bäumler, der von den Amerikanern spottweise „König“ genannt wird, sich zu berufen, als auf solche Kolonien, die auf die Principien der Humanität und Liberalität basirt sind, verräth große Unkenntniß; denn sie sind es ja gerade, welche ihren Führern blindlings folgten und folgen, sich in einer zwar freiwilligen aber unerhörten Knechtschaft und dem Joche einer peinlichen Gewissenstyrannei befinden, und deren Beamten natürlich unter gar keiner Controle stehen **).

---

*) So auch Dr. Julius in dem 1. Bande seines Buches: „Nordamerikas sittliche Zustände“ S. 434. „Es müssen sich schon diesseits des Meeres organisch gegliederte Gesellschaften aus allen Ständen, und unter verständiger, von Allen anerkannter Leitung zusammenthun. Sie müssen, ehe sie Europas Häfen im Februar (!) verlassen, in Amerika durch vorausgesendete sachkundige Landwirthe Grundbesitz erworben haben, oder, wenn dies unterblieb, nicht zu rasch beim Ankaufe sein, lieber Land wählen, an welchem schon die ersten Krankheit fördernden Arbeiten geschehen sind.“ Dr. Julius hat über andere Sachen, namentlich über die Gefängnisse, recht gut geschrieben, und wir stimmen in Vielem mit ihm überein, seine Ansichten über Auswanderungs-Gesellschaften aber können wir nicht passiren lassen.

**) In neuester Zeit hat ein Anonymus in einer kleinen Schrift: Grundzüge einer geregelten Auswanderung der Deutschen; mit

Meiner Ansicht nach liegt der Grund des Mißglückens dieser Auswanderungs-Gesellschaften theils in den Verhält-

besonderer Rücksicht auf Süd-Brasilien. Hamburg, 1842. Ansiedelungs-Gesellschaften nach den Vereinigten Staaten von Neuem in Schutz genommen. Er sagt S. 83: „Darum ist auch in jedem unbebauten Lande ein großer Kräfteverein das wirksamste und beste Mittel zum Gedeihen, wie es manche Beispiele in Nord- und Südamerika bewähren. Die Fortschritte der Shakers (!!) nach sechszigjähriger, und jene der Harmoniter (sie nennen sich Rappisten) nach siebenunddreißigjähriger Dauer, sind als glänzende Beweise zu betrachten; und es ist gar nicht nöthig, daß Schwärmerei und Sectengeist die Hand zu solchen Vereinen bieten, wenn nur darauf gesehen wird, daß die Gemeinde aus fleißigen und gottesfürchtigen Mitgliedern bestehe, die im allgemeinen Zwecke der Gesellschaft auch den besondern erkennen, und überzeugt sind, daß sie vereinzelt entweder gar nicht oder doch nur spät zum Wohlstande gelangen können, wovon sie beim ersten Anblicke der amerikanischen Urwälder tief durchdrungen werden müssen." — Man lasse sich durch die hübsch klingenden Worte des Anonymus ja nicht täuschen. Deutsche Ansiedelungs-Gesellschaften, in Deutschland constituirt, gedeihen nun einmal in den Vereinigten Staaten nicht, wenn nicht Schwärmerei und Sectengeist sie zusammenhalten und sie sich gänzlich abschließen. Die unglückliche Idee, nach Süd-Brasilien Deutsche auszuführen, gehört zwar in ein anderes Bereich, allein es dürfte der Mühe werth sein, die Anzeige hier anzuführen, welche am 16. März 1842 Lord Stanley durch den Lord Aberdeen der brasilianischen Regierung machen ließ, daß er mit den Commissarien, welche erklärt hatten, daß, wenn nicht eine genügende Garantie gestellt wird, daß künftig, die unter öffentlicher Autorität gemachten Versprechungen, den Auswanderern auch völlig und treu gehalten werden, es weder Recht noch angemessen wäre, die Vorschläge des brasilianischen Ministers zu begünstigen, übereinstimme, und daß aus den in dem Gutachten enthaltenen Gründen das Gouvernement Ihrer Majestät, die vorgeschlagene Auswanderung von Europäern nach **Brasilien**, nicht begünstigen könne.

nissen und Zuständen der Vereinigten Staaten, was bei uns der Fall war, theils in der Mißgunst und dem gegenseitigen Argwohne der Deutschen selbst. Treffend sagt Gustav Körner *): Gewöhnlich wurden die Mitglieder, obgleich sie vielleicht Jahre lang vorher mit den Verkündigern des gelobten Landes correspondirt hatten, von einer Menge neuer Verhältnisse und unbekannter Erscheinungen überrascht, so daß sie gar nicht mehr wußten, an was sie sich halten sollten oder nicht. Frühere Verpflichtungen erschienen unter dem neuen Lichte einer völligen Freiheit und Gleichheit, und bei dem gänzlichen Aufhören einer Rangordnung oder Dienstabhängigkeit, unbillig und wurden zerrissen. Die Meisten fanden die ergriffenen Maßregeln, wenn auch im Allgemeinen noch für ausführbar, doch jetzt für sich, und den vorliegenden Fall unpassend, zweifelten an der Fähigkeit oder Aufrichtigkeit ihrer Commissaire, Spediteure oder Vorsteher, und lösten sich meist unter Zwist und Hader, dem Keime zu neuen Unannehmlichkeiten und Zerwürfnissen, denen man gerade entflohen zu sein geglaubt hatte, so rasch als möglich auf. Zu verschieden sind die Interessen, welche die Auswanderer zu ihrem Entschlusse bewegen, zu gemischt auf Bildung und Charakter sind die Glieder solcher Gesellschaften, als daß man von ihnen erwarten dürfte, sie würden in einer festen, zum gemeinschaftlichen Nutzen geschlossenen Organisation beharren. Nur religiösen Schwärmern, oder doch solchen,

*) Beleuchtung des Duden'schen Berichtes über die westlichen Staaten Nordamerikas, von Amerika aus. Frankfurt a. M. 1834. S. 37. Ich empfehle dieses Büchelchen den nach Missouri oder Illinois Auswandernden, weil sich viel Gediegenes und Wahres in ihm findet.

welche die Religion als Deckmantel für ihre Absichten um sich warfen, ist es bis jetzt gelungen, eine Schaar von unmündigen Gläubigen um sich versammelt zu erhalten, und durch Glaube das aneinander zu ketten, was sich durch billige und vernünftige Principien noch nicht halten ließ.“ — Gerade die auf liberalen Grundsätzen beruhenden Gesellschaften haben sich am schnellsten aufgelöst und bei den Altlutheranern ist es eben nur der Glaube, der sie jetzt zusammenhält, und wenn er nicht ein despotischer wird, sie auf längere Zeit nicht zusammenhalten kann.

Wozu auch die in Deutschland gebildeten Colonisations-Gesellschaften? In dieser Hinsicht stimmen wir dem Herausgeber des Anzeigers des Westens vom 21. Januar 1837 vollkommen bei. „Als wir das alte Vaterland verließen, sagt er, wählten wir mit voller Kenntniß, daß hier ein geschlossenes Volk unter einer glücklichen Verfassung lebe, diese Freistaaten, um Bürger unter dieser Verfassung und unter diesem Volke zu werden. Wem daran lag, ausschließlich mit seinem Volke zu leben, dem wäre vielmehr zu rathen gewesen, ein noch unbevölkertes Land mit Mitgliedern desselben zu colonisiren, als durch locale Scheidung der Stämme einen Riß in einem bestehenden Gemeinwesen zu veranlassen, der auf der andern Seite, wo es ebenfalls nicht an Vorurtheilen gegen uns fehlt, Reaction herbeiführen, und zu ewigen Reibungen, wo nicht endlich zum Bürgerkrieg führen muß. — Wer uns deshalb undeutsch schelten will, dem steht es frei; wir trösten uns aber mit der Übereinstimmung einer großen Anzahl nicht minder „wohlmeinender“ Männer in unseren Ansichten, und wiederholen bei dieser Gelegenheit die Worte eines der edelsten jungen Deutschen, die er bei der Feier des vergangenen 4. Juli

vor einer Versammlung deutsch= und englisch=amerikanischer Bürger aussprach, und zu deren Inhalt wir uns aus vollem Herzen bekennen.

„„Amerika ist von Männern verschiedener Abkunft entdeckt, Amerika ist von Männern verschiedener Abkunft angesiedelt worden. Sollte uns dies nicht Andeutung geben, daß die Vorsehung es sich vorbehalten hatte, gerade durch Amerika den dem Menschen unleugbar eingebornen Adel aufs Großartigste zu erweisen? Ich sage nicht, den einzelnen Menschen, des einzelnen Volks, nein, den Adel der Menschheit. Amerika, erscheint es mir, soll zeigen, daß vernünftige Menschen zusammenleben, einen freien und doch zugleich kräftigen Staat bilden können, ohne daß sie ihre Abkunft auf dieselbe Quelle zurückführen, ohne daß sie in denselben Sitten und Gewohnheiten aufgewachsen sind, ohne daß sie die ersten Gedanken ihrer Kindheit in derselben Sprache auszudrücken gelernt haben. Amerika ist geschaffen, die Idee einer engherzigen, Andere anfeindenden Nationalität auf ewig zu verbannen, eine Idee, welche in Vereinigung mit dem unrichtigen Gedanken, daß unter den gebildeten Völkern in intellectueller Hinsicht eine so große Abstufung sei, die Völker in Krieg und Unheil gestürzt hat. Alle freien Männer gehören demselben Volke an, dem Volke der Freien. Wir hoffen, daß diese Ansicht endlich einmal allgemein anerkannt werde.““

Wer nun einmal nach Amerika auswandern will, sei weder Colonieführer noch Coloniemitglied, sondern gehe auf seine eigene Faust. Ist es ihm angenehm, in der Nähe von Freunden oder Landsleuten sich anzusiedeln, so thue er es; sie findet er in allen westlichen Staaten, in Missouri und Illinois an mehr als zehn Orten und Gegenden, in Ohio

faſt überall, in Indiana in ſehr vielen Grafſchaften, in Michigan, Wisconſin, Jowa u. ſ. w.; will er in einem deutſchen Städtchen leben, ſo giebt es deren jetzt ſo viele, daß ihm die Wahl ſchwer werden wird. Ich will nur einige der deutſchen Anſiedelungen anführen, von den Städtchen will ich ſpäter ſprechen.

Im Staate Illinois iſt 1) die von Belleville, dem Regierungsſitze der Grafſchaft St. Clair, 6 Meilen öſtlich gelegene deutſche Anſiedlung, aus mehren gebildeten Familien beſtehend. *) „Das Land iſt, ſagt ein Reiſender in der Alten und Neuen Welt vom 17. November 1838, wenn auch nicht das beſte, doch gut und die natürlichen Wieſen mit abwechſelnden Waldungen bilden eine freundliche Landſchaft; die Wohnungen der meiſten Deutſchen ſind gut gebaut und den Umſtänden gemäß für die dortigen Verhältniſſe bequem eingerichtet, daher auch Krankheiten unter ihnen bei ihrer regelmäßigen Lebensweiſe immer ſeltener werden. — Wer noch Land dort zu haben wünſcht, kann noch immer mit Vortheil aus zweiter und dritter Hand von Amerikanern kaufen. Der Abſatz der Producte dortiger Gegend iſt gut, und was in Belleville nicht abgeſetzt wird, findet in St. Louis einen vortrefflichen Markt.“ — 2) Die deutſche Anſiedelung, Neu-Argau genannt, zum Andenken an den Theil der Schweiz, aus welchem die meiſten Anſiedler auswanderten, 20 Meilen ſüdöſtlich von Belleville. Hier iſt auch eine Gemeinde, deren Prediger Herr Rießom, ein Zögling des Baſeler Inſtituts, im Jahre 1836

*) Dieſe Anſiedelung iſt im dritten Hefte „des Weſtlandes“ ausführlich beſchrieben worden.

war. *) 3) Die ziemlich starke Niederlassung, ausschließlich aus Hessen-Darmstädtern bestehend, in der Nachbarschaft von Turkey Hill. Auch dort hatte sich unter der Anführung eines deutschen Schulmeisters eine Gemeinde gebildet. 4) Die Niederlassung, das sogenannte sächsische Dorf genannt. „Vor einigen Jahren wurde dasselbe angefangen durch mehrere Familien, welche aus demselben Orte im Preußischen Sachsen auswanderten, in Gemeinschaft ein kleines Stück Land kauften, und dasselbige vertheilten auf die Weise eines zerstreuten Dorfs. Diese Anordnung zeigte sich aber bald als unvortheilhaft aus, und daher zogen einige der ersten Ansiedler anderwärts. Ihre Plätze wurden jedoch bald von andern ausgefüllt, so daß sich die erste Anzahl der Familien und die nämliche allgemeine Art zu leben, erhielt.“ **) 5) Die Niederlassung in der sogenannten hohen Prairie, aus einigen 20 Familien bestehend, von deren mehre aus dem Großherzogthum Hessen-Darmstadt. 6) In der Grafschaft Madison, das sogenannte Neuschweizerland, von Lebanon 12 Meilen östlich gelegen, auf dessen höchstem Punkte im Jahre 1837 die Stadt Highland, von dem General Semple, Dr. Köpfly, Joseph Suppiger und A. ausgelegt wurde. Schon sehr viele Deutsche und Schweizer, heißt es in dem Reiseberichte in der A. und N. Welt vom 17. Nov. 1838, sind in der Umgegend angesiedelt und es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß hier die größte

*) Haberstich's Reise-Prediger-Bericht in den Verhandlungen der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Synode von Pennsylvanien, Allentaun, Pa. 1836. S. 38.

**) Wörtlich aus demselben Reiseberichte. S. 40. Es scheint dieß die aus Kölleda in Thüringen ausgewanderte Gesellschaft gewesen zu sein.

Ansiedelung Deutscher und Schweizer im Staate Illinois werden muß, weßhalb ich auch die Aufmerksamkeit Solcher, die sich im Staate Illinois niederzulassen gedenken, auf diese Gegend lenke, welche gewiß die Meisten, die sie besuchen, gefallen wird. Es ist eine reiche und schöne Landschaft, in welcher überall reges Leben herrscht. Eine herrliche Säge- und Mahlmühle, durch Dampfkraft getrieben, ist jetzt fertig und die ganze Anlage und Bauart so solide und gediegen, daß sie den Erbauern große Ehre macht; ich sah keine im ganzen Westen, die ihr zur Seite gestellt werden könute. Diese ganze Gegend kann dereinst, wenn die große Eisenbahn, welche die Staaten Illinois, Indiana, und einen Theil Kentucky's durchschneiden soll, und welche durch die Stadt Highland führt, sehr wichtig werden, indem die Bahn die beiden Hauptstädte Louisville und St. Louis berührt. Auch kömmt die Nationalstraße, wenn nicht durch Highland, doch nur eine Meile nördlich von diesem Orte und geht alsdann durch das Land der Ansiedelung.“ — 7) Die Niederlassung von mehren Deutschen in der Gegend von Vandalia, welches von einem Hannoveraner, Namens Ferdinand Ernst gegründet wurde, und für ihn und die mitgebrachten Deutschen als eine schlechte Speculation ausfiel. Ernst, welcher über diese Stadt &c. ein Buch herausgegeben hat, das 1820 bei Gerstenberg in Hildesheim erschien, wählte unglücklich, d. h. einen sehr ungesunden Platz, das größte Unglück, so man sich bei einer neuen Ansiedelung denken kann. Von den 94 Menschen, die er mitnahm und deren Passage er bezahlte, verließen ihn mehre und die übrigen erlagen zum Theil dem Einflusse des Klimas. Noch ist Vandalia nicht ganz gesund, und namentlich im Sommer 1837 herrschten die Wechsel- und

Gallenfieber; doch hat die Kultur auch hier merkwürdige Veränderungen herbeigeführt, und der Gesundheitszustand der Bewohner wird von Jahr zu Jahr besser. Jetzt hat die Stadt 1000 Einwohner, unter diesen wenige Deutsche. Im Staate Missouri, wohin ja Duden durch seine Briefe so Viele geführt hat, giebt es viele deutsche Ansiedelungen, von denen ich nur einige anführen will. 15 Meilen südlich von St. Louis ist eine sehr starke deutsche Ansiedelung, wenn ich nicht irre, aus 40 — 50 Familien bestehend. In der Umgegend von St. Charles haben sich sehr viele Deutsche niedergelassen. Bei Marthesville wohnen mehr als 100 deutsche Familien, und ungefähr 20 Meilen jenseits einige 20. Am Schoal Creek hatten sich schon im J. 1838 mehr als 30 deutsche Familien in geringer Entfernung von einander niedergelassen, und der sogenannte Bonhome-Bottom, der zu Wasser etwa 50, zu Lande aber etwa 24 Meilen von St. Louis entfernt ist und eine bedeutende Fläche einnimmt, wird von vielen Deutschen bewohnt. Über diesen Bottom sagt der angeführte Bericht in der A. und N. Welt Folgendes: „Wer kennt nicht diese Gegend, die überall wegen ihrer üppigen Vegetation und ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit in gutem Rufe steht. Und sie verdient in dieser Hinsicht den Ruf mit Recht. Wer nie eine solche Vegetation sah, hat keinen Begriff von der Fruchtbarkeit des Landes. Dasselbe hat wegen seiner Ergiebigkeit schon jetzt einen großen Werth und wird, wenn erst die Kommunikation nach St. Louis besser ist, einen noch größeren bekommen. Namentlich ist das Land hier am Missouri-Fluß außerordentlich ergiebig. Natürliche Wiesen findet man nicht und das erste Kultiviren dieser Farmen ist sehr mühsam. Wer ein Freund von Ebenen ist, möchte sich

an manchen Plätzen nahe am Missouri gefallen, wo auch die Lage gesünder als unmittelbar hinter den sogenannten Bluffs ist, da hier überall freier Zug vom Flusse her stattfindet. Mehr im Innern, wo theilweise die Wohnungen von Wald umgeben und noch immer von dem reichen Lande aufgebrochen wird, ist es ungesund und die Bewohner, besonders Neueingewanderte, leiden im Frühling und Herbst an Fibern, weßhalb Jedem, der sich dort anzusiedeln gedenkt, Vorsicht in der Wahl seines Landes überhaupt und besonders in der Wahl des Platzes, wo das Wohnhaus stehen soll, zu empfehlen ist. Die Häuser stehen oft sehr im Kontraste mit dem Reichthume des Landes; der Wind pfeift durch die sogenannten Logs (Balken), welche häufig nicht einmal mit Lehm ausgefüllt, geschweige inwendig verklebt und die Außenseiten mit Brettern versehen sind. Der Regen dringt öfters durch die Dächer, die Nahrung ist nicht immer so gewählt, (kann es vielleicht nicht sein), daß sie der Gesundheit zuträglich ist und daher darf man sich nicht wundern, daß Manche ihr Unwohlseyn durch solche Häuser und solche Lebensweise erhöhen. — Dazu kommt bei Mehren das Ungewohnte eines solchen Lebens und das Abgeschiedene ihrer Lage. Es fehlen ihm nur zu häufig die in früheren Verhältnissen gewohnten Zerstreuungen; Fiber reiben seine Geistes- und Körperkräfte auf, die gemüthliche Heiterkeit, welche man in gesünderen Klimaten, und namentlich in Gebirgs- oder Hügelgegenden findet, ist sehr selten. Die leidige Quinine wird oft und in großen Dosen genommen und dem Whisky mitunter zu stark zugesprochen, daß Einige ihre Gesundheit gänzlich zerstören. — Viel kann der Mensch durch seine Lebensweise, wie überall, so auch hier, zur Erhaltung seiner Gesundheit beitragen; doch

nicht immer kann er den Einflüssen des Klimas auf dieselbe, trotz aller Vorsicht, entgehen. Ein dichtes, trockenes Haus sollte vor allen Dingen jeder Farmer, und namentlich auf so reichem Boden, besitzen. Es ist nicht Armuth der meisten der Bewohner, daß sie sich nicht besser einrichten; denn Viele sind wohlhabend und Mehre reich; nein, es ist eine unverzeihliche Gleichgültigkeit oder Nachlässigkeit mancher Bewohner dortiger Gegend, welche sie nur zu häufig selbst mit dem Leben büßen müssen. — Manche Deutsche besitzen herrliche Farmen und gesunde Häuser, haben ihre Bauereien in gutem Stande und kommen vorwärts; aber Einige theilen wahrlich nicht das beste Loos und fühlen sich dort auch nicht glücklich. — Bei dem Werthe, den die Ländereien überall in der Nähe einer solchen Stadt, wie St. Louis, schon haben und noch fortwährend in größerem Maße erhalten werden, bricht sich die Kultur überall Bahn und mit Recht darf man erwarten, daß die fruchtbare Gegend des Bonhome-Bottom in wenigen Jahren ein gesunder und angenehmer Aufenthaltsort werden wird. Auch hier haben Deutsche das Meiste gethan. Nicht Jedem spricht jetzt schon diese Gegend an und auch mir ging es so; aber, wie gesagt, Zeit und Verhältnisse werden dort bald merkwürdige Veränderungen herbeiführen.“ —

Im Staate Indiana giebt es ebenfalls viele deutsche Ansiedelungen. So ist eine Ansiedelung von größtentheils Norddeutschen in Marion und Hancock County, wo im J. 1838 gegen 40 Familien wohnten und eine in Dearborn Co., unfern Lawrenceburg, wo eine lutherische und eine katholische Gemeinde ist. Eine sehr starke Niederlassung ist in Franklin Co., von Louisville 55 und von Madison 46 Meilen entfernt, wo im J. 1839 von 150 Deutschen,

die sich dort angekauft hatten, der dritte Theil schon dort wohnte. Zwischen zwei Städten Brownstown und Rockfort liegend, hat diese Niederlassung den schiffbaren White River in der Nähe, wodurch die Absetzung der Producte nach New-Orleans sehr erleichtert wird, wenn gleich derselbe bis jetzt nur noch ausschließlich von Flattbooten befahren wird. Vierzig Acker sind für eine Kirche und Schule angekauft. Die Gegend soll fruchtbar und gesund sein. Außerdem giebt es Ansiedelungen in Benton, bei Elkharttown 18 Meilen westlich, in Harris Prärie 9 Meilen weiter westlich, und am Yellow-Fluß 17 Meilen südlich von Southbent. Man kann sagen, fast in dem ganzen nordwestlichen Indiana, wo es jedoch an sehr vielen Plätzen nicht sehr gesund ist, finden sich größere oder kleinere deutsche Ansiedelungen; eben so leben viele Deutsche im Süden des Staates. Und im Staate Ohio? In den meisten Grafschaften haben sich Deutsche niedergelassen. Die Grafschaft Stark hat 16 deutsche Kirchen, Wayne und Richland sind fast von lauter Deutschen theils eingebornen theils aus Deutschland eingewanderten angesiedelt. Eine starke Ansiedelung ist im nördlichen Theile des Staates, in Fort Jennings, Grafschaft Putnam, sechs Meilen von Kalida, und eine zweite unfern von dieser; beide zusammen schon im J. 1838 gegen 100 Farmen bildend. Im Süden, im Osten und im Westen des Staates wohnen Deutsche. Liverpool, in dem nordwestlichen Theile der Grafschaft Medina, ist ausschließlich von Würtembergern bewohnt, die leider wegen der Kirche in großem Zanke und Streite leben. Wir werden Gelegenheit finden, von diesem Städtchen, das in den Amerikanischen Reisen von Beyer und Koch ungebührlich gelobt worden ist, etwas ausführlich zu sprechen, damit man sich durch jene Darstellung nicht

blenden lasse. Was soll ich noch von Pennsylvanien, dem deutschen Staate, sagen?

Woher nun die Nothwendigkeit und Nützlichkeit, Colonien in Deutschland zu bilden und sie nach den Vereinigten Staaten, und wie der neueste Colonisationsplan ist, nach Pennsylvanien, diesem verschuldeten Staate, überzusiedeln? Nur den Gedanken fahren lassen, daß sich in irgend einem Staate ein ausschließlich deutsches Gemeinwesen **zum Vortheile der Deutschen** bilden könne; er ist wirklich Chimäre. Viele versicherten mich, daß sie es recht angenehm fänden, nicht unter vielen Deutschen zu wohnen. Der Geschmack ist verschieden. — Wir kehren von dieser Abschweifung, die uns der Leser gern verzeihen wird, zu unserer Gesellschaft in Wheeling zurück. Pastor Krakau, welcher Deutschland mit dem festen Vorsatze verlassen hatte, Landmann zu werden, blieb seinem Vorsatze treu und wählte den Staat Ohio; sein Bruder hatte in Wheeling eine Lichtgießerei von einem Deutschen, der ihm den ungeheuren Gewinn sehr plausibel darzustellen gewußt hatte, käuflich an sich gebracht und mußte bleiben, und die beiden Rohde waren noch unschlüssig, wohin sie sich wenden sollten. Sie kauften sich später in der Grafschaft Crawford im Staate Ohio Land, unglücklicherweise Congreßland. Wir setzten daher, nachdem wir einen andern Fuhrmann gedungen und unsere Sachen ab- und aufgeladen hatten, unsere Reise nach Steubenville (22 Meilen) fort. Die Straße geht dem Ohio-Flusse entlang und ist ziemlich gut. Die Farmersleute, bei denen wir die Nacht zubrachten, waren freundliche und gutmüthige Menschen, und mit fröhlichen Herzen bestiegen wir die Fähre, die uns über den Ohio nach Steubenville bringen sollte.

Zweites Kapitel.

Aufenthalt in Steubenville — Markt — Honettes Betragen der Amerikaner gegen Fremde, welche der Landessprache nicht mächtig sind — Ankauf — Abreise — Reise nach der Bauerei — Ankunft — Erste Einrichtungen — Ungewohnte Arbeiten, Holzfällen, Riegelspalten, Cultiviren — Zuckerkochen — Schlachten — Was der Bauer sein muß — Die Krakauische Familie — Gnadenhütten — Abendvergnügen — Geistige Beschäftigungen eines Bauern — Reise nach Wheeling und Washington — Weihnachtsfeier — Rückreise — Begräbniß — Plötzliche Veränderung meiner Lage — Abschied von der Krakauischen Familie.

Durch die Bemühungen eines Deutschen, Namens Schüßler, welcher eine Bierbrauerei besaß und sich unserer freundschaftlich annahm, (er zog späterhin fort), bekamen wir bald eine Wohnung. Es war ein ganzes Haus, das parterre eine Stube enthielt, so groß, daß man mit leichter Mühe eine Reitbahn in ihr hätte anlegen können, und eine Treppe hoch zwei Bretterverschläge hatte. Die Fensterscheiben in denselben waren fast alle zerbrochen und die Stelle des Glases ersetzten entweder kleine angenagelte Brettchen oder alte Hüte und Kopfkissen. Damit hilft man sich dort, so gut es gehen will und ist zufrieden, wenn der Wind nicht mit ganzer Macht durchpfeifen kann. Ich habe Häuser gesehen, die so viele alte Hüte und Bettkissen in den zerbrochenen Fensterscheiben hatten, daß ich mich nicht genug wundern konnte, woher so viel von diesen Sachen in der Wüste! Die Miethe,

welche wir zu bezahlen hatten, war für Amerika ziemlich niedrig, sie betrug monatlich 3 Dollars, das Haus aber auch schlecht genug, und doch waren wir froh, daß wir es hatten. Wir richteten uns nun, weil von hier aus das Land eingesehen werden sollte, so gut wie möglich ein. Es wurden Stühle gekauft, um uns setzen zu können und der Deckel des großen Kastens, in welchem der Wiener Flügel eingepackt war, diente zum Tischblatte. Die Sitte, daß die Männer auf den Markt gehen, einkaufen und das Eingekaufte nach Hause tragen, ist bekannt. Mir kam sie in der ersten Zeit sonderbar vor; ich gewöhnte mich aber in der Folgezeit so daran, daß ich nicht nur nichts Unschickliches darin fand, sondern sogar etwas Billiges, und mich ärgern konnte, wenn ich sahe, daß die deutschen Weiber die schweren Handkörbe selbst nach Hause tragen mußten und die Amerikaner ihre Glossen darüber machten. Das Unangenehmste bei der Sache in Steubenville war, was sich in den kleinern Städten überall findet, daß man so frühe auf den Markt gehen mußte. Morgens um 3 Uhr fing der Markt an und verschlief man unglücklicherweise die Zeit und kam erst nach 6 Uhr, war das Beste verkauft und man mußte nehmen, was übriggelassen war, und das war oft wenig und herzlich schlecht. Daß der Markt so früh gehalten wird, davon finde ich die Ursache in der genauen Benutzung, ich möchte sagen in dem Auskaufen der Zeit. Der Amerikaner, weil er eben selbst den Markt besucht, will keinen Theil des Tages, an dem er arbeiten kann, zum Einkaufe der Lebensmittel verwenden, und der Bauer, der die Sache zu Markte bringt, zu rechter Zeit auf seinem Acker, überhaupt an seiner Arbeit sein. Zeit ist Geld, sagt das amerikanische Sprichwort.

In Baltimore und auf unserer Reise hatten wir von der englischen Sprache nicht viel mehr, als **how much?** (wie viel?) und einige Wörter für gewöhnliche Sachen gebraucht; hier, wo wir Mancherlei bedurften, und neue Wörter lernen mußten, wollte der „kleine Amerikaner“, der im Bremerhafen zum Verkauf ausgeboten wird, nicht mehr ausreichen und nun wurde das sehr unvollkommene Webersche Wörterbuch zu Rathe gezogen, mitunter auch in den Krämerladen mitgenommen, um dem Kaufmanne das englische Wort, das die gewünschte Sache bezeichnete, zur eigenen Anschauung darzulegen. Ich wurde mit einigen amerikanischen Familien bekannt, in denen ich englisch zu radebrechen gezwungen war (das beste Mittel, englisch zu lernen), und mag, wie es in der ersten Zeit geschieht, gar manche Böcke geschossen haben, schlimmere noch, als jener Engländer an der **Table d'hôte** in Breslau, bin aber nie ausgelacht worden. Das muß man dem gebildeten Amerikaner und der gebildeten Amerikanerin lassen, daß sie den Fremden, welcher, der Sprache noch nicht mächtig, Vieles verkehrt herausbringt, vielleicht durch die falsche Betonung eines Wortes etwas anderes, sehr Anstößiges sagt, durch lautes Lachen nicht in peinliche Verlegenheit setzen. Mitunter lächeln sie, wenn etwas recht drollig herauskommt, nie aber habe ich ein unanständiges Gelächter gehört. Wie dem armen Engländer zu Muthe gewesen sein muß, wird der fühlen, welcher in fremden Ländern gereist ist, ohne der Sprache derselben völlig kundig zu sein.

In Steubenville war durch den Pfarrer Begemann aus Washington in Pennsylvanien, das 25 Meilen entfernt ist, eine kleine deutsche evangelische Gemeinde gebildet worden, die alle vier Wochen Gottesdienst hatte. Wir besuchten den Gottesdienst, der in einem Privathause gehalten wurde, und

machten die Bekanntschaft des Herrn Begemann. Ich erwähne diese Sache, weil Begemann die Veranlassung wurde, daß ich mich später an die Westpennsylvanische Classis der reformirten Kirche anschloß.

Eine so starke Familie, wie die Krakauische, in einer Stadt zu unterhalten, kostet viel Geld und schwächt den Beutel (denn der Dollar hat nur 100 Cents oder sechszehn 6¼ Centstücke, während der preußische Thaler 360 Pfennige oder 30 Silbergroschen hat, und man für einen Cent in Amerika nicht so viel bekommt, wie für drei Pfennige in Deutschland, 1 Thaler 8 ggr. preuß. aber erst einen Dollar ausmachen), und es wurde beschlossen, unsern Aufenthat so kurz wie möglich zu machen. Pfarrer Krakau trat daher auch bald seine Reise an, um in Ohio ein Plätzchen zu kaufen, das er sein nennen könne, und es dauerte nicht gar 2 Wochen, als er mit der freudigen Nachricht zurückkehrte, daß er eine Bauerei käuflich an sich gebracht habe und daß dieß nun der letzte Aufbruch und die letzte Unruhe sei. 52 Meilen von Steubenville, 6 M. von New-Philadelphia und 5 M. von Gnadenhütten, in einem fruchtbaren und lachenden Thale, sollte die schon eingerichtete Bauerei liegen. Das war eine Freude und ein Jauchzen bei Alt und Jung, und mehr als zwanzig Mal wurde gerufen: Gott sei Dank! nun haben wir eine Bauerei. Der Vater konnte nicht genug erzählen und mußte die neugierigen Frager auf das baldige eigene Sehen und Schauen verweisen. Ob sich wohl Viele in Deutschland eine solche Scene recht vorstellen können?

Nun wurde wegen der Fortschaffung der Sachen großer Rath gehalten und nach reiflicher Überlegung beschlossen, zu dem Pferde, das Krakau besaß, noch ein zweites zu kaufen und einen Wagen anzuschaffen und selbst zu fahren. Auf

einem Wagen konnten aber die Habseligkeiten nicht fortgeschafft werden, und wir wollten deßhalb nur die nöthigsten und besten aufpacken und die zurückgelassenen mit der zweiten Fuhre holen. Sonderbar war es, daß es am Tage unserer Abreise wieder regnete. Als wir nach Bremen abfuhren, regnete es; als wir Baltimore verließen, regnete es; jetzt wieder, und zwar so stark, daß die Straße, an sich schon schlecht genug, kaum zu passiren war. Sei es nun, daß unsere beiden Pferde nicht zusammenpaßten, oder daß sie unser deutsches Commando nicht verstanden, oder war der schlechte Weg die einzige Ursache, — wir machten an diesem ganzen Tage, nachdem ich noch Vorspann geholt hatte, drei Meilen, 1¼ Stunde, und dankten Gott, als wir Abends spät vom Regen durchnäßt und vom Kopf bis zu den Füßen von Koth bespritzt den Gasthof zum schwarzen Bären erreicht hatten. Das hieß Fuhrleute spielen.

Hier wurde nun wieder großer Rath gehalten, was anzufangen sei und das Resultat lautete dahin, die zurückgelassenen Sachen auf einem vom Wirthe gemietheten Wagen nachzuholen und sie mit den auf unserm Wagen befindlichen an Ort und Stelle zu schaffen, die alte gebrechliche Stute, die mit dem andern feurigen Pferde nicht fortkommen konnte, in die Kutsche zu spannen und das faule Miethpferd, das wir von Steubenville mitgenommen hatten, gegen ein besseres zu vertauschen. Mit dem Wirthe wurden wir bald einig, denn wo etwas zu verdienen ist, da ist der Amerikaner nicht faul. Des nächsten Tages in aller Frühe holte ich die Sachen in Steubenville ab, und nun ging es mit der ganzen Ladung, 2 Wagen und 1 Kutsche nach New-Philadelphia zu. Das Wetter war schön, der Weg ziemlich abgetrocknet und wir Alle von einem heitern Muthe beseelt, als

am Tuscarawas-Flusse die Noth von Neuem losging. Wir wurden nicht nur von dem betrunkenen Fährmanne, der sich über die **dutch men** lustig machte, greulich geprellt, sondern hatten auch, weil wir durch den Fluß nicht fahren konnten, einen großen Berg, über den der schlechteste Weg führte, zu passiren. Wir spannten die Pferde von dem zweiten Wagen ab und spannten sie mit vor den ersten, weil zwei Pferde den Wagen unmöglich diesen gräßlichen Berg hinaufziehen konnten. Mit vieler Mühe erreichten wir den Gipfel des Berges. Hier wurden die Pferde abgespannt, um den andern Wagen nachzuholen; mit diesem und der Kutsche kamen wir auch glücklich hinauf. Der Weg bergab war aber schlechter und gefährlicher, als der bergauf und wir erwarteten nichts anderes, als daß Pferde und Wagen, da der Berg fast senkrecht, der Weg über große Steine und starke Wurzeln ging und überdieß abschüßig war, den Berg hinunterstürzen würden. Wir hatten uns auch schon darein ergeben oder waren vielmehr gleichgültiger geworden. Alles, was wir thaten, war, den Kindern zuzurufen: Kinder, haltet euch fern von den Wagen, damit ihr nicht zu Schaden kommt. Wie es zugegangen, daß Wagen und Pferde glücklich am Fuße des Berges angekommen sind, kann ich heute noch nicht begreifen, denn als ich 6 Jahre später mit einem leichten Wägelchen denselben Berg passirte, hätte ich fast Wagen und Pferd verloren. Nun ging es einen kleinen Hügel hinauf, an dem alten indianischen Gottesacker, auf welchem ein Missionar der Brüdergemeinde ruht, vorbei, und — ein schönes Thal breitete sich vor uns aus und der Pfarrer Krakau rief: „Seht ihr dort im Thale das Frehmhaus *)

---

*) **Frame-house**, Fachwerkhaus. Das Wort Frehmhaus ist in die deutsche amerikanische Sprache aufgenommen worden.

und hinter demselben im Walde das Blockhaus? Dort ist unsere neue Heimath." Alle Leiden waren vergessen, das Auge blickte dankbar zum Himmel, und neues Leben und frischer Muth kehrte in uns ein. An einer deutschen Bauerei, mit deren Besitzern Krakau auf seiner Besichtigungsreise bekannt geworden war, wurde, um unsere glückliche Ankunft zu melden, ein wenig Halt gemacht. Wir wurden mit frisch gebackenem Kuchen tractirt, der uns köstlich schmeckte; jetzt gings über die Kanalbrücke, und bald hielten wir vor dem Hause.

Laut des Kaufcontractes blieb der alte Besitzer bis zum 1. April nächsten Jahres in dem Frehmhause, wollte jedoch dasselbe räumen und in das Blockhaus ziehen, wenn er 20 Dollars Vergütung erhielte. Die Summe war zu groß, und es wurde beschlossen, selbst das Blockhaus zu beziehen und zu bewohnen. In diesem lag ein amerikanisch Deutscher, ein Schmidt von Profession, am kalten Fieber darnieder. Eine böse Vorbedeutung. Trotz alles Zuredens, daß er doch bleiben solle, stand er auf, packte seine Siebensachen, die ein Mann bequem forttragen konnte, zusammen, hob sein Bett auf und quartirte sich bei dem nächsten Nachbar ein. Ein schneller Umzug. Wir zogen nun in das Blockhaus, das aus einer einzigen Stube und einer kleinen Kammer bestand und einen kleinen Boden hatte, zu welchem zum Glück eine zwar enge aber doch eine Treppe und keine Leiter, wie ich dieß in andern Blockhäusern gesehen habe, führte. Unser erstes Geschäft war, das Haus in einen etwas bewohnbaren Zustand zu setzen. Von der Stube aus konnten wir durch Decke und Dach astronomische Beobachtungen anstellen, durch die großen Ritzen oder Spalten in den Wänden, die zu Schießscharten sehr geeignet waren,

Alles, was außerhalb des Hauses vorging, beobachten und beim Gehen Arme und Beine brechen. Die Dielen nämlich, mit der Axt zugehauen, ob sie gleich so stark waren, daß sie funfzehn Menschenaltern hätten dienen können, hatten sich dennoch bedeutend in die Höhe gezogen, so daß zwischen manchen weite Spalten waren und die Erhöhungen und das Wackeln das Gehen auf denselben gefährlich machten. Dach und Stubendecke wurden zuvörderst mit den aus der nächsten Mühle herbeigeschafften Schwarten ausgebessert, dann wurden die Risse in den Wänden mit Lehm, der zum Glück bei der Hand war, verschmiert, und zuletzt die Dielen, so gut es gehen wollte, in ihre vorige Lage, wenigstens fest gekeilt. Der Kasten, in welchem der in dem Frehmhause aufgestellte Wiener Flügel gepackt gewesen war, wurde in der ersten Zeit zur Lagerstätte für einige der Kinder, später zum Kleiderschranke benutzt und nach und nach Alles nach Umständen, so gut man es machen konnte, anders geht es nicht, eingerichtet. Von den Nachbaren wurden Kühe und Futter, und für uns Lebensmittel gekauft, das zur Bauerei nöthige Geschirr angeschafft und nun das Bauern selbst angefangen.

In der ersten Zeit giebt der Gedanke: jetzt bist du nun ein freier Amerikanischer Bauer und die Neuheit der Einrichtung und der Geschäfte dem Ganzen einen gewissen Reiz, und unter Scherz und Lachen werden die ungewohnten Arbeiten, bei denen man sich mitunter recht linkisch anstellt, verrichtet; allein dieß hört nach und nach auf, und es ist gar nicht so leicht, mag man auch noch in so glänzenden Farben das Ansiedlerleben schildern, sich an diese Arbeiten, wenn man gar nicht an sie gewöhnt war, und an dieses einförmige amerikanische Farmerleben zu gewöhnen, und

daher kein Wunder, daß Mancher, der mit der festen Überzeugung, Alles ertragen zu können, und mit dem stärksten Muthe, es auch zu wollen, im Laufe der Zeit den Muth verliert, das Bauern aufgiebt und auf andere Weise sein Fortkommen zu finden sucht. Es ist dieß, wie mit so manchen uns fremden Dingen, die ein auch zwei und drei Mal gesehen oder gehört etwas Anziehendes und Reizendes haben, eben wegen der Neuheit, in der Folgezeit aber, wenn sie immer wieder kommen, unangenehm und widerlich werden. Nur ein Beispiel. So heißt es in den Amerikanischen Reisen von Beyer und Koch, II. Thl. S. 199: „An diesem Tage hörte ich zum ersten Mal einen brüllenden Frosch oder Ochsenfrosch (Bullfrog). Das ist eine ganz eigene Musik. Sie hat zwar, wie ich in früheren Reisebeschreibungen gelesen, Aehnlichkeit mit dem Brüllen eines Ochsen, doch der Ton, wenn auch eben so laut, ist doch viel dumpfer. Genauer möchte ich ihn mit den Tönen vergleichen, die man hervorbringen würde, wenn man auf einem sehr großen Baßinstrumente die tiefste Saite auf das Stärkste drei bis vier Mal in abgebrochenen Sätzen streicht. Zu diesem Froschbaß accordirte eine Gesellschaft kleiner Wasserthiere allerbestens. Diese kleinen Musici, welche sich bei der Bewährung ihrer Virtuosität, gar zu entschieden, nicht entdecken ließen, geben ganz täuschend den Ton, den man mit der tiefsten Saite einer Violine oder der höchsten einer Baßgeige hervorbringt, wenn man sie mit den Fingern in die Höhe zieht, und dann wieder fahren läßt. Einige hatten einen tieferen, andere einen höheren Ton, doch auch der höchste Diskant war noch immer ziemlich tief. Zum Lachen erfreute mich das merkwürdige mir so neue Concert.“ — Dieß klingt allerliebst, und ich habe selbst über dieses Con-

cert lachen müssen. Allein in der Nähe dieser Concertgeber zu leben, nur einige Nächte zuzubringen, wie es mir erging, ist höchst unangenehm und man wünscht diese Ochsenfrösche mit ihrer accordirenden Gesellschaft in das Land, wo der Pfeffer wächst. Das Lachen hat aufgehört.

Wir wollten den Rath, der in den Büchern, die den hübschen Namen, Rathgeber oder Anweisung für Auswanderer führen, ertheilt wird, nämlich in der ersten Zeit nicht zu anhaltend zu arbeiten und sich nach und nach an die ungewohnte Arbeit zu gewöhnen, befolgen; fanden aber in und außer dem Hause so viel zu thun, daß wir Rath Rath sein ließen, und arbeiten mußten, wie es nothwendig war. Ich glaube, daß die Wenigsten von den guten Rathgebern in Amerika gearbeitet haben. Arbeiten sehen und selbst Arbeiten aber ist zweierlei. Einen Knecht oder Tagelöhner zu halten, ist eine kostspielige und nicht Jedermanns Sache; ersterer erhält 120 — 140 Dollars jährlich mit Beköstigung und eine freundliche Behandlung obendrein, denn sonst läuft er fort und schafft (arbeitet) irgendwo anders, und letzterer bekommt einen ½ Dollars täglich, in der Aerntezeit ¾ Dollars; oft sind sie und gerade, wenn man sie am nöthigsten braucht, gar nicht zu haben. Da heißt es denn nur zu oft: Greife an, und richte dich nicht nach dem Rathgeber. Das Bäume fällen, welches bei dem Amerikaner, der von Jugend auf mit der Axt umgegangen ist und bei seinem richtigen Augenmaße keinen Streich umsonst thut, als eine, ich möchte sagen spielende Arbeit erscheint, wurde uns recht sauer und preßte manchen Schweißtropfen aus. Das Aergerlichste war, wenn wir, um Brennholz zu gewinnen oder auch Riegel zur Befriedigung zu spalten, einen vom Winde gedrehten Baum, den wir von den andern noch nicht zu unterscheiden

verstanden, mit vieler Mühe umgehauen hatten und nun von dem herbeigekommenen deutsch amerikanischen Nachbar hören mußten: „Ei, was hackt ihr denn den Baum um, der is ja gedreht, selber is schier gar nicht zu spalte, ihr hättet den dort umhacke solle.“ Die saure Arbeit war vergebens gewesen. Wie oft habe ich den Sohn des deutschen Amerikaners, von dem die Bauerei gekauft war, um seine Fertigkeit im Fällen der Bäume, Spalten der Riegel, Urbarmachen des Bodens und in andern ähnlichen Arbeiten beneidet. Ihm schienen diese Arbeiten so leicht zu sein, daß ich mich über meine Ungeschicktheit ordentlich ärgerte. Einmal traf ich ihn wieder bei dem Fällen eines Baumes an. „Ei, Sem (Samuel), sagte ich, du hast deine Sache gelernt, du kannst tüchtig schaffen, ich müßte mich lange plagen, ehe ich den Baum umhackte.“ „Jo,“ antwortete er mit zufriedener Miene, „ich hob viel in meinem Leben geschofft, ich bin aber auch wie e Holbgaul.“ In der That, er hatte Recht.

Es ist wahrlich für den, der nie eine Axt in seiner Hand gehabt und einen Pflug geführt hat, keine leichte Aufgabe, einen Waldboden urbar zu machen, Riegel für die Umzäumung zu spalten und in den Wurzeln und zwischen den Bäumen zu pflügen und zu eggen, und man kann, nun selbst an Ort und Stelle und mit diesen Arbeiten beschäftigt, gar nicht begreifen, wie Einige in ihren Büchern Arbeiten, die so schwierig sind, ihren gebildeten, an keine schwere Arbeit gewöhnten Landsleuten so leicht und mit so geringem Aufwande an Geld und Kräften verknüpft, schildern könnten. Solche Menschen haben entweder dem in solchen Arbeiten geübten Amerikaner, dem beizukommen nur dem Deutschen, der von Jugend auf an die Holzart und schwere bäuerliche Verrichtungen gewöhnt und stark und

kräftig ist, gelingt, nur zugesehen, ohne selbst gearbeitet zu haben, oder sie haben sich durch falsche Berichte, die ihnen aus der zweiten und dritten Hand zukamen, täuschen lassen und täuschen unwissend nun wieder Andere. Der Deutsche, ich rede hier von dem nicht an die Holzart und harte Arbeiten gewöhnten, stelle es sich gar nicht so leicht vor, einen Wald auszuroden und zum fruchttragenden Felde zu machen. Es ist zwar schnell und leicht gesagt und klingt auch hübsch: die Bäume, die nicht über einen Fuß im Durchmesser haben, werden umgehauen, die dickeren stehen gelassen und unten am Stamm 2 — 3 Fuß vom Boden eingekerbt, damit sie absterben, das gefällte Holz wird dann in Haufen gesammelt und verbrannt; nun wird zwischen den stehen gebliebenen Bäumen und Stumpfen gepflügt, gesäet und der Saamen eingeeggt. Alles gut; das Ding scheint sehr leicht zu sein. Allein man kaufe Waldland und fange das Urbarmachen an, und man wird bald schmerzlich einsehen, daß es sich damit etwas anders verhält. Die dünnen, nur einen Fuß im Durchmesser haltenden Bäume zu fällen, ist das Leichteste, aber das Niedergesträuch, die kleinen Stämmchen mit den Wurzeln und die großen Wurzeln mit der schweren Hacke auszureuten, die großen mit Mühe gefällten Bäumstämme zu Klötzen und diese zu Riegeln zu spalten, ist keine leichte Arbeit. Ich habe später viele Deutsche in verschiedenen Staaten gesprochen, solche sogar, die von Jugend auf an schwere Verrichtungen gewöhnt waren, und sie klagten sehr über das Fällen der dicken Bäume mit der Axt, die zu Riegeln für die Umzäunung gebraucht werden, und noch mehr über das Ausroden. Viele lassen diese Arbeit von Andern thun, allein dazu gehört Geld, das dort noch mehr als in Deutschland der nervus rerum gerendarum ist. Oft

wird das ganze Holz auf der Fläche, die zum Felde bestimmt ist, abgetrieben, die starken Bäume werden in Klötze gespalten, diese auf Haufen gerollt und verbrannt; ebenfalls keine leichte Arbeit und schon Mancher ist dabei zu Schaden gekommen. Bei dem Pflügen nun, wie ergeht es dem Ackersmann? Der Pflug, der oft über die Wurzeln hingleitet, reißt ihn mit fort, oder bleibt so fest zwischen oder unter den Wurzeln stecken, daß er mühsam wieder hervorgezogen werden kann, und wenn dieß nicht geht, die Wurzel zerhackt werden muß, ein Glück noch, wenn er nicht zerbricht.

Eben so ist es, um nur noch eine Sache anzuführen, mit dem Zuckerkochen. Als wir noch in Deutschland, ehe der Plan zur Auswanderung gefaßt war, in den Reisebeschreibungen über Amerika lasen, daß die dortigen Bauern ihren Zucker selbst kochen, da hieß es: Das Amerika muß doch ein herrliches Land sein; dort braucht man nur die Zuckerahornbäume anzubohren, das Zuckerwasser aufzufangen und zu kochen und man hat seinen eigenen Zucker; und nachdem es nun beschlossen war: wir gehen, wie oft wurde beim Kaffeetrinken gesagt: Nun bald werden wir unsern selbstgekochten Zucker haben. Es war ein stolzer Gedanke, selbst bereiteten Zucker zu genießen, und der Leser braucht nicht darüber zu lächeln. Viele Andere haben ihn ebenfalls gehabt. Wir zogen nach Amerika; auf dem Besitzthume waren Zuckerahornbäume, allein die Zubereitung des Zuckers selbst war nicht so leicht, wie wir sie beschrieben gelesen hatten. Man muß es erst lernen und auch dann, wenn man es gelernt hat, ist es gar keine so leichte und angenehme Arbeit. Das mit dem Schlitten Umherfahren, und das Ausschütten des Zuckerwassers aus den kleinen hölzernen

Trögen, in welche der Saft aus den Bäumen durch 6 — 9 Zoll lange Röhren läuft, in das auf dem Schlitten befindliche Faß oder Fässer, verlangt ein geduldiges Pferd und einen vorsichtigen Fuhrmann, oder wenn man den Schlitten selbst zieht, Körperkräfte. Beschwerlicher ist schon das Holzspalten zur Unterhaltung des unter den Kessel befindlichen Feuers, wozu eine ziemliche Partie gehört, und noch beschwerlicher das Unterhalten des Feuers Tag und Nacht, wobei die Augen durch den Rauch gar viel leiden müssen, und das Aufpassen, wenn der Saft zum Syrup eingekocht ist, so daß er abgenommen werden muß. Gute Kleider darf man dabei nicht anhaben. Das Verfahren vor und bei der Zubereitung ist Folgendes.

Wenn die Zuckerzeit anfangen will, gewöhnlich Ende Februars oder Anfang März, wird die sogenannte Zucker Camp (sugar camp), wenn sie nicht mehr in Ordnung ist, in Ordnung gebracht. Die Camp ist eine kleine, auf Pfählen ruhende und mit Baumschwarten oder großen dicken Schindeln bedeckte Hütte, die nach einer Seite offen ist. Gerade vor der Oeffnung werden vier hölzerne Gabeln in die Erde gesteckt, auf welchen eine dicke Stange liegt. Von dieser hängen so viele hölzerne Haken herab, wie der Zuckersieder Kessel hat, gewöhnlich vier. Nun wird Holz herbeigeschafft und zwar in ziemlicher Menge, denn das Feuer unter den vier Kesseln verzehrt Holz. Die alten Tröge werden untersucht und die schadhaft erfundenen durch neue ersetzt. Sie werden gewöhnlich aus weißer oder gelber Fichte oder aus wildem Kirschbaumholze grob gehauen und enthalten von einem zu drei Gallonen. Die Bäume werden mit einem ½ oder ¾ Zoll dicken Bohrer von unten schräg aufwärts 1 oder 1½ Zoll tief, jedenfalls bis an das Holz,

1½ — 2 Fuß über dem Boden am beßten an der Süd-seite angebohrt, in das Loch wird eine Röhre oder Rinne gewöhnlich von Hollunder oder Sumach 18 Zoll lang gesteckt, und unter diese der Trog zum Auffangen des Saftes gestellt. Eine gute Camp, d. h. ein Platz, der mit Ahornbäumen reich bestellt ist, hat 150 oder 200 Bäume. Sind die Tröge mit Zuckerwasser angefüllt, so machen die Zuckerbereiter mit einem von zwei Pferden oder einem Pferde gezogenen Schlitten, auf welchem ein oder zwei große Fässer sich befinden, die Runde und kehren mit den gefüllten Fässern zur Camp zurück und füllen die Gefäße, die neben derselben zur Aufbewahrung des Wassers stehen, an. Das gesammelte Wasser muß sogleich gekocht werden, weil es den besten Zucker liefert. Bleibt es einige Tage stehen, so wird es sauer und klebrig. Die Kessel werden gefüllt, und so wie das Wasser einkocht, von Neuem gefüllt, bis Alles eingekocht ist. Um zu sehen, ob die Masse zum Rühren tauglich ist, nimmt man in einem Löffel etwas Syrup heraus und läßt ihn in ein Blech mit kaltem Wasser angefüllt tropfen. Ist der Syrup dick, so bildet er im Wasser einen Faden, und bricht dieser, wenn mit einem Messer geschnitten, wie Glas, so muß der Kessel vom Feuer genommen werden. Er wird nun auf die Erde gesetzt, und der Syrup gelegentlich umgerührt, bis er abkühlt und sich körnt. Um ihn zu rechter Zeit abzunehmen, dazu gehört Kenntniß und große Aufmerksamkeit. Wird er zu früh abgenommen, so wird der Zucker naß und zähe, und bleibt er zu lange über dem Feuer, so verbrennt er oder wird so bitter, daß er kaum gebraucht werden kann. Einige Zuckersieder probiren ihn, indem sie einige Tropfen Syrup zwischen den Daumen und den Zeigefinger nehmen; klebt er, wenn er kalt wird, wie Leim, so ist er, wie sie sich

ausdrücken, im Zucker. Der durchschnittliche Ertrag von einem Baume wird auf 3 Pfund Zucker geschätzt; das Pfund kostet 6 — 10 Cents, je nachdem die Ärnte ausgefallen ist. Das Steigen oder Fallen der Preise des Westindischen und sogenannten New-Orleans-Zuckers hat ebenfalls auf den Preis des Ahornzuckers Einfluß. Je schneereicher und kälter der Winter war, desto reichlicher und süßer fließt der Saft im Frühlinge, desgleichen, je kälter die jedesmal vergangene Nacht war und je wärmer der Tag ist. Daher fließt er um Mittag am reichlichsten; ist in der Nacht die Temperatur über 0 °, so hört er selbst bei Nacht nicht zu fließen auf. Bei oder unter dem Gefrierpuncte erfolgt Stillstand. Mancher Bauer macht seine 5 — 600 Pfund. Wunderbar ist es, ein wahres Zeichen der göttlichen Güte, daß man diese Bäume viele Jahre hintereinander abzapfen kann, ohne daß sie merklich weniger Saft geben oder absterben, da die Bohrlöcher nicht zugestopft werden; ja man hat gefunden, daß Bäume, die öfters angebohrt wurden, einen süßern Saft gaben und daher im 3. oder 4. Jahre des Anbohrens mehr Zucker, als im ersten Jahre liefern. Bäume unter 18 Jahren werden nicht angebohrt, alte Bäume liefern wenig, aber süßen Saft. Der aus dem Safte gewonnene Syrup wird dem aus dem Zuckerrohre gewonnenen von Vielen vorgezogen und fehlt selten auf dem Tische des Landmannes. Der gut gekochte Zucker hat eine schöne gelbliche Farbe und einen angenehm süßen Geschmack.

Schweinefleisch ist auf dem Lande, wo man frisches Rindfleisch nur dann zu haben pflegt, wenn der Nachbar eine Kuh oder einen jungen Ochsen schlachtet und aus Gefälligkeit oder um baares Geld zu bekommen oder auch, um zu einer andern Zeit von einem Nachbar, welcher ein Rind schlachtet,

frisches Fleisch kaufen zu können, ein Hauptnahrungsmittel. In vielen Häusern, besonders in den neuen Ansiedelungen, wird in der Woche 21 Mal Fleisch, d. h. Schweinefleisch gegessen; Morgens gebratener Schinken, Mittags gebratener Speck und Abends gebratener Schinken. Auch wir sahen uns in die Nothwendigkeit versetzt, einzuschlachten. Als Anfänger besaßen wir natürlich keine Schweine, und wir mußten daher nach der eine Meile entfernten Mühle fahren und ein Schwein kaufen. Das aus der großen Heerde ausgesuchte wurde gebunden auf den Wagen gehoben und nach Hause gefahren. Dort war eine Freude und ein Jubel unter den Kindern. Denn was man auf der amerikanischen Bauerei, wo man eben auf sein eigenes Genie und seine eigenen Kräfte beschränkt ist, zum ersten Male thut, hat einen eigenen Reiz und macht besonderes Vergnügen. Alles war schon zum Empfange bereitet. Das Wasser kochte im Kessel, der an einer langen von zwei hölzernen Gabeln getragenen Stange hing, etwas Stroh war auch gestreut, der große das Blut aufnehmende Topf mit dem vom Pastor Krakau selbst bereiteten Quirl stand in Bereitschaft und Samuel, dieser Halbgaul, wie er sich selbst genannt hatte, der das Schwein stechen sollte, wartete, das große Messer in der Hand haltend, auf das unglückliche Schlachtopfer. „Warum wollt ihr die Sau nit schieße?“ fragte er. „Weil wir das Blut auffangen und Blutwürste machen wollen,“ antworteten wir. Das Blutauffangen und Blutwurstmachen wollte ihm gar nicht einleuchten, denn so etwas hatte er weder gehört noch gesehen; er kannte nur Brat- und Leberwürste, weil nur diese von den Amerikanern gemacht werden. Daher schießt man auch die Schweine und das liebe Rindvieh, sticht sie dann und läßt das Blut weglaufen. Der Grund, daß man das Blut nicht

benutzt, ist ein religiöser, gestützt auf 3. Mose 7, 26. „Ihr sollt auch kein Blut essen, weder vom Vieh, noch von Vögeln, wo ihr wohnet. Welche Seele würde irgend ein Blut essen, die soll ausgerottet werden von ihrem Volk", und auf 3. Mose 17, 10 ff. „Und welcher Mensch, er sei vom Hause Israels oder ein Fremdling unter euch, irgend Blut isset; wider den will ich mein Antlitz setzen, und will ihn mitten aus seinem Volke rotten; denn des Leibes Leben ist im Blute, und ich hab's euch zum Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnt werden. Denn das Blut ist die Versöhnung für's Leben. Darum habe ich gesagt den Kindern Israels: Keine Seele unter euch soll Blut essen, auch kein Fremdling, der unter euch wohnt." Ohne Zweifel schreibt sich diese Ansicht von den Puritanern her, die viele Stücke des mosaischen Gesetzes streng beobachteten, in dieser Hinsicht aber 3. Mose 11, 7. „Und ein Schwein spaltet wohl die Klauen, aber es wiederkäuet nicht; darum soll es euch unrein sein," ganz übersahen, und von 3. Mose 3, 17. „Das sei eine ewige Sitte, daß ihr kein Fett, noch Blut esset," nur die Hälfte hielten.

Das Schwein war gestochen und abgebrüht und sollte nun aufgehängt werden. Aber wohin? das war die große Frage, denn wir hatten weder einen Haken noch großen Nagel. Zum Glück fiel dem Pastor einer der großen hervorragenden Balken, auf denen das Regen- oder Wetterdach ruhte, in die Augen. Nun wurde eine lange starke Leine doppelt genommen, das eine Ende derselben an das Krummholz befestigt, das andere über den Balken geworfen, die ganze Familie ergriff die Leine, zieht! zieht! wurde gerufen, Samuel schob das Schwein nach, und bald sahen wir es zur großen Freude der Kinder zwischen Himmel und Erde

schweben. Wir verrichteten unser Geschäft, so gut wir es konnten. Das Därmereinigen war die unangenehmste, und das Fleischhacken die sauerste Arbeit. Die Frau Pastorin machte die Blutwürste, die ihr großen Ruhm bereiteten, denn sie waren sehr gut gerathen und schmeckten vortrefflich; ich übernahm die Bereitung der Leberwürste, bei der ich mich mit dem großen amerikanischen Wursttrichter, dessen Handhabung mir völlig unbekannt war, tüchtig plagte, ohne eine Wurst zu bekommen. Anstatt nämlich den ganzen Darm an den langen Hals dieses blechernen Instruments, durch welchen das kleingehackte Fleisch mittelst eines Stöpsels, der an die Brust gesetzt wird, gedrängt werden muß, zu schieben, schob ich nur einen kleinen Theil des Darmes an denselben, drückte mit aller Gewalt das Fleisch durch den Hals in den Darm und zersprengte diesen. Mit diesem Trichter konnte ich also nicht arbeiten und ein deutscher, durch welchen, wie ich in Deutschland oft gesehen hatte, das gehackte Fleisch mit dem Daumen in den Darm geschoben wird, war nicht vorhanden. Verdrüßlich über meine Ungeschicktheit sah ich zufällig durch das kleine Fenster und erblickte auf dem Staket des Gartens — ein altes Kuhhorn. Ein glücklicher Gedanke kam mir in den Kopf. Sollte dieß nicht zu einem deutschen Wursttrichter sich machen lassen? Es wurde oben und unten abgesägt, hübsch rein gemacht, mit einem Messer inwendig abgeschabt, und siehe da! das Wurstmachen ging herrlich von Statten. „Aus der Noth muß man eine Tugend machen," sagt das alte Sprichwort.

Es ist eigen, wie viel der Mensch auf einer Bauerei in Amerika lernen muß, — Sachen, an die er in Deutschland gar nicht gedacht hat, und über die, wenn er an seine frühern deutschen Verhältnisse zurückdenkt, er unwillkührlich

lachen muß. Wohl dem, der sich zu helfen weiß, und sich in Zeit und Umstände schicken kann. Unglücklich aber ist derjenige, der in den kritischen Lagen sich zu helfen gar nicht versteht und sich auch nicht an dieses amerikanische Bauerleben gewöhnen kann. Drum prüfe sich, wer als Gelehrter, Künstler, Kaufmann u. s. w. nach Amerika auswandern will, um dort Bauer zu werden, ob er alle Arbeiten, wie sie vorkommen, verrichten, und sich an Entbehrungen und Entsagungen gewöhnen kann! Pastor Krakau verstand es recht gut, und ich habe mich über seine Geschicklichkeit im Tischler- und Zimmermannsfache nicht genug wundern können. Er machte Bettstellen, Kinderstühlchen, Topfbrete und andere ähnliche Sachen, die gar nicht grob und schlecht aussahen, flickte Schuhe und Stiefel, besserte Pferdegeschirre aus, verstand Äxte und Messer zu schleifen, und wäre gewiß, hätte ihm Gott das Leben erhalten, ein ganz tüchtiger amerikanischer Bauer geworden. Denn das muß derjenige, welcher als Bauer durchkommen will, zumal wenn er kein großes Capital hat, unbedingt verstehen. Alles, selbst Kleinigkeiten bei den Handwerkern machen zu lassen, kostet zu viel Geld und durch das Hin- und Hertragen, da diese oft entfernt wohnen, zu viel Zeit. In drei Tagen war auch das Rauchhaus fertig.

Bei unsern Arbeiten mußten wir manches Lehrgeld bezahlen und es ist wirklich ein Wunder, daß keins von uns zu Schaden gekommen ist. Einmal konnte ich recht unglücklich sein. Wir fuhren, um ein Stück Land zu reinigen, das geackert und besäet werden sollte, Klötze und Stangen. Der Vorderwagen blieb an einem Stumpfen sitzen und wir mußten mit einem Hebel ihn in die Höhe heben; als er so hoch gehoben war, daß er über den Stumpfen hinweggehen

konnte, trieb Krakau die Pferde an; ich konnte nicht schnell genug auf die Seite springen, der Hebel faßte mich, warf mich zu Boden und würde mir gewiß den Brustknochen eingedrückt haben, wäre ich nicht glücklicherweise mit dem Oberkörper in eine Art Vertiefung gefallen, so daß die Brust hohl lag. Mit einigen Brausen am Hinterkopfe und einer kleinen Quetschung am rechten Schenkel kam ich davon. Wenn ich jetzt wieder an diese unsere Arbeiten und unser Leben denke und besonders an die Kinder, so muß ich bekennen: daß Gottes Schutz und Schirm sichtbarlich über uns waltete und die Gefahren abwendete. An der Frau Pastorin ging der Ausspruch des Psalmisten: Wenn die Noth am größten, ist die Hülf' am nächsten, recht in Erfüllung, und die Kindtaufe, welche wir in dem kleinen Blockhäuschen feierten, war die feierlichste, der ich beigewohnt habe. Inniger kann auch wohl kein Dank für die gnädige Hülfe dargebracht und kein Gebet um Kraft und Stärke von Oben gesprochen werden, als es bei dieser Gelegenheit von dem Vater des Kindes, der selbst die Taufhandlung verrichtete, geschah. Tief in die Seele drangen die Worte des Verses: „Werde niemals wankelmüthig. Bist du schwach: Gott ist getreu; bist du zaghaft: Gott ist gütig! suchst du ihn: er naht herbei. Hast du Sorgen: Gott weiß Rath, Gott, der alles ist und hat.“ Krakau besaß ein tiefes religiöses Gefühl und ein felsenfestes Vertrauen auf Gott, das sich oft aussprach, und bei einer Gelegenheit am schönsten. In seinem Tagebuche finden sich folgende Worte: „Freitag, den 24. Juli, 1835. Glücklicher Tag! — Heute fuhren wir das erste Korn ein. Die ganze Familie begleitete den Wagen zur Scheuer, wo sogleich abgeladen und gedroschen wurde. — Längst ersehnter Tag! — Sprechender Zeuge der gnädigen Hülfe unsers Gottes.“ —

Um die englische Sprache zu erlernen, ritt ich jeden Mittwoch nach Gnadenhütten zu dem Herrnhuter Prediger. Bei dem ersten Besuche wollte zwar das trauliche Du, mit welchem ich die Frau Pastorin anreden sollte, nicht recht über die Lippen gehen, bei dem zweiten ging es schon besser, und bei dem dritten fühlte ich mich so heimisch und gemüthlich, daß ich jetzt noch mit Freuden an die dort zugebrachten Nachmittage denke. Die Entfernung dahin beträgt nur 5 Meilen und der Weg ist, wenn der Tuscarawas Fluß, durch den man reiten muß, nicht zu sehr angeschwollen, ziemlich gut, bei trockenem Wetter höchst angenehm.

Mit den Nachbarn, größtentheils amerikanisch Deutschen, lebten wir auf dem freundschaftlichsten Fuße. Wir nannten uns untereinander Du, nur betagte Leute wurden Ihr genannt. *) Die Herrnhuter Kirche war nur eine Meile entfernt, und in Trenton, einem kleinen Städtchen, ebenfalls nur eine Meile von unserer Behausung, predigte von Zeit zu Zeit auch ein lutherischer Pfarrer. Wollte ich mir ein Privatvergnügen machen, so zündete ich an einem schönen Abende, deren der amerikanische Herbst mitunter viele hat,

*) Nachdem ich in der Herrnhuter Kirche und in dem Schulhause zu Trenton gepredigt hatte, titulirten mich die meisten Nachbarn nicht mehr mit Du, sondern, weil ich nun ein Pfarrer war, mit Er, was die höchste Auszeichnung ist, und ich hatte meine liebe Noth, die Leute, mit denen ich auf dem alten freundschaftlichen Fuße fortleben wollte, zu vermögen, das trauliche Du beizubehalten. Das Er war mir unausstehlich und es wird vielen Andern auch nicht besser sein, weil es mir etwas Barsches und Erniedrigendes zu haben scheint. Was will er? — Späterhin, weil es nun einmal unter den meisten eingebornen deutschen Bauern Brauch ist, den Pfarrer mit Er anzureden, gewöhnte ich mich daran: ich selbst aber nannte den Mann lieber Ihr, als Er.

den großen am Tage zusammengetragenen und an dem Stamm eines hohen Baumes aufgestapelten Holz- und Reisighaufen an, setzte mich auf einen alten Baumstamm, rauchte mein Pfeifchen und ließ meinen Gedanken und Gefühlen freien Lauf. Das Knistern und Prasseln des Holzes, das Aufsteigen der Flamme, die sich nicht mit dem Holzstoße begnügte, sondern den Baum hinan bis zu dessen Krone lief, die wie ein helles Laternenlicht leuchtete, die weithin sich erstreckende Helligkeit, die riesigen Schatten der Bäume, das Bellen der Hunde auf den benachbarten Bauereien, das allein die Stille der Nacht unterbrach, das allmähliche Abnehmen des Feuers, die gänzliche Dunkelheit, machten mir viele Freude und Vergnügen. Ob es Andern Freude bereiten wird, ist die Frage; es kommt auf die Stimmung des Gemüths an.

Wir hatten auch eine ausgesuchte Bibliothek bei uns, wie ich oben erwähnt habe, und ich muß über das Mitnehmen und Lesen der Bücher etwas sagen. Es ist allerdings recht gut und lobenswerth, daß auswandernde Deutsche, die an Lectüre gewöhnt sind, kleine Hausbibliotheken, das Gediegenste der deutschen Literatur enthaltend, nach Amerika mit sich nehmen, um dort in müssigen Stunden dem Geiste und dem Herzen Nahrung zu geben und in der Einsamkeit die Annehmlichkeiten des deutschen geselligen Lebens zu vergessen; allein man glaube ja nicht, daß diejenigen, welche aus Mangel an Arbeitern oder einer gut gespickten Börse selbst arbeiten müssen, viel Zeit und große Lust zum Lesen haben. Hat man am Tage sich müde gearbeitet, so verlangt am Abend der Körper seine Ruhe und Erholung, und will man die Müdigkeit durch Lesen vertreiben, so trifft auch hier das biblische Wort ein: „Der Geist ist willig, aber das

Fleisch ist schwach.“ Anders freilich mag es sich mit denen verhalten, die nur eine Art Aufsicht über die Arbeiten, die durch fremde Hände gethan werden, führen; sie mögen Zeit zum Lesen finden. Wie Viele aber befinden sich in solchen Verhältnissen, in der ersten Zeit wenigstens? Und was wird gethan und gearbeitet, wenn der Besitzer der Bauerei nicht überall ist, sich um Alles bekümmert und selbst Hand anlegen kann? Denn findet das Sprichwort: „Wer seine Sachen will haben recht, muß selber sein Magd und Knecht,“ häufig in Deutschland seine Anwendung, so findet es diese in seiner vollen Ausdehnung überall in Amerika. Uns wenigstens blieb in der Woche nicht viel Zeit zum Lesen: eine geistliche Betrachtung, ein erhebendes Abendgebet oder ein erbauendes Lied, war Alles, wozu wir Lust und Zeit hatten. Es fehlte sogar die Zeit zum Unterrichten, da die Hände sich rühren mußten. Der Sonntag war zwar der Lectüre gewidmet, allein gar oft wurden wir von den Nachbarn, welche die strenge puritanische Feier nicht beobachteten, besucht und gestört. Etwas besser war es in den Winterabenden, von denen ich aber nur wenige in der kleinen Blockhütte erlebt habe. Mein Leben nahm eine ganz andre Wendung.

Da wir von Ernst Krakau, der, wie erwähnt, mit seiner Familie und der Mutter in Wheeling zurückgeblieben war, seit unsrer Abreise von Steubenville nichts gehört hatten und um ihn sehr besorgt waren, entschloß ich mich, zu Fuß nach Wheeling zu wandern und ihn zu besuchen. Die Entfernung beträgt 52 Meilen. Der Weg war schlecht, die Witterung rauh und kalt, die Gegend, durch die ich kam, unfreundlich und öde. Ich fand, mit Ausnahme der alten Mutter, die sehr leidend und schwach war, die Familie

gesund und wohl und freute mich des Wiedersehens. Von hier aus wollte ich den Herrn Pfarrer Begemann in Washington, das nur 31 Meilen entfernt ist, besuchen, um nähere Nachrichten über die Synode, zu welcher er gehörte und noch gehört, einzuziehen und manches Andere mit ihm zu besprechen. Zu Fuße konnte ich die Reise nicht unternehmen, weil die Füße von der eben zurückgelegten noch ziemlich schmerzten. Ich ging zu einem Deutschen, der Pferde zu verleihen hatte, fand den Eigenthümer nicht zu Hause, aber einen andern Landsmann, der mir unter den drei im Stalle stehenden Pferden die Wahl ließ. Ich wählte den hochbeinigen, schnellfüßig aussehenden Rappen, ließ ihn zäumen und satteln und setzte mich auf. Anfangs ging er gut; bald aber fing er an, unruhig zu werden, und ehe ich es mich versah, stand er in einer Nebenstraße, wie angebannt. Mit Mühe brachte ich ihn wieder in die Hauptstraße; aber da wollte er nicht vorwärts; alle zehn Schritte blieb er stehen, ich mochte mit ihm anfangen was ich wollte, und wo eine Gasse sich zeigte, lief er trotz alles Haltens hinein. Eben hatte ich ihn wieder auf der Hauptstraße, als er vor einem Kaufmannsladen stehen blieb. Der Kaufmann, welcher an der Thüre stehend, meinem Reiten zugesehen haben mochte, erklärte mir, daß das Pferd Schläge haben müsse, und fragte mich: ob er es schlagen dürfe? Ich wußte in der That nicht, was antworten. Nach einigem Besinnen antwortete ich: Meinetwegen, wenn Sie glauben, daß es hilft, und setzte mich im Sattel fest. Er hob nun von der Straße einen dicken Reifen auf und zog meinem Pferde ein paar tüchtige Hiebe über. An ein Aufhalten war nicht mehr zu denken; es ging durch. Zum größten Unglück kam die mit 4 Pferden bespannte Post-

kutsche im schnellen Laufe mir entgegen. Das Rasseln des Wagens, das Knallen der Peitsche, vielleicht auch die gelbe Farbe, mit welcher der Wagen angestrichen war, machten mein Pferd scheu. Mit einem Satze sprang es von der Straße auf das Trottoir, stürzte vorne zusammen und ich stürzte kopfüber auf das Pflaster. Der Sturz war hart. Die linke Seite, auf welche ich gefallen war, hauptsächlich der Arm, hatte am meisten gelitten und noch jetzt trage ich die Narbe an demselben. Ich dankte Gott, daß es so abgelaufen war; denn wäre ich noch einen halben Fuß weiter geworfen worden, so hätte ich an der Mauer mir den Kopf zerschmettern können. Jetzt brachte ich das eingefangene Pferd in den Stall zurück. Eine deutsche Frau gab mir Spiritus, die Wunde damit zu waschen, und der Eigenthümer des Pferdes, der unterdessen nach Hause gekommen war, sagte: Wenn ich hier gewesen wäre, würde ich Ihnen dieses Pferd, das nur ich reiten kann, nicht gegeben haben. Schade, daß er nicht da gewesen war: nun war es zu spät. Meine beabsichtigte Reise nach Washington wollte ich ungern aufgeben; der Schmerz am Arme und an der Hüfte war in diesem Augenblicke zu ertragen, und ich ließ mir daher ein anderes Pferd satteln und ritt in Gottes Namen fort. Mit einbrechender Dunkelheit kam ich glücklich in Washington an. Dieß war am 23. Dezember 1834. Mit Begemann, welcher eine Copulation auf dem Lande oder auf pennsylvanisch deutsch im Busche zu verrichten hatte, und erst des andern Tags nach Hause kam, konnte ich leider nicht viel sprechen, da ich an diesem Tage nach Wheeling zurückkehren mußte. Doch war das Wenige, was ich erfuhr, erfreulich und Muth einsprechend. Abends spät kam ich in Wheeling an, wo ich noch einmal Unglück haben konnte. Die ameri-

kanische Jugend, mitunter recht alte Knaben, feierte nämlich den heiligen Weihnachtsabend durch Pistolen- und Flintenschüsse, Raketen, Schwärmer und Kanonenschläger und trieb einen gar ärgerlichen Scandal. In allen Nebenstraßen befanden sich Gruppen von Jungen, die ihre Belustigung im Schießen fanden, wodurch mein Pferd, das kein Cavalleriepferd war, scheu gemacht und ich genöthigt wurde, es nach Hause zu führen.

In Krakaus Hause wurde der heilige Abend nach alter deutscher Weise gefeiert. Es brannte ein kleiner Christbaum auf dem Tische, und die Kinder wurden beschenkt. Man freute sich mit den Kindern und erinnerte sich der schönen heiligen Weihnachtsabende Deutschlands, wo sich Alles freut. Dort, wo man keinen heiligen Abend kennt und wo am Weihnachtsfeste Handel und Wandel getrieben, in den Fabriken und Werkstätten gearbeitet, und dieses schöne Fest als gewöhnlicher Wochentag betrachtet wird, verliert die Feier nach deutscher Art viel an ihrer Schönheit, Gemüthlichkeit und Erhabenheit. Es fehlen die Nachbarn und Gespielen, die sich mit freuen. Die Freude ist kaum eine halbe. Uns wurde sie noch getrübt durch die Kränklichkeit der guten, alten Mutter, die sich diesen Abend recht schwach fühlte und bei der Rückerinnerung an die vielen genußreichen Weihnachten, durch die amerikanische Feier nicht eben aufgeheitert werden und ihren kränklichen Zustand, wenn auch nur auf kurze Zeit, vergessen konnte. Am andern Tage, an dem eigentlichen Weihnachtstage, wurde sie kränker und schwächer. Mit matter Stimme dictirte sie mir ihren letzten Willen, den sie aber noch mit fester Hand unterschrieb. Sie fühlte, daß die letzte Stunde bald schlagen würde, und bat mich, mit ihr von Tod, Un-

sterblichkeit, Wiedersehen zu sprechen, mit ihr zu beten und sie auf den Tod vorzubereiten. Die Zeit, die ich mit ihr so zubrachte, bleibt mir unvergeßlich. Ich habe an manchem Krankenbette gestanden und manchem Schwergeprüften den Trost des Evangeliums verkündet, ich habe Glauben und Ergebung bei den Kranken gefunden, aber solchen Glauben, solche Ergebung, solches Anheimstellen, wie ich es damals fand, habe ich nicht wieder angetroffen. Auf meine Frage, ob sie noch einen Wunsch auf dem Herzen habe, antwortete sie: „Ach ja, wenn er erfüllt werden kann." „Ist die Erfüllung möglich, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß er erfüllt wird." — „Ich möchte nicht in Wheeling begraben sein; dieser Ort ist mir zu unangenehm und zu verhaßt: in der Nähe meines Augusts möchte ich ruhen, und ich würde noch ruhiger sterben, wenn ich wüßte, daß meine irdische Hülle dort ihr Ruheplätzchen finden würde." Ich versprach ihr die Erfüllung ihres Wunsches: ich kannte ja die Söhne ganz genau, und wußte, daß sie mit unendlicher Liebe an ihrer Mutter hingen und jeden ihrer Wünsche zu erfüllen suchten. „Nun hätte ich noch einen Wunsch," sprach sie, „ich möchte meinen August noch einmal sehen; wenn ich nur den noch einmal sprechen könnte, ehe ich scheide." Auch die Erfüllung dieses Wunsches versprach ich ihr, wenigstens so viel, daß ich Alles aufbieten würde, um die Erfüllung desselben herbeizuführen. Wir nahmen von einander Abschied für diese Welt! — Wenn ich an diese Zeit gedenke, ergreift mich eine unbeschreibliche Wehmuth. Aus Liebe zu ihren Söhnen, von denen sie sich nicht trennen wollte, hatte diese gute Mutter einem gemächlichen und ruhigen Leben, das sie bei ihren Verwandten in Deutschland hätte führen können, entsagt und die vielen Mühen und

Strapatzen der langen Reise mit ungemeiner Resignation ertragen. Jetzt, nachdem sie das Schwerste überstanden hatte, und nun hoffen konnte, daß in dem Fortkommen ihrer Söhne, Enkel und Enkelinnen ihr einiger Ersatz für die erduldeten Leiden werden würde, mußte sie sterben. „Des Herrn Wille geschehe! sprach sie. Was Gott thut, das ist wohlgethan! Muß ich den Kelch gleich schmecken, der bitter ist nach meinem Wahn: laß ich mich doch nicht schrecken; weil doch zuletzt ich werd' ergötzt mit süßem Trost im Herzen, da weichen alle Schmerzen.“ Bald sollten alle Schmerzen weichen.

Um den zweiten Wunsch zu erfüllen, nahm ich sogleich ein Pferd aus einem Miethstalle, ritt bis spät in die Nacht, saß Morgens um 5 Uhr wieder zu Pferde und kam Vormittags gegen 10 Uhr auf der Bauerei an. Ein starker Ritt in den kürzesten Tagen. Um 12 Uhr war Pastor Krakau, dem ich die Wünsche seiner kranken Mutter eröffnet hatte, schon auf dem Wege nach Wheeling, und am dritten Tage kamen die beiden Brüder und brachten auf einem kleinen von einem Pferde gezogenen Wagen den Sarg, der den Leichnam der geliebten Mutter barg. Es war ein rauher, kalter Tag, mir unvergeßlich. Vier Stunden nach meiner Abreise von Wheeling war die gute Mutter entschlafen. Ihr Leichnam wurde noch an demselben Tage auf dem Gottesacker der Brüdergemeinde dem Schooße der Erde übergeben. Frieden ihrer Asche! —

Ernst Krakau, der mit seinem Bruder ausgewandert, um in dessen Nähe zu leben, jetzt aber 52 Meilen entfernt von ihm wohnte, überdieß mit seinem Geschäfte nicht recht zufrieden war, kaufte 2 Meilen von seines Bruders Wohnplatze eine Bauerei. Die entscheidende Stunde schlug jetzt für mich. Pastor Krakau erklärte mir nämlich zu meiner

größten Freude: daß, da die Umstände und Verhältnisse sich ganz anders gestaltet hätten, als wir in Deutschland sie uns gedacht, er mir an meinem Fortkommen und etwaigen Glücke nicht hinderlich sein wolle, und unser Contract hiermit für aufgehoben zu betrachten sei, wenn ich ihm das mir vorgeschossene und das auf der Reise für mich ausgelegte Geld zurückbezahlen wolle. Die erste Forderung, die 100 Thaler, die mir Krakau für meine Mutter im voraus gegeben hatte, zu bezahlen, war nicht mehr als billig, und über die zweite wurden wir bald einig. Ich stellte, ohne zu wissen, woher das Geld nehmen, den Schuldschein aus, mit welchem auch Krakau zufrieden war und den ich zu tilgen mit Gottes Hülfe im Stande gewesen bin, und fing an, meine wenigen Sachen einzupacken. Ernst Krakau bat mich, mit ihm nach Wheeling zu fahren, um ihn in seinem Geschäfte, das nun aufgegeben werden sollte, mit meinem wenigen Englisch behülflich zu sein. — Von dort aus wollte ich dann mein Heil versuchen. Der Abschied von der Familie, mit welcher ich schon in Deutschland so sehr befreundet war und auf der See= und Landreise und in dem kleinen Blockhäuschen Leid und Freud getheilt hatte, war schmerzlich. Ein dunkles Gefühl sagte mir, das ich von Krakau für diese Welt Abschied nahm, und es hat mich nicht betrogen. Schon im Monat August des folgenden Jahres 1835 ging er heim zu seinen Vätern, um auszuruhen von den mancherlei Sorgen und Unruhen, die sein Leben bewegten, und den Lohn zu empfangen für sein treues Wirken in jeglicher Beziehung. Frieden seiner Asche!

Drittes Kapitel.

Abreise nach Wheeling — Reise nach Bucyrus — Unannehmlichkeiten auf derselben — Bucyrus — Pferdediebe — Nachtlager — Ueberraschung — Gustav Rothe — Upper Sandusky — Indianer — Fahrt von Delaware nach Columbus — Professor Schmidt daselbst — Lancaster, Pastor Wagenhals — Wheeling — Schreiben an die Missions-Comité der Westpennsylvanischen Classis der reformirten Kirche — Pittsburg und Alleghenytown — Greensburg, Pastor Hacke — Reise nach New-Lisbon — Synode daselbst — Meine Ordination und Ernennung zum Reise-Prediger — Der Candidat aus Baiern — Prediger Allardt und die deutsche Gemeinde zu New-Lisbon.

Der Morgen, an welchem ich aus dem Blockhäuschen, in dem ich etwas über zwei Monate gelebt hatte, heraustrat, um in dem weiten Amerika, ohne Bekannte und Freunde (Krakau war der einzige), nur einen Viertelthaler in der Tasche habend, mein Fortkommen zu suchen, war unfreundlich, rauh und kalt, und mit wehmüthigen Gefühlen bestieg ich den kleinen Wagen, der mich und meinen Koffer nach Wheeling bringen sollte. Unsere Reise war wegen der eingetretenen Kälte unangenehm, doch ohne Unfall und Schaden. In Wheeling half ich Krakau, so viel ich eben mit meiner geringen Kenntniß der englischen Sprache helfen konnte, und unternahm in seiner Angelegenheit eine Fußreise zu seinem Schwager, der im Staate Ohio, in der Grafschaft Crawford, 9 Meilen hinter Bucyrus, sich angekauft hatte.

Mit meinem besten Oberrocke bekleidet, eine kleine Reisetasche, in welcher die nöthige Wäsche stak, an der linken Seite tragend, angethan mit Schuhen und Kamaschen, um gut marschiren zu können, setzte ich heitern und fröhlichen Muthes an einem schönen Januartage, (das Wetter hatte sich plötzlich geändert), über den Ohio-Fluß, an welchen mich ein gebildeter Deutscher, der in der Nähe von Wheeling Aufseher über die Straßen-Arbeiten geworden und jetzt im Winter ohne Beschäftigung war, begleitet hatte. Das Marschiren ging in der ersten Zeit recht gut; denn das Wetter war angenehm und der Gedanke, eine Fußreise von einigen hundert Meilen zu machen, noch mehr aber die Hoffnung, für meinen Freund Krakau etwas thun zu können, stärkte die Beine und versetzte mich in die fröhlichste Stimmung. Sie sollte jedoch nicht lange währen. Das Wetter änderte sich plötzlich, ich zog mir in dem schlechten amerikanischen Wirthshause, in welchem ich die erste Nacht zubrachte, eine tüchtige Erkältung zu, und kam in Dover bei unserm gemeinschaftlichen Freunde, Herrn Blickensdörfer, der sich der Krakauischen Familie und auch meiner auf das Liebevollste und Uneigennützigste angenommen hatte und uns immer treuer Freund und Rathgeber geblieben ist, schon ziemlich kleinlaut und ermüdet an. Blickensdörfer gab mir ein Glas der beliebten Medizin, Number six genannt, aus spanischem Pfeffer und andern starken Gewürzen in Brandy aufgelöst bestehend und so scharf, daß ich glaubte, Gurgel und Magen zu verbrennen. Von dieser sollte ich von Zeit zu Zeit trinken. Mit diesem Mittel versehen trat ich des andern Tages meine Reise nach Müllersburg an. Das Wetter wurde unfreundlicher; es fing an zu regnen und mein körperlicher Zustand wurde, ob ich gleich der gegebenen Vorschrift

gemäß mein Fläschchen fast ausgetrunken hatte, nicht besser, sondern schlechter. Von Müllersburg, wo ich übernachtet hatte, mußte ich nach Mansfield, 26 Meilen entfernt, marschiren, und fast den ganzen Weg im Regen, der die Straße so aufweichte, daß ich kaum gehen konnte, zurücklegen. Mit vieler Mühe erreichte ich spät Abends das Städtchen. Zum Unglück kehrte ich in einem Wirthshause ein, dessen Schenkstube, in welcher das einzige Kaminfeuer im ganzen Hause brannte, von Menschen so angefüllt war, daß ich am Feuer keinen Platz finden und ich mich also nicht trocknen, noch wärmen konnte. Ich glaube, es war eine Wahl oder öffentliche Versteigerung (public vendue) gewesen. Das Bett war schlecht; ich konnte mich nicht erwärmen, und war herzlich froh, daß der Tag anbrach. Erst unschlüßig, was ich thun sollte, ob weiter marschiren oder einen Tag rasten, entschloß ich mich endlich zu ersterem, und machte mich gegen 9 Uhr auf den Weg, um wo möglich Bucyrus, das 25 Meilen entfernt ist, am Abende zu erreichen. Die Hoffnung, am anderen Tage am Ziele zu sein und dann ausruhen zu können, gab mir neue Kräfte, so daß ich wacker drauf losschritt. Sie ist doch eine der schönsten Himmelsgaben, die Hoffnung.

In einem Blockhause, in welchem ich mir Essen bereiten ließ, das wie gewöhnlich aus gebratenem Schinken, einigen Eiern, sauren Gurken und rothen Rüben bestand, wurde mir zwar gerathen, zu bleiben, da die Nacht einbreche und die Straße sehr schlecht sei, der wohlgemeinte Rath aber wurde nicht angenommen. Ich fühlte mich ja kräftig genug, die sieben Meilen, wenn auch in der Nacht, zurückzulegen und Furcht kannte ich nicht. Als ich das Haus verließ, fing es an dunkel zu werden, und ehe eine halbe Stunde

vergangen war, konnte ich weder Steg noch Weg sehen. Nun war guter Rath theuer. Auf der Straße zu marschiren, war rein unmöglich, denn die war so weich, daß ich bis über die Knöchel im Schmutze waden mußte, und neben der Straße zu gehen, war auch nicht rathsam, da ich mit meinen Kamaschenriemen in den kleinen Stumpfen stecken blieb und oft, weil ich vor mir gar nichts sehen konnte, über diese wegstolperte. Nach 7 Uhr Abends langte ich endlich, von Koth fast überzogen, mit zerrissenen Kamaschen und krumm getretenen Schuhen in Bucyrus an und kehrte in einem deutsch-amerikanischen Wirthshause ein. Hier fand ich zu meiner großen Freude einen geheizten Ofen, dessen ausströmende Wärme mir recht wohl that. Nach eingenommener Mahlzeit setzte ich mich wieder zum Ofen, dem politischen Gespräche zweier Männer zuhörend, an welchem jedoch zwei gut gekleidete junge Männer ganz gegen die Gewohnheit der Amerikaner keinen Antheil nahmen. Ich konnte nicht begreifen, was diesen jungen Leuten, die so still saßen und immer auf den Boden sahen, fehlte und fragte den Wirth. Von diesem erfuhr ich nun, daß sie den in dieser Grafschaft wohnenden Indianern Pferde gestohlen hätten, am Ohio-Flusse mit den Pferden ergriffen worden wären und auf ihrem Wege zu den Indianern sich befänden, um mit den Eigenthümern der gestohlenen Pferde confrontirt zu werden und ihren Prozeß zu erhalten. Schade um das junge Blut. Der Pferdediebstahl wird in den Vereinigten Staaten sehr hart bestraft. *)

*) In Ohio ist die gesetzlich verhängte Strafe drei- bis funfzehnjährige Strafarbeit; in Pennsylvanien erstmalig ein- bis vierjährige Strafarbeit, zum zweiten Male bis siebenjährige; in Georgien zwei- bis vierjährige Strafarbeit; in Vermont erstmalig bis zehnjährige Strafarbeit oder bis 1000

Als ich zu Bette gehen wollte, wurde ich nach derselben Stube gebracht, in welcher die Gefangenen und ihre Begleiter schlafen sollten, vielleicht um eine Art Wache abzugeben, wogegen ich nichts einwenden konnte, weil es dort das Recht so verlangt, vielleicht aber auch, und das scheint mir das Wahrscheinlichere gewesen zu sein, weil auch in diesem Wirthshause nur eine Schlafstube war. In einem großen Zimmer stehen sechs bis acht und oft noch mehr größtentheils zweischläfrige Betten, in denen die im Gasthofe übernachtenden männlichen Personen, wie in einer Kaserne, zwei und zwei zusammenschlafen müssen. Ein großes Glück, wenn die Gesellschaft nicht groß ist und man ein Bett allein bekommen kann; im entgegengesetzten Falle wird

Dollars Geldstrafe, zum zweiten Male bis funfzehnjährige Strafarbeit oder bis 1000 Dollars Geldstrafe, oder beide zusammen; in Connecticut zwei- bis fünfjährige Strafarbeit und dreifacher Wertherſatz; in New-Hampshire drei- bis siebenjähriges Gefängniß; in Delaware einstündiger Pranger, 39 Hiebe, Verkauf zum Dienst auf 7 Jahre und vierfacher Werthersatz; in Maryland zwei- bis vierjährige Strafarbeit und Werthersatz; in Virginien fünf- bis zehnjährige Strafarbeit und Werthersatz; in Kentucky zwei- bis siebenjährige Strafarbeit und Werthersatz; in Tennessee drei- bis zehnjährige Strafarbeit mit Infamie und Werthersatz; in Missouri bis 39 Hiebe, bis 500 Dollars Geldstrafe, Infamie und doppelter Werthersatz. Bei solchen Strafen sollte man glauben verginge den Leuten das Pferdestehlen, und doch kommt der Pferdediebstahl häufig vor. In Pennsylvanien haben sich sogenannte Pferde-Gesellschaften zur Einfangung der Pferdediebe gebildet. Die Mitglieder müssen bei der ersten Nachricht von einem in ihrem Bezirke begangenen Pferdediebstahle aufsitzen und dem Diebe oder den Dieben auf den bezeichneten Wegen nachsetzen, um ihn oder sie zu fangen. Oft besteht eine solche Gesellschaft aus 60 bis 100 Mann.

einem der erste beste Fremde, den man nie gesehen hat und den man auch wohl nicht wiedersieht, als Schlafkamerad zugesellt, was höchst unangenehm ist, sintemal eine Art Krankheit, die heftiges Jucken verursacht und ansteckend ist, häufig sich findet. Die beiden Wächter, von denen der eine eine Gerichtsperson war, lösten sich die Nacht hindurch ab und ließen mich ruhig schlafen. Ein gesunder Schlaf stärkt, und ich machte mich sogleich nach dem Frühstück auf den Weg zu der nur noch 9 Meilen entfernten Bauerei, die ich auch nach vielen Fragen und Zurechtweisungen glücklich fand.

Ich hatte mich auf das unerwartete Wiedersehen herzlich gefreut, aber meine Freude, wie es so oft im menschlichen Leben geht, fiel in den Brunnen. Die beiden Rothe waren diesen Morgen auf einem andern kürzern Wege nach Bucyrus, woher ich gekommen, gegangen. Nachmittags kamen die sehnlichst Erwarteten und mit ihnen — der Deutsche, der mich von Wheeling bis zur Fähre, auf welcher ich über den Ohio-Fluß setzte, begleitet hatte. Derselbe hatte, weil am Tage meiner Abreise das Wetter so schön war und er ohne Beschäftigung von seinem ersparten Gelde leben mußte, auf dem Heimwege vom Flusse auf einmal die Lust bekommen, mit mir diese Fuß-Tour zu machen, die nöthige Wäsche zusammengepackt, und sich auf den Marsch begeben. Dort braucht man keine Päffe, und kann daher reisen, wann und wohin man will. Er war immer 4—6 Meilen hinter mir gewesen und oft in denselben Wirthshäusern eingekehrt, in welchen ich eingekehrt war, hatte mich aber nicht einholen können. Nun war die Überraschung auf meiner Seite, denn dieß hätte ich mir nicht träumen lassen, und ich hatte noch dazu die Freude, einen Reisegefährten zu haben. Denn nichts ist wohl in den Vereinigten Staaten unangenehmer,

als eine Fußreise ohne Begleitung, und noch dazu im Winter in dem nordwestlichen Ohio, wenn die Straßen schlecht sind und Alles einsam und öde ist. Da einen Gefährten zu haben, ist eine wahre Wohlthat.

Gustav Rothe hatte ziemlich viel Congreßland angekauft und mit Hülfe seines Arbeiters, den er von Deutschland mitgenommen, ein kleines Stück, auf welchem das Haus stehen sollte, geklärt. Er wollte eine Säge- und mit der Zeit eine Mahlmühle anlegen und vorzüglich Viehzucht treiben. Bis dahin logirte er mit seinem Bruder und dem Gehülfen bei einem Deutschen aus Coburg, einem braven und biedern Manne, der aus einem deutschen Tuchmacher ein amerikanischer Bauer geworden war und von seinen erwachsenen Kindern kräftig unterstützt, die Bauerei ordentlich betreiben konnte. Das ungewohnte, mit vielen Entbehrungen verknüpfte Leben hatte nachtheilig auf Gustav's Gesundheit gewirkt, und wir riethen ihm, die Arbeit für einige Zeit aufzugeben und in irgend einer Gegend oder einem Städtchen sich zu erholen. Allein der Gedanke: wenn du Bauer werden willst, mußt Du Dich an diese Lebensart und nach und nach an's Arbeiten gewöhnen, und Du gewöhnst Dich auch mit der Zeit daran, ließ ihn unsern Rath nicht annehmen. Gustav traute, wie so Mancher, seinen Körperkräften und seinem festen Willen zu viel zu. Auf die Frage: Wie geht es Dir? Wie gefällt Dir dieß Leben? antwortete er: „Gott, wie gehts? wir haben, wie Du siehst, alle Tage drei Mal Fleisch, macht die Woche hindurch 21 Mal, nota bene Schweinefleisch; Kaffee ist unser gewöhnliches Getränk, unter dem Dache schlafen wir, die Betten liegen auf den Dielen; wir hacken Bäume und arbeiten, so viel wir eben können. Unterhaltung und Vergnügen haben wir gar nicht;

unser einziger Ausgang ist nach Bucyrus, und was wir eigentlich dort haben oder wollen, kann ich Dir auch nicht sagen. Es ist ein einförmiges, den Geist tödtendes Leben. An einen vernünftig-christlichen Gottesdienst ist nicht zu denken; der Pfarrer, den wir hatten und der ziemlich gut predigte, mußte die Gegend verlassen, und das Schreien und Toben der methodistischen Pfarrer, vor Allem ihr Verketzern und Verdammen derer, die nicht accurat so sind, wie sie, das ihre Glieder gar zu bald lernen, und ihre wüthende Bekehrungswuth, wie kann das gefallen? Man ist froh, wenn man solche Sachen nicht hört und sieht. Das Einzige, was ich zu meiner Erbauung habe und benutze, sind die Stunden der Andacht. Dort stehen einige von den Büchern, die ich mitgenommen habe, allein zum Lesen hat man auch wenig Lust, wenn man gearbeitet. So leben wir; ich hoffe aber, daß es mit mir besser werden wird, wenn nur erst mein Häuschen gebaut und mein Gärtchen angelegt ist. Dann kommst Du zu mir; wir arbeiten, so viel wir wollen, lesen Bücher, treiben Musik und führen ein recht ländliches, stilles Leben." — Was ist doch der Mensch mit allen seinen Entwürfen und Plänen? Er denkt und Gott lenkt. Im Mai desselben Jahres wurde Gustav zu Grabe getragen. Seine Ruhestätte ist auf einem kleinen ärmlichen Gottesacker im Walde. Er ist nun der Dritte von unserer kleinen Gesellschaft, dem wir nachrufen: Frieden seiner Asche. Sein Bruder packte Alles zusammen und ging nach Deutschland zurück, Hesche, der Gehülfe, von Profession ein Metzger, blieb zurück.

Da die Wohnsitze des einzigen im Staate Ohio lebenden Indianerstammes Wyandott nicht weit entfernt waren, beschlossen wir, einen kleinen Abstecher dorthin zu machen,

der uns aber schlecht bekam. Die Wege in diesen Gegenden waren so miserabel, daß wir fast nicht durchkommen konnten, und wegen des Wassers oft große Umwege machen mußten. Schon waren wir in der Dunkelheit der Nacht, ohne es zu wissen, an dem Ende des aus einigen Häusern bestehenden Städtchens, Upper-Sandusky, wo sich die Agentur der Vereinigten Staaten Regierung für diesen Stamm befindet, angekommen, als wir den glücklichen Einfall bekamen, an einem Hause, in dem ein mattes Licht brannte, zu fragen: wie weit es noch bis Upper-Sandusky sei? Zu unserem Erstaunen erfuhren wir, daß wir durch das Städtchen bereits gekommen waren und demnach wieder umkehren mußten. Mit Mühe fanden wir das Wirthshaus, das von einem Weißen, der eine Indianerin geheirathet, gehalten wird. Mit uns aßen einige Indianer, die sich recht anständig benahmen und Messer und Gabeln geschickter als manche Weiße zu gebrauchen verstanden. Von dem eigentlichen Leben der Indianer konnten wir jedoch so viel wie nichts sehen. Die Hütten liegen im Walde zerstreut und wir hatten keine Lust, in demselben umherzulaufen und die ärmlichen Wohnungen aufzusuchen. Die bischöflich methodistische Kirche unterhält einen Missionar und einen Schullehrer unter ihnen. Sie hatte 200 Gemeindeglieder und ungefähr 30 Schüler im Jahre 1839 unter ihrer Aufsicht. Diese Mission ist die älteste indianische Mission der genannten Kirche und die Gemeindeglieder derselben beweisen nach den Berichten durch ihre feste Anhänglichkeit an den Lehren des Evangeliums und ihren christlichen Wandel, daß der Herr an ihnen gewirkt hat. Dessenungeachtet müssen diese armen, halb civilisirten Indianer den Boden ihrer Väter verlassen und nach dem fernen Westen auswandern. Das ist weißes Christenthum!

Von Upper-Sandusky wanderten wir nach Marion, wo wir, obgleich die Entfernung nur 18 Meilen beträgt, in Folge der höchst miserablen Straße erst spät ankamen. Von hier wurde diese durch den anhaltenden Regen noch schlechter und wir dankten Gott, als wir in dem Posthause zu Delaware (20 Meilen von Marion entfernt) am Kaminfeuer uns wärmen und trocknen konnten.

Wir waren des Marschirens herzlich überdrüßig und beschlossen, wenigstens bis Columbus auf der Post zu fahren. An dieses Fahren aber will ich denken. Ich habe später große Reisen im Postwagen gemacht und manchen gefährlichen Weg gehabt, diese Fahrt war aber doch unter allen die schlechteste. Schon in Delaware, wo es einen kleinen Hügel hinangeht, mußten wir über eine halbe Stunde halten, da die Vorderpferde, junge, rasche Thiere, an das Ziehen des schweren Postwagens noch nicht gewöhnt, trotz aller Schläge nicht mehr ziehen wollten, ab- und andere Pferde vorgespannt werden mußten. Gegen Abend fuhr der Driver an einen starken Baumstumpfen, so daß wir weder rück- noch vorwärts konnten, aussteigen, von der nächsten Umzäunung Riegel holen und an den Stumpfen einen auf den andern legen mußten, damit die Vorderräder an ihnen hinauflaufen konnten und so den Vorderwagen über den Stumpfen hinwegbrachten. Mit einem furchtbaren Krachen, als sollte das Ganze in tausend Stücke gehen, stürzte dieser nieder, wurde aber dadurch nicht beschädigt. Diese Wagen sind sehr stark gebaut. Wir setzten uns ein. Der Driver war noch nicht lange gefahren, als er wieder anhielt. Dieß Mal war die Sache ernsthafter. Er fragte uns: ob wir im Postwagen sitzen bleiben und durch die angeschwollene Whetstone oder Olentangy mitfahren oder aussteigen und bis

morgen warten wollten, da er bei dem hohen Wasserstande und der Dunkelheit der Nacht für nichts stehen könne? „Ich muß nach Columbus, weil ich den Briefsack habe, wer die Fahrt wagen will, bleibe sitzen.“ Drei Passagiere stiegen aus. Wir blieben sitzen und baten den Driver, die größte Vorsicht zu gebrauchen. Kaum war die Kutsche im Wasser, so drang auch schon das Wasser in dieselbe und wir mußten unsere Beine in die Höhe ziehen und uns auf die Sitze kauern. Eine eben nicht sehr angenehme Lage, in der wir uns befanden, die durch die Finsterniß, welche in der Kutsche uns umgab, noch unangenehmer wurde. Zum Glück war der Driver ein vorsichtiger und entschlossener Mann, der seine vier starken Pferde geschickt zu regieren wußte, und wir kamen wohlbehalten auf das Trockene. In dieser Nacht änderte sich plötzlich das Wetter. Es wurde so kalt, daß wir, die wir auf eine solche Kälte nicht vorbereitet waren, tüchtig froren und oft wünschten, die Reise zu Fuße gemacht zu haben. Nachts um 12 Uhr langten wir in Columbus an und stiegen in dem Posthause ab, fanden aber zu unserem Leidwesen kein erwärmendes Feuer und suchten so schnell wie möglich das letzte Wärmemittel, das uns blieb, das Bett. In aller Frühe des andern Tages zogen wir aus dem theuren Wirthshause in den goldenen Schwan, dessen Besitzer, Herr Heyl, ein sehr achtungswerther deutscher Landsmann ist, der auch bei seinen englischen Mitbürgern in gutem Rufe und großem Ansehn steht und manches ehrenvolle öffentliche Amt bekleidet hat. Ich besuchte den Herrn Schmidt, ebenfalls ein Deutscher, Professor am theologischen Seminarium der lutherischen Synode von Ohio und Prediger der deutschen vereinigten Gemeinde zu Columbus, und traf bei ihm einige gebildete Deutsche aus

der Umgegend, unter diesen einen preußischen Offizier, der ein ächter Preuße, ein großer Verehrer seines Königs geblieben war. Die Schilderung, welche Professor Schmidt von dem Zustande der deutschen Gemeinden in Ohio, sowohl der reformirten als der lutherischen, und über die Lage der deutschen Gelehrten und Prediger gab, war nicht sehr erfreulich und einladend. Am meisten befremdete mich die Erklärung, daß die Zeit noch fern sei, in welcher man an eine Vereinigung der lutherischen und reformirten Synoden in Amerika denken könne, da zwar einige Prediger, zu denen er gehöre, einer Vereinigung nicht abhold wären, die meisten aber davon gar nichts wissen wollten. Mich wies er an den Secretair der Synode, Herrn Pastor Wagenhals in Lancaster, der mir auch, da er lange Zeit im Lande und mit den Verhältnissen und Zuständen der Synoden und der Gemeinden besser bekannt sei, die genaueste Auskunft geben könne und werde. Lancaster, 28 Meilen von Columbus entfernt, liegt nun freilich nicht auf dem Wege nach Wheeling, und wir hatten, wenn wir nach Lancaster gehen wollten, einen bedeutenden Umweg zu machen; was thut man aber nicht, um seine Kenntnisse zu bereichern, und den Secretair einer deutschen amerikanischen Synode, von der man sich als frisch Angekommener allerhand wunderliche Vorstellungen und Begriffe macht, kennen zu lernen? Der Vorschlag, dorthin zu gehen, wurde von meinem Reisegefährten angenommen und die Reise ohne Verzug angetreten.

Herr Wagenhals war recht artig und freundlich gegen mich, gab mir mit der größten Bereitwilligkeit die gewünschten Nachrichten, die aber auch den Zustand der deutschen Prediger und Gemeinden in keinem glänzenden Lichte erscheinen ließen, war in Hinsicht der Vereinigung der

Schmidt'schen Ansicht und wies mich, wenn ich mich an die lutherische Synode anschließen wolle, an die in einigen Monaten zu haltende Versammlung der Synode. Da Germantown, der Ort der Versammlung zu entfernt war und die Zeit der Synodal-Sitzung so spät, vor Allem aber die Abgeneigtheit des größten Theiles der lutherischen Geistlichkeit zu einer Vereinigung, welcher meiner Ansicht nach gar keine Schwierigkeiten, besonders in Ohio, im Wege standen, mich wenig ansprach, dagegen die mir vom Pfarrer Begemann gegebene Schilderung seiner Classis, die die meisten in Deutschland studirten Prediger zähle, christliche Liberalität und Duldung besitze und der Vereinigung sehr günstig sei, mir wohl gefiel, so beschloß ich, keinen Versuch zum Anschluß an die lutherische Synode von Ohio zu machen. In Somerset machte ich die Bekanntschaft eines der angesehensten und einflußreichsten Mitglieder der lutherischen Synode, des für die lutherische Kirche zu früh verstorbenen Predigers, Karl Henkel. Auch er erklärte sich dahin, daß an eine Vereinigung der beiden Confessionen so bald noch nicht zu denken sei. — Von den Mühseligkeiten und Beschwerden unserer Fußreise, die durch das Schneewetter, die eingetretene heftige Kälte, die schlechten Betten in den Wirthshäusern fast unerträglich wurden, will ich schweigen. Mir erfror das linke Ohr und ich dankte Gott, als ich den Ohio-Fluß, der von einer schönen Eisdecke überzogen war, überschritten hatte und bei meinem Freunde Krakau am warmen Ofen mich aufthauen und erholen konnte.

Krakau zog, sobald das Wetter es gestattete, auf die in der Nähe seines Bruders gekaufte Bauerei und ich blieb, da nicht alle Sachen auf einem Wagen fortgeschafft werden konnten, zur Hütung der zurückgebliebenen in Wheeling

zurück. Während dieser Zeit erhielt ich vom Pfr. Begemann einen Brief mit der Nachricht, daß, wenn ich mich an seine Classis anschließen wolle, ich mit Freuden aufgenommen werden würde, und bis zur Zeit der Sitzung der Synode meinen Aufenthalt bei dem Herrn Pfarrer Hacke in Greensburg, dem Freunde der deutschen Theologen, nehmen könne. Ich schrieb nun sogleich an Herrn Pfr. Hacke, welcher Mitglied der Missions-Comité war, meldete ihm meinen Entschluß, mich an die Classis anzuschließen und zeigte ihm zugleich an, daß ich von dem freundschaftlichen Anerbieten Gebrauch machen würde. Der Hauptinhalt des Schreibens war folgender: „Ob ich gleich seit der kurzen Zeit meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten nicht genug Gelegenheit gehabt habe, mir eine genaue Kenntniß der Zustände der deutschen Kirchen zu verschaffen; so habe ich doch zu meinem Leidwesen früh genug eingesehen, wie groß die Spaltung zwischen zwei Confessionen ist, die von allen unbefangenen Männern meines Vaterlandes als auf gleiche Grundsätze gestützt betrachtet werden und in dem größern Theile Deutschlands als Eine Confession vereinigt sind. Ich gehöre zwar der lutherischen Confession an und wollte mich auch anfangs der lutherischen Synode anschließen; allein ich muß offen bekennen, daß es mir unmöglich war, Mitglied einer Synode zu werden, welche der Vereinigung dieser beiden mit Unrecht getrennten Confessionen so sehr entgegen ist. Die Hoffnung, in Ihrer Classical-Synode nicht nur christliche Lehre, sondern auch wahrhaft christliche Liebe, die doch das Höchste im Christenthume ist, zu finden, veranlaßt mich, die dargebotene Hand vertrauensvoll zu ergreifen. Ob sie, diese meine Hoffnung verwirklicht werden wird, muß die nähere Bekanntschaft mit Ihrer Synode

entscheiden. Daß mein Beitritt zu derselben keine Apostasie ist, verbürgt der angegebene Grund. Ich halte es für schimpflich, einen Charakter und Grundsätze zur Schau zu tragen, deren Wahrheit man selbst nicht anerkennt. Übrigens, wo sich der Mensch nicht offen und wahr giebt, da vermag er auch nicht mit Kraft und Erfolg zu wirken...... Die Schilderung, welche mir Herr Pfarrer Begemann von Ihrer Classis gegeben hat, läßt mich hoffen, daß Sie, wenn uns auch etwa — wider mein Erwarten — unsere Ansichten scheiden sollten, meine Offenheit nicht übel aufnehmen werden u. s. w."

Nachdem ich von meiner Reise zu Krakau in Tuscarawas County, dem ich die zurückgelassenen Sachen auf dem zweiten Wagen zugebracht hatte, zurückgekehrt war, reiste ich von Wheeling nach Pittsburg, um von dort nach Greensburg, meinem einstweiligen Bestimmungsorte, zu gelangen. In Pittsburg war damals nur eine einzige deutsche Gemeinde. Sie führte den Namen deutsche evangelische Gemeinde und zählte viele Glieder. Prediger derselben war Herr Kämmerer, ein geborner Amerikaner, mehr durch sein liebreiches, höfliches Betragen und seine Gefälligkeit, als durch seine Beredsamkeit und Geistesgaben beliebt. Er gehörte zu der Classis, an welche mich anzuschließen ich im Begriff stand. In dem durch den Allegheny-Fluß getrennten, aber durch schöne Brücken mit Pittsburg verbundenen Alleghenytown war gleichfalls eine deutsche evangelische Gemeinde, deren Hauptglieder Schweizer waren. Ihr Prediger, Karl Daubert, ein Deutscher, ein warmer, oft heftiger Redner, eifriger Orthodox, der katholischen Dogmatik etwas zugethan, dabei gefällig und dienstfertig, war Glied der sogenannten freien oder Hermann'schen reformirten Synode, und wurde, als sich diese

mit der reformirten Synode von Nord-Amerika, von der sie sich getrennt hatte, wieder vereinigte, ein Mitglied unserer Classical-Synode. Ich hielt mich hier, abwechselnd in Pittsburg und Alleghenytown einige Zeit auf, predigte mehre Male in den beiden deutschen Kirchen und fand überall, wo ich bekannt wurde, eine freundliche Aufnahme. Von hier fuhr ich nach Greensburg (31 Meilen), um mich dem Pfarrer Hacke persönlich vorzustellen und ihm meinen Wunsch mündlich vorzutragen. Hacke nahm mich auf das Freundschaftlichste auf und bethätigte auch an mir, was viele deutsche Prediger und Candidaten von ihm mit Stolz rühmen, daß er Freund und Unterstützer der aus Deutschland eingewanderten Theologen ist. So schrieb später ein deutscher Prediger an mich: „Wir sind gleich Pflanzen aus der Heimath in fremden Boden verpflanzt, wo wir niemals recht gedeihen können, stets Fremdlinge bleiben werden, und wo Rückerinnerung an unser Wohlsein, vorzüglich an unser geistiges Wohlsein auf vaterländischem Boden, uns stets einen tiefen Schmerz auspressen wird. Unwissenheit, begleitet von geistlichem Stolze und dem gemeinsten Eigennutze, treiben hier in Amerika ihr Wesen, und zwar unter den Predigern verhältnißmäßig am meisten, und verbittern uns unsere ersten Jahre hier aufs allerschrecklichste. Wie ein Stern erster Größe glänzt doch unser lieber Bruder Hacke unter den Sternlein an dem westlich geistlichen Himmel. Eine wahre Erquickung für eine über die knechtischen Knechte Jesu betrübte Seele u. s. w." Er besitzt nicht nur eine für einen amerikanisch deutschen Prediger ansehnliche Bibliothek, sondern sucht auch die neuesten in Deutschland erschienenen theologischen Bücher und Journale, wenn auch nicht anzuschaffen, wozu bei der großen Familie oft die Mittel fehlen,

doch sich zu verschaffen und zu studiren, und unterhält sich gern mit deutschen Theologen. Der Vereinigung der beiden Confessionen ist er sehr geneigt und hat für dieselbe viel, aber wie alle von gleicher Gesinnung, bis jetzt umsonst gearbeitet. In seinem Umgange habe ich mich immer wohl gefühlt.

Um als Glied der Synode aufgenommen zu werden, mußte ich natürlich bei derselben persönlich erscheinen. Ich reiste daher in der Gesellschaft Hacke's, Voigts, eines schon in Deutschland angestellt gewesenen Predigers, deren Deputirten und eines aus Gettysburg entlassenen Studenten nach New-Lisbon in der Grafschaft Columbiana, im Staate Ohio, wo die Synode am 18. Mai sich versammeln sollte. **Pastor loci** war ein aus Schlesien eingewanderter deutscher Prediger, Herr Allardt, ein wissenschaftlich gebildeter Mann und guter Redner, der in den ersten Tagen mit der Einquartirung der Prediger und Deputirten viel zu thun hatte. Die Prediger und Abgeordneten oder Deputirten nämlich logiren bei solchen Gliedern der Gemeinde, in deren Sprengel die Synode gehalten wird, welche einen oder mehre Fremde ohne große Unbequemlichkeit für einige Tage beherbergen können. Für das Logis hat der Ortsprediger zu sorgen. Dieser muß schon 8 oder 14 Tage vor dem Anfange der Synode sich eine Liste der Glieder derselben, sowohl der geistlichen als weltlichen, auch der Delegaten anderer Synoden, der möglichen Applicanten und Hospitanten ausfertigen, mit dieser bei den Gemeindegliedern umhergehen und fragen, ob und wie viele Gäste sie nehmen wollen. Mitunter wählen sich die Glieder ihre Gäste, größtentheils solche, mit denen sie schon bekannt sind. Zu den Namen des Gemeindegliedes wird nun der Name des gewählten Predigers geschrieben und so der Einquartirungszettel vollständig gemacht. Sagt

ein Glied: „es ist mir gleichviel, wen Ihr schickt, Pfarrer,“ so setzt er neben den Namen desselben irgend einen Prediger oder Deputirten, welcher seiner Ansicht nach mit diesem Logis zufrieden ist. Eine höchst undankbare Arbeit, denn der Prediger kann es machen, wie er will, es werden immer Einige unzufrieden sein. Dem einen ist sein Logis zu weit von der Kirche, dem andern zu klein, dem dritten stehen die Hausbewohner nicht an; kurz, die Ehre, die Synode in seiner Gemeinde halten zu sehen, macht dem Ortsgeistlichen viele Mühe und oft vielen Verdruß. Da vorzüglich in den Städten nur wenige Gemeindeglieder Stallung und Futter für die Pferde, auf denen die Prediger und Deputirten angeritten kommen, haben; so müssen die in der Nähe wohnenden und zur Gemeinde gehörenden Bauern requirirt werden, die sich auch immer zur Aufnahme und Fütterung der Gäule bereit zeigen. Kommt ein Trupp an, so wird er nach der ausgefertigten Liste in die Quartiere vertheilt und die Pferde an die schon bereitstehenden Bauern oder Bauersöhne abgegeben und in die Ställe gebracht, jedes an seinen bestimmten Platz. Der Reiter braucht sich nun um sein Pferd nicht weiter zu bekümmern; es wird meistentheils gut besorgt. Ist die Zeit der Vertagung bestimmt, und man weiß auch so ziemlich genau, wie lange die Synode in Sitzung bleibt, so macht der Ortspfarrer in der Kirche nach dem Gottesdienste oder auch nach einer Sitzung, wie es sich eben schickt, bekannt: „Diejenigen, welche Gäule haben, werden gebeten, sie morgen Vormittags um 11 Uhr (oder nachdem die Sitzung geschlossen wird, Nachmittags um 2 Uhr) in die Stadt zu bringen, da die Synode um diese Zeit aufbrechen wird.“ Zur festgesetzten Stunde stehen die Pferde bereit, Prediger und Deputirte nehmen Abschied von einander, eilen in ihre gastlichen

Wohnungen, deren Bewohnern sie ihren Dank sagen, besteigen die Pferde und ziehen nun nach allen vier Himmelsgegenden zum Städtchen hinaus, ihren zu Hause harrenden Frauen und Kindern und Gemeinden zu.

Am Sonnabend, den 17. Mai, predigte ich in der neu erbauten evangelischen Kirche und am Montage hatte ich vor der von der Synode bestimmten Comité, die aus drei Predigern bestand, ein Tentamen abzuhalten, das mir eine außerordentlich gute Censur zu Wege brachte, die auch in den Verhandlungen nach Sitte und Brauch abgedruckt worden ist. In ihr heißt es unter Anderm: „Die Comité fühlt sich gedrungen, ihre große Freude hierüber, daß dieses Tentamen zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit vollendet worden ist, auszudrücken und ist der festen Überzeugung, daß genannter Candidat als einen Mann von ausgebreiteten Kenntnissen überall sich zeigen und einen jeden von unserer Synode ihm anzuweisenden Wirkungskreis zur Ehre Gottes und zur Zufriedenheit der Synode ausfüllen werde. Die Comité empfiehlt genannten Candidaten der Ehrw. Synode zur Ordination als Reiseprediger bei gegenwärtiger Sitzung und schließt mit dem Wunsche, daß der Herr dessen ganzes Wirken mit seinem gnädigen Segen krönen möge.“ Der Bericht wurde einstimmig angenommen, und meine Ordination beschlossen. In der vierten Sitzung wurde ich zum Reiseprediger nach Missouri bestimmt und die stehende Missions-Comité beauftragt, über meine Sendung Bericht einzureichen. Der Bericht, welchen die Synode annahm, lautete: „Die Zeit der Mission setzt sie für jetzt auf 6 Monate fest, behält sich aber das Recht vor, dieselbe, sobald es die Mittel erlauben und die Umstände es erfordern, zu verlängern. Sie bestimmt für diese festgesetzte Zeit dem Missionär 150 Dollars, von

denen ihm die Hälfte bei seiner Abreise ausgezahlt wird, und überläßt es seiner Einsicht, die Gegenden zu besuchen, in denen er wirken zu können hofft und in denselben sich so lange aufzuhalten, als er um Gemeinden zu bilden und zu constituiren es für nöthig erachtet.“ Somit war ich zum Missionär bestimmt. Mittwoch Abend — am 19. Mai — fand in der erleuchteten von Zuhörern überfüllten Kirche meine Ordination Statt. Herr Pfarrer Allardt, ein vorzüglich guter Gelegenheitsprediger, hielt die Anrede. Er kannte das amerikanische Predigerleben und sprach als Freund und Landsmann zum Freunde und Landsmanne. Was soll ich von dieser Stunde, der feierlichsten meines Lebens, sagen? Die Gefühle, die meine Brust bewegten, durch todte Buchstaben auszudrücken, ist unmöglich. Fern von Mutter und Geschwistern, in fremdem Lande, unbekannt mit dessen Verhältnissen, bestimmt das Evangelium meinen deutschen Brüdern zu verkünden, nur auf Gott und mich gewiesen, — als ich niederkniete, um den Segen zu erhalten, die Wehmuth übermannte mich und ich konnte der Thränen mich nicht enthalten. Ich gedachte der Stunden, in welcher ich aus dem kleinen Blockhause heraustrat in die weite Welt, ohne Rathgeber und Helfer, und der Stunde, in welcher ich jetzt durch Gottes Gnade so wunderbar geführt zu dem schönsten und ehrenvollsten aber auch zu dem beschwerlichsten und verantwortlichsten Berufe feierlich eingesegnet wurde; ich gedachte der Wichtigkeit des Amtes und meiner eigenen Schwachheit. Den Gefühlen meines Herzens Luft zu machen, sprach ich nach vollendeter Handlung ein Gebet, in welchem ich Gott, meinem einzigen Schutz und Schirm, kindlich dankte, ihm aufs Neue mich ganz ergab und seine Gnade und seinen Beistand zu seinem Werke erflehte. Auch meiner guten Mutter und

Geschwister gedachte ich. Das Ganze machte auf die Zuhörer so tiefen Eindruck, daß kein Auge trocken blieb. Mein Leben hatte nun eine andere bestimmte Richtung genommen und ich konnte mit dem Psalmisten sprechen: „Mir ist das Loos gefallen aufs Lieblichste.“

Bei dieser Synode hatte sich auch ein aus Baiern eingewanderter Candidat der Theologie, der einige Zeit deutsche Schule in Pennsylvanien gehalten hatte, zum Examen und zur Aufnahme gemeldet, konnte aber keine Zeugnisse, weil sie ihm abhanden gekommen waren, aufzeigen. Er wurde zum Examen zugelassen und mit einer Catecheten-Licenz und einem Empfehlungsschreiben versehen. Der Bericht der Examinations-Comité war folgender: „Herr B.... hat in theoretischer Hinsicht der Comité Genüge geleistet, scheint aber im Praktischen noch nicht erfahren genug zu sein. Es schlägt daher die Comité vor, den Herrn B.... dahin bescheiden zu wollen, daß ihm erlaubt sei, sich Gemeinden zu suchen, ihm aber die Licenz, die Actus ministeriales, d. h. die Taufe und das heilige Abendmahl, zu administriren nicht ertheilt werden könne, und daß er gehalten sei, seine Ausweise sowohl über sein theologisches Studium in Deutschland als auch über seine Moralität dem Ehrw. Herrn Präsidenten zu überreichen und bei der nächsten Versammlung sich wieder zu melden und einzustellen.“

Ich habe diesen Bericht aus einem dreifachen Grunde mitgetheilt; 1) damit der Leser erfährt, daß man in Amerika die Theorie schätzt und achtet, die Praxis aber über sie stellt, 2) damit man nicht glaube, daß Jeder, der gelaufen kommt und sich meldet, ohne Weiteres so sans façons auf- und angenommen wird, und 3) damit Candidaten und Prediger, die nach den Vereinigten Staaten in der Absicht auswandern,

um dort als Geistliche zu fungiren, sich mit guten Zeugnissen, vorzüglich über ihre Rechtgläubigkeit und ihr Erfahrungs-Christenthum, versehen und auf diese Acht haben müssen, daß sie sie nicht verlieren.

Jeder Prediger mußte bei der Synode über seine letztjährige Amtsführung und den Zustand seiner Gemeinden mündlichen Bericht abstatten, der von dem anwesenden Deputirten bestätigt wurde, und Zeugnisse von seinen Gemeinden vorbringen, die öffentlich vorgelesen wurden. Proben hiervon werde ich bei der Beschreibung der spätern Synoden liefern; ich war damals noch Neuling. Der ausführlichste Bericht, noch dazu zu Papier gebracht, vorgelesen und der Synode übergeben, war von Herrn Pfarrer Allardt, und ich kann nicht umhin, denselben, weil er eben von einem gebildeten deutschen Prediger kommt, und die kirchlichen Zustände unter den Deutschen, wenigstens der deutschen Gemeinde zu New-Lisbon in damaliger Zeit schildert, mitzutheilen, damit die Deutschen sehen, wie es in kirchlicher Hinsicht in Amerika aussieht. Es ist ein officieller Bericht.

Bericht

über die deutschen Kirchengemeinden zu New-Lisbon, Columbiana County, Ohio, der Michaelis-, Martins-Kirche und Heubli- oder Schmidts-Schulhause.

„Nachdem mir, als einem Mitgliede der Ehrwürdigen Classis der reformirten Synode von Westpennsylvanien, von derselben unterm 7ten Mai v. J. der ehrenvolle Auftrag geworden ist, als Reiseprediger im Staate Ohio predigerlose Gemeinden zu besuchen und neue zu bilden: so gereicht es mir nunmehr zum wahren Vergnügen, hiermit anzeigen zu können, daß es mir unter dem Beistande Gottes gelungen ist, sogleich eine evangelische Gemeinde in New-Lisbon

zu bilden, welche bei dem angefangenen Bau eines gemeinschaftlichen Kirchenhauses das Bedürfniß eines Predigers und Seelsorgers um so lebhafter fühlte. Schon 8 Tage nach meiner Ankunft hierselbst, nachdem ich zweimal vor einer ziemlich zahlreichen deutschen Versammlung gepredigt, wurde ich einstimmig zum gemeinschaftlichen Prediger der reformirten und lutherischen Glaubensbekenner mit dem Wunsche erwählt, daß ich alle 14 Tage in Lisbon predigen möchte, wofür mir sogleich eine ziemlich anständige Summe auf 1 Jahr aufgeschrieben wurde, welche mich in den Stand setzte, das Anerbieten annehmen zu können in der gewissen Voraussetzung, daß sich vielleicht noch einige Gemeinden in der Umgegend für mich entscheiden möchten, welches auch unter kurzem der Fall war. Ich erhielt nämlich durch die brüderliche Bemühung des lutherischen Pfarrers Joh. Schäfer die Michaelis- und etwas später die Heubli- oder Schmidts-Gemeinde, Stark County, Ohio, so wie auch seit erst einem Monate die Martins-Gemeinde, 5 Meilen von hier, wiewohl diese drei Gemeinden mir nur sehr kärglich meine Mühe belohnen, obgleich jede derselben des Jahres 18 Predigten von mir verlangt, und die beiden ersteren 14—18 Meilen von Lisbon, meinem Wohnorte, entfernt sind. Doch freut mich die Zufriedenheit mit meinen Leistungen, und die Anhänglichkeit an mich, welche besonders die beiden erstern Gemeinden mir bisher und dadurch zu erkennen gegeben haben, daß sie mich gern noch länger als ihren Prediger zu behalten wünschen; und ich würde auch nie nach dem „wie viel wird mir dafür“ ängstlich fragen, wenn ich nicht Gatte und Vater einer zahlreichen Familie wäre, deren Erhaltung und Versorgung meine Pflicht ist.

In allen den genannten Gemeinden, welche aus reformirten und lutherischen Mitgliedern bestehen, bin ich zwar bis jetzt

alleiniger Prediger, doch kann ich nicht sagen, evangelischer, weil dieselben auf dem leidigen Confessions-Unterschiede noch sehr zu bestehen scheinen. Dies ist auch die Ursache, warum die gemeinschaftliche Haltung des heil. Nachtmahls noch so schwierig ist, so daß ich dasselbe bis jetzt nur einzelnen vorurtheilsfreien Personen, auf ihr Verlangen, privatim ertheilt habe. In Lisbon möchte die Vereinigung noch am ersten zu Stande kommen, wenn erst die Kirche fertig ist. Übrigens ist es doch wunderbar und höchst auffallend, daß bei der Taufe gar kein Anstand genommen wird, ob sie ein lutherischer, reformirter oder evangelischer Pfarrer verrichtet, und doch ist sie ein nicht minder wichtiges Sacrament, als das Abendmahl.

Die Vereinigung der aus Unrecht getrennten beiden Confessionen ist aber recht herzlich zu wünschen, damit der immer mehr um sich greifende so sehr gehässige Sektengeist in der Wurzel erstickt werde, der sonst noch die ganze Christenheit des Abendlandes verwirren und zuletzt gar entchristen wird.

Vernünftige Religionsvorträge, die mehr ein reines praktisches Christenthum als einen dunklen unverstandenen Glauben erzielen, ein gründlicher Religionsunterricht der Jugend in den wesentlichen Glaubens- und Sittenlehren des Christenthums, verbunden mit vorurtheilsfreier Würdigung der biblischen und Religions- und Kirchengeschichte, würden unsererseits dem Verderben des After-Christenthums kräftig entgegenwirken, und den knechtischen Geist, welcher durch Fantasten und Schwärmer in diesem sonst so freien Lande die Gemüther gefangen hält, gänzlich frei machen. Dazu bedarf es aber guter deutscher Schulen mit verständigen und thätigen Lehrern, welche den Willen und die Kraft haben, hierbei das Ihrige zu thun. In dieser Absicht habe ich diesen Winter es selbst versucht, eine deutsche Schule aufzubringen, um dadurch auf den ange-

gebenen Zweck hinarbeiten zu können, aber nur 15 Kinder fanden sich dazu auf ein Vierteljahr und es scheint nicht, daß die Schule fortgesetzt werden wird. Wie wenig erfreuliche Aussicht gewährt diese Erfahrung für die Heranbildung und das Fortbestehen der hiesigen deutschen Gemeinde! Selbst eine sonntägliche Kinderlehre, wozu ich schon einläuten ließ, kam nicht zu Stande, denn nur Ein Kind fand sich dazu ein. Ein Prediger kann darum hier nur auf die wenigen Erwachsenen wirken, welche der deutschen Sprache mächtig sind, die sich aber unter solchen Umständen nothwendig von Zeit zu Zeit immer mehr vermindern müssen, weil der Zuwachs fehlt. Dasselbe Übel findet sich auch mehr oder weniger in meinen andern Gemeinden, dem schwer abzuhelfen ist. Der Kirchenbesuch war im Allgemeinen nicht immer zu loben. Zwar fehlten einige Gemeindeglieder selten oder gar nicht, andere hingegen fast immer, woraus zu schließen, daß sie wenig kirchlichen, wo nicht gar wenig religiösen Sinn haben müssen. Bei manchen mochte es wohl triftige Entschuldigungen wegen ihres Wegbleibens von der Kirche geben, aber gewiß nicht bei allen. Jedoch scheint das häusliche Leben der meisten Gemeindeglieder in Lisbon zum Theil exemplarisch gut, zum Theil minder tadelnswürdig zu sein, wenn dies auch nicht von allen zu rühmen ist. Weniger kann ich darüber bei den Buschgemeinden ein bestimmtes Urtheil fällen, weil meine große Entfernung von denselben und mein seltneres Zusammentreffen mit den einzelnen Gliedern derselben mir wenig Gelegenheit giebt, dasselbe kennen zu lernen. Doch habe ich darüber nichts besonders Nachtheiliges gehört, und grobe Excesse sind mir in keiner meiner Gemeinden bekannt geworden, wofür der Herr gepriesen sei.« —

Viertes Kapitel.

Reise nach Washington — Einkehr bei Herrn Wotring — Familiengebet — Vereinigte lutherisch-reformirte Gemeinde in Washington — Washington Collegium — Ein deutscher Schulmeister — Lockbriefe nach Deutschland geschrieben — Ankunft in Pittsburg — Pfarrer Kämmerer — Beitrag zur ältesten Geschichte der deutschen vereinigten Gemeinde daselbst — Guter Rath an eingewanderte Candidaten und Prediger — Herr Gallaudet aus Hartford — Versammlung der protestantischen Geistlichen in Bezug auf die römisch-katholische Kirche — Ein Altenburger Candidat — Pfingstfest — Pfarrer Kroh, ein deutsch Amerikaner — Liberalität der Amerikaner — Leben auf dem Dampfboote — Essen — Abendgebet. Festhalten an demselben bei den orthodoxen Geistlichen, oft zur Unzeit — Mißgeschick in Wheeling — Reise nach Cincinnati — Freude über das Wiederfinden meiner Sachen — Maxime auf Reisen — Pastor Raschig in Cincinnati — Professor Stowe — Civilisirte Indianerinnen — Theologische Disputation — Sitte, Reiseprediger zu unterstützen — Verein der Freunde der Auswanderer — Charakterzug der Amerikaner — Freischulen — Die evangelisch-protestantische Gemeinde, Pastor Raschig — Rheinbaierscher Catechismus, Streit wegen desselben — Der Vernunft-Catechismus oder Catechismus der New-Yorker Philosophie — Lutherische Gemeinde (Pastor Meyer) — Evangelische Gemeinde (Herr Hauser) — Schwarze Methodisten-Kirche — Deutsche katholische Gemeinde — Schändliches Betragen Rust's, eines angeblichen Pfarrers — Abreise nach Louisville.

Pfarrer Begemann lud mich ein, mit ihm nach seinem Wohnorte zu reisen und wenn möglich einige Male vor seiner Gemeinde zu predigen. Ich nahm die Einladung an, und wir machten die Reise in Gesellschaft des Herrn Conrad, eines deutschen Amerikaners, der auf dem Seminarium der

hochdeutsch reformirten Kirche der V. St. studirt und in Somerset County, Pennsylvanien, bereits Gemeinden angenommen hatte, in New-Lisbon mit dem Baierschen Candidaten examinirt und mit mir ordinirt worden war, über Wellsville, einen am Ohio-Flusse angenehm gelegenen, mit einem bequemen natürlichen Landungsplatze versehenen und einen bedeutenden Exportationshandel treibenden Städtchen, und Steubenville nach Washington. Der Abend, welchen wir in Wellsville verlebten, war ein höchst angenehmer. Wir neckten unsern Reisegefährten, den schüchternen Herrn Conrad mit dem Heirathen. Es sei doch nun, meinten wir, Zeit, sich unter den Töchtern Israels umzusehen nach einer tüchtigen Hausfrau, da er nun sein Brod habe. Vielleicht habe er sich schon umgeschaut. „Nein," sagte er, „das Heirathen ist gar gefährlich; es ist noch schlimmer als eine Lotterie; es ist accurat so, als wenn einer in einen Sack greift, in dem 99 Schlangen und ein einzige Aale (ein einziger Aal) ist; immer ergreift er eine Schlange statt der Aale." Wir konnten uns über dieses dem weiblichen Geschlechte gemachte Kompliment des lauten Lachens nicht enthalten, nahmen natürlich die Damen in Schutz und suchten ihm diese gräßliche Idee zu benehmen. Er bestand auf seiner Behauptung und kam uns als der größte Weiberfeind vor. Es dauerte kaum ein halbes Jahr, so hatte sich dieser schüchterne, über das andere Geschlecht so hart urtheilende Mann sich mit einem der schönsten Mädchen von Somerset County verheirathet. Er war so glücklich gewesen, die Aale im Sacke zu greifen.

Von Wellsville setzten wir des andern Tags unsere Reise nach Steubenville fort. Die dasige deutsche Gemeinde war vom Pfarrer Begemann, weil sie von Washington zu

entfernt lag und an Gliedern und an Besoldung durch das Wegziehen mehrerer deutschen Familien bedeutend abgenommen hatte, aufgegeben worden und damals, so wie sie es auch jetzt ist, verwaist. Sieben Meilen vor Washington blieben wir in dem Hause eines für die reformirte Kirche und vorzüglich für Missionen sehr thätigen und einflußreichen Gemeindegliedes des Pfarrers Begemann und erfreuten uns großer Gastfreundschaft. Herr Wotring, kein frömmelnder, wohl aber frommer Mann, so wie es seine ganze Familie ist, (seine Frau ist die Tochter eines Predigers,) brachte, als die Zeit zum Schlafengehen gekommen, nach der in christlichen Häusern dort üblichen Sitte die große Familienbibel und forderte seinen Prediger auf, die Abendandacht zu halten. Da die Familie das Englische besser verstand, als das Deutsche, und Conrad in der englischen Sprache predigte, so wurde dieser ersucht, ein Kapitel aus der Bibel zu lesen, einige erläuternde Bemerkungen über dasselbe zu machen und das Gebet zu verrichten. Mancher aus Deutschland eingewanderte Candidat und Prediger, weil die alte schöne deutsche Gewohnheit, die Familie Abends zu versammeln, einen Abschnitt aus der heiligen Schrift zu lesen und den Tag mit einem Gebete zu beschließen, leider fast gänzlich verschwunden ist, weiß in der ersten Zeit nicht, in diese Sitte sich zu schicken; er sieht den Bauer, der die Bibel bringt, mit großen Augen an und fragt wohl gar, was er mit derselben anfangen solle? was natürlich den Bauer in großes Erstaunen versetzt und ihn leicht zu dem falschen Schluß verleitet: der Pfarrer hat keine Religion, weil er Abends nicht in der Bibel liest und kein Abendgebet verrichtet. Ein Wink für einwandernde Theologen.

In Washington predigte ich am folgenden Sonntage zwei Male vor zahlreichen Versammlungen und am darauf fallenden Himmelfahrtsfeste abermal. In Amerika wird zwar dieses Fest nicht allgemein gefeiert, wir aber als Deutsche wollten es deutsch, d. h. mit Gottesdienst feiern, hatten auch zu unserer Freude eine unser Erwarten übersteigende, andächtige Versammlung und das gesprochene Wort: Über die wahre Heimath, die uns am Ziele des irdischen Lebens droben erwartet, schien einen guten Eindruck gemacht zu haben. Die deutschen Gemeinden in Amerika sollten mit allem Fleiße dahin arbeiten, daß die christlichen Feste mit der ihnen gebührenden Ehrfurcht gefeiert werden. Dadurch wird auch eine gewisse deutsche Nationalität aufrecht erhalten. Das hieße Germanismus conserviren.

In dem Präsidenten des dortigen Washington College, Herrn David McConaughy, Doctor der Theologie, mit welchem mich Pfr. Begemann, der einigen Studenten Unterricht in der deutschen und französischen Sprache ertheilte, bekannt machte, fand ich einen freundlichen, biedern und nicht ungelehrten Mann. Er unterhielt sich mit mir in der lateinischen Sprache über verschiedene Gegenstände lange Zeit und nahm an meiner Mission großen Antheil. Das Collegium im Jahre 1806 gegründet und 1836 durch ein neues Gebäude, welches 10,000 Dollars kostet, erweitert, zählt über 100 Studenten und besitzt eine Bibliothek von 3000 Bänden, hat aber an dem nur 6 Meilen entfernten Jefferson Collegium in Canonsburg, dem ältesten literarischen Institute jenseits der Alleghenygebirge, einen nicht unbedeutenden Rivalen.

Unangenehm war die Bekanntschaft mit einem Deutschen, der schon fünf Jahre sich im Lande aufhielt oder vielmehr

umhertrieb, und jetzt in schlechter, abgerissener Kleidung zu Begemann kam und um eine Schullehrerstelle anhielt. Der Mann, der mit seinen Kenntnissen und gutem Kopfe sehr prahlte, konnte ohne einige Gläser Whisky zu sich genommen zu haben, kein Wort schreiben und war so frech, zu behaupten, daß der lutherische Pfarrer Schweizerbart in Zelionopel ihn aufgefordert habe, Pfarrer zu werden. Mit großer Mühe konnte Begemann dieses traurige Subject los werden. Solche Menschen schaden dem guten deutschen Namen ungemein. Der giebt sich für einen deutschen Schulmeister und zwar für einen gelehrten deutschen Schulmeister aus, der sogar ein Pfarrer werden kann, wenn er nur will! Welche Begriffe muß der deutsch amerikanische Bauer von der deutschen Schulmeisterei bekommen? —

In Washington machte ich zum ersten Male eine Erfahrung, die ich später viele Male gemacht habe und meinen Landsleuten mittheilen muß, damit sie sich das Beste aus ihr herausnehmen können, daß nämlich eingewanderte Deutsche ihre Lage und Umstände in ihren Briefen an ihre Freunde, Verwandte, Nachbarn u. s. w. auf das Glänzendste schildern ganz gegen die Wahrheit, und die armen leichtgläubigen Menschen zur Auswanderung veranlassen und bitter täuschen. Die Sache ging so zu. Es kam eine deutsche Frau zu dem deutschen Bäcker des Städtchens mit der Bitte, auf einen Brief die Adresse zu schreiben und ihn zu siegeln. Der Bäcker fragt die Frau: „Darf man denn wissen, was Ihr geschrieben habt?“ und sie antwortet: „Ich kann es nicht genau sagen. Er kann den Brief lesen.“ Neugierig, was wohl in dem Briefe enthalten sei, liest der Bäcker, und je weiter er liest, desto mehr erstaunt er über den Inhalt des abzusendenden Briefes. „Wir haben vollauf

zu leben, Obst giebt es in Ueberfluß, auch Kartoffeln und Schweinefleisch, wir essen nur Weizenbrod, drei Mal des Tages Fleisch, haben so viel, daß wir Euch alle ernähren können. Unser Garten ist so und so groß und da ist noch Platz genug. Ach! wenn Ihr nur alle da wäret, wir haben genug zu leben. Kommt doch, wir sehnen uns recht nach Euch u. s. w.“ „Habt Ihr denn so viel, wie Ihr in dem Briefe schreibt? so viel Platz und so viel Essen?“ fragte der Bäcker. „Wenn die Leute ihre Habseligkeiten zu Hause verkaufen und ihr Geld auf der Reise verzehren und hier ankommen, um von Euch unterstützt zu werden, könnt Ihr sie aufnehmen und ernähren?“ „Ach,“ antwortete die Frau, „wir haben selbst nicht viel; wir haben nur das tägliche Brod und müssen uns oft kümmerlich behelfen.“ „Und Ihr wollt diesen Brief nach Deutschland schicken? Schämt Ihr Euch nicht? Ihr stürzt ja die Menschen ins Elend!“ „Ach, es ist ja nur Spaß; ein Tischlergeselle hat den Brief geschrieben und der hat gesagt, es wäre nur Spaß.“ „Das ist ein sehr schlechter Spaß,“ sagte der Bäcker, „Ihr wollt doch den Brief nicht fortschicken?“ „Ja, wir müssen, denn der Tischlergeselle will keinen neuen schreiben.“ Der Brief wurde adressirt, gesiegelt und nach Deutschland geschickt. *) —

---

*) Ich kann nicht umhin, einen Auszug aus dem Briefe eines der achtungswerthesten Deutschen New-Yorks, der sich durch seine edlen Bemühungen für das Wohl seiner deutschen Landsleute große Verdienste erworben hat, zu geben. Der Brief, an einen Freund in Deutschland geschrieben, wurde in den Osnabrücker Blättern abgedruckt und aus diesen in die New-Yorker Allgemeine Zeitung aufgenommen. „Ein großer Theil der Schuld an dieser wirklichen Völkerwanderung liegt gewiß in den fal-

Manche wollen Leidensgefährten haben, an das alte lateinische Sprichwort denkend: **solamen est miseris socios habere malorum**, und verlocken durch glänzende Schilderungen Andere. Diese sind jedoch die wenigsten. Andere schreiben besser, als sie sollten, weil sie durch eine getreue Schilderung ihrer Lage den Zurückgebliebenen keinen Kummer bereiten wollen, noch Andere, weil sie fürchten, ausgelacht zu werden. Niederträchtig ist es, wenn Kinder ihre betagten Eltern durch lügenhafte Schilderungen zu überreden suchen, ihr Hab und Gut, vielleicht in einem Häuschen und einigen Äckern Land bestehend, zu versilbern und zu ihnen zu kommen, und sie ihnen, die nun endlich nach unsäglichen Mühen und Beschwerden den längst ersehnten Aufenthalt der geliebten Kinder erreicht haben, nicht einmal das Nothdürftigste bieten können, weil sie es nicht haben, — und wohl gar von dem Reste des älterlichen Vermögens zehren, bis auch die armen Eltern Nichts mehr besitzen und in die äußerste Noth gerathen. Mitunter finden die alten Eltern ihre Kinder gar nicht an dem ihnen bezeichneten Orte und die Nachfrage in den deutschen Zeitungen bleibt unbeant-

---

schen Vorspiegelungen und in den unsinnigen Briefen, welche von hier nach dort, oft sogar von Leuten gesandt werden, die selbst im größten Elende sind und selbst oft nur das zu essen haben, was ihnen die Milde Anderer reicht; wenn ihr geringer Verdienst schon mit der hohen Hausmiethe aufgeht. Diese Leute schämen sich zu schreiben, daß sie vom Regen in die Traufe gekommen, und, vielleicht ohne böse Absichten, verhehlen sie ihre wahre Lage vor ihren deutschen Freunden, schreiben nur, was sie den Tag verdienen können — wenn sie Arbeit haben, erwähnen aber mit keiner Sylbe, daß sie selten beschäftigt sind, daß die Unkosten auch in demselben Verhältniß zum Verdienste stehen und daß vier gute Groschen in Deutschland eben so weit reichen, als hier (in New-York) ein Dollar."

wortet. Hülflos und verlassen, dem größten Elende preisgegeben, schauen sie thränenden Auges nach der verlassenen theuren Heimath, zu der sie nicht wieder zurückkehren können. Schreckliche Enttäuschung! Furchtbares Elend, in welches der schändliche Betrug sie gestürzt hat! Die Reue, die bittere Reue kommt zu spät. Eine Wohlthat, wenn das gebrochene Herz bald zu schlagen aufhört; mit dem letzten Schlage enden die irdischen Drangsale und Leiden. — Am besten machen es immer noch diejenigen, welche gar nicht schreiben; so schmerzlich dieß auch für die Zurückgebliebenen sein mag. So Mancher sagte mir: „Ich bin nun so lange im Lande und habe noch nicht nach Hause geschrieben. Was soll ich auch schreiben? Schreibe ich günstig, so schreibe ich die Wahrheit nicht, schreibe ich gerade so, wie es mir ergeht, so werde ich ausgelacht; lieber schreibe ich gar nicht, oder wenn ich schreibe, so sage ich: es geht mir gut. Ich muß doch für mich durchzukommen suchen. Ich mag weder bemitleidet noch ausgelacht werden.“ Viele, die mit Recht von sich behaupten können: „Uns geht es recht wohl und wir sind herzlich froh, daß wir nach Amerika ausgewandert sind, vergessen die Umstände, die sich vereinigten, das Glück, das ihnen zufiel, und eine Menge anderer Sachen, die auf ihr individuelles Wohlbefinden Einfluß gehabt haben und noch haben, schreiben im Allgemeinen: so und so ist es uns ergangen, wir haben es so und so gemacht und das und dieß gewonnen, und erzeugen in dem Kopfe des Lesers den Gedanken: Haben die das thun können, so kannst du es noch weit mehr u. s. w. Es gehört in Amerika eben so gut Glück zu einem Geschäfte, zu irgend Etwas, wie in Deutschland. Wer zu nichts kommen soll, der mag es anfangen, wie er wolle, er wird zu nichts kommen. Damit ist nun aber

nicht gesagt, als wenn Niemand dort besser fortkommen könne, als in Deutschland. Bewahre Gott! Amerika ist für viele Deutsche ein Paradiesgärtlein, in welchem sie sich glücklich fühlen. Von welcher Klasse aber diese Menschen sind, werden wir später sehen bei der kitzlichen Frage: Wer soll auswandern? — Andere, welche auch die Wahrheit schreiben, erregen durch den Gebrauch der Wörter, die in Deutschland ganz andere Gegenstände bezeichnen, irrige Ansichten. So schrieb ein deutscher Schulmeister an seine Freunde: „Ich habe das Landgut eines Generals gekauft.“ Ich kenne den Schulmeister und den General. Ersterer hatte ganz richtig und wahr geschrieben, denn der frühere Besitzer ist ein General, und das englische Wort farm, wie es auch in den Wörterbüchern steht, bedeutet Bauerei, Landgut. Allein, welchen Begriff macht man sich von dem Landgute eines Generals in Deutschland? Das muß ein schönes, großes Haus haben, schöne Gärten, mit einer hohen Mauer umgeben, steinerne Pfeiler am Eingange und eisernes Gitterwerk, und was sonst noch ist. Der Brief machte eine wahre Revolution in dem Dorfe, wohin er geschickt war, und dessen Umgegend. Von Mund zu Mund ging es: L.... hat in Amerika das Landgut eines Generals gekauft, und Alles wunderte sich und bekam Lust, auszuwandern nach dem Lande, wo die Landhäuser der Generäle so leicht zu haben sind. Einige von denen, welche den Brief gelesen hatten, wanderten aus, (ich will jedoch nicht behaupten, daß sie sich durch diesen einzigen Brief dazu bewegen ließen), und ihr erstes Geschäft in Amerika war nun, den auf seinem herrlichen Landgute köstlich und in Freuden lebenden L.... aufzusuchen. Ich kenne drei von diesen Männern sehr gut; sie haben es mir selbst erzählt. Nach einigen Tagereisen von

Cleveland gelangen sie in die Nähe des Landgutes und fragen gegen Abend an dem Hause eines Deutschen, bei welchem ich mehre Male gewesen bin, wo Herr L. wohne. Der gefragte Deutsche, ein gesprächiger, heiterer Mann, dem es in Amerika recht wohl gefällt, vorzüglich, weil seine Kinder vom Glücke begünstigt sind, knüpft mit den Fremden ein Gespräch an, erfährt im Laufe desselben, daß sie Freund L. besuchen, und nicht nur die Nacht, sondern mehrere Tage bei ihm bleiben wollen, und sagt ihnen nun zu ihrem größten Erstaunen: „Meine Herren, kommen Sie herein; Freund L. wohnt nicht weit von hier; dort hinter dem Holze liegt sein Blockhaus. Sie alle können unmöglich bei ihm bleiben, denn er hat kaum Platz für seine Familie.“ Wie es den Leuten zu Muthe geworden ist, kann sich der Leser vorstellen. Zwei gingen nun zu L. und fanden die Aussage des Deutschen nur allzusehr bestätigt, die übrigen blieben in dem gastlichen Hause des Letztern. Des andern Tages zogen sie wieder von dannen, mit ganz andern Begriffen, als sie gekommen waren. Der General ist General bei der Militz, die wir später kennen lernen, übrigens ein kreuzbraver Mann, ein wahrer Patriot, und arbeitet auf seiner Bauerei wie jeder gewöhnliche Bauer. Er war schon Glied der Gesetzgebung und wird, sollte die Whigpartei in dieser Grafschaft die Oberhand bekommen, in dieselbe wieder gewählt werden. So könnte ich noch manch artiges Stückchen erzählen; das erzählte aber mag genügen. Es ist eben so mit dem Worte: Kirchenrath. Ein deutscher und ein deutsch amerikanischer Kirchenrath, welch' ein Unterschied. Hier ein gelehrter Theologe, dort ein Kirchenältester oder Vorsteher, der den Klingelbeutel trägt. Da schreibt nun mancher Deutsche, der in Deutschland diese hohe Stufe nie erstiegen

hätte, in sein Dorf: Ich bin Kirchenrath geworden, und setzt dadurch Alt und Jung in Erstaunen, die gar nicht begreifen können, was das für ein Land sein muß, wo einer so plötzlich Kirchenrath werden kann, und woher die Weisheit und der Verstand dazu? Die günstig lautenden Berichte werden natürlich am liebsten gelesen, besonders bei denen, die von der Idee der Auswanderung angesteckt sind, eine Portion eigener Ausschmückung wird hinzugethan und das Ganze muß so und nicht anders sein. Schreibt einer ungünstig, macht er auf die großen Schwierigkeiten, wohl gar auf Mängel aufmerksam und warnt er verschiedene Klassen der deutschen Bevölkerung vor der Auswanderung, so heißt es: Der Mann versteht nicht, in Amerika fortzukommen, der ist zu dumm oder zu faul, zu stolz oder sonst irgend etwas zu viel oder zu wenig, und sein Brief wird bei Seite gelegt. Doch wir müssen hievon abbrechen und den Faden unserer Geschichte wieder aufnehmen.

Den Tag nach Himmelfahrt reiste ich begleitet von den Segenswünschen aller derer, welche mich kennen gelernt hatten, auf dem Postwagen nach Pittsburg ab. Nachmittags um 4 Uhr langte ich glücklich und wohlbehalten daselbst an. Hier hatte sich während meiner Abwesenheit Manches unter den Deutschen zugetragen, was eben nicht sehr erfreulich war. Auch ich fand etwas Unangenehmes. Pfarrer Kämmerer nämlich hatte mich, wie mir Einige sagten, im Verdacht, daß ich gegen ihn arbeite und ihm die Gemeinde abspenstig machen wolle, was mir durchaus nicht eingefallen war. Während unserer Anwesenheit bei der Synode in New-Lisbon (Kämmerer wohnte ihr auch bei) war eine Schrift gegen ihn in Pittsburg circulirt worden, was ihn in dem Verdachte bestärkt hatte, und mehre Glieder mochten wohl den

Wunsch geäußert haben, mich zum Pfarrer zu wählen, wovon sie mir nicht ein Wort gesagt hatten. Da ich mich ganz unschuldig fühlte, Afterreden und hinterlistiges Wesen hasse, Offenheit aber und Aufrichtigkeit liebe, besuchte ich Herrn Kämmerer des andern Tages, lenkte das Gespräch auf diesen Punct und suchte ihn, meine Meinung offen und frei aussprechend, von der Nichtigkeit seines Argwohns zu überzeugen, was mir auch gelang. Kämmerer war befriedigt und bewies am folgenden Tage, daß sein Argwohn gänzlich verschwunden war. In der Vormittagskirche gab ich auf seine Aufforderung das Lied vor dem Altare aus und verlas Gebet und Evangelium, und Nachmittags mußte ich laut der von ihm auf der Kanzel gegebenen Anzeige, daß ich Nachmittags predigen würde, predigen, was mich um so mehr überraschte und Herrn Kämmerer in das schönste Licht stellte, als er noch den Tag vorher zu mir gesagt hatte, daß seine Kanzel mir zwar offen stände, er es aber lieber sähe, wenn ich nicht predigte, indem die Leute sonst glauben möchten, ich wollte mich bei ihnen beliebter machen und fester setzen, worein ich herzlich gern willigte.

Wie ein frisch angekommener Candidat oder Prediger, zumal wenn er das Unglück hat zu gefallen, bei einigen Predigern sich in Acht zu nehmen hat, um ja keinen Verdacht zu erregen, als wolle er in den Schafstall einbrechen und den Hirten verdrängen, davon hatte ich noch gar keinen Begriff. Es ist freilich immer für einen Pfarrer, den die Gemeinde zwar nicht geradezu fortschicken will, dessen Abgang sie aber auch nicht bedauert, im Gegentheile stillschweigend wünscht, eine kitzliche Sache, einen fremden Prediger auf seiner Kanzel predigen zu lassen, denn wenn schon der mittelmäßige immer einige Glieder findet, denen er gefällt, und die nur zu gern

jede Gelegenheit, ihre Unzufriedenheit gegen den bestehenden Prediger auszusprechen, ergreifen, Vergleichungen anstellen, die nicht zu Gunsten des letztern ausfallen, und sich einen Anhang zu verschaffen suchen, mit dessen Hülfe sie gegen ihn agiren; wie sehr muß die Unruhe des Predigers wachsen, wenn der Fremde ziemlich allgemein gefällt und der Wunsch, ihn zu besitzen, von vielen Seiten ausgesprochen wird. Allein hier schien noch etwas anderes im Spiele zu sein. Kämmerer gedachte jedenfalls seiner eigenen Bewerbung und Erlangung dieser Stelle und fürchtete, daß ein Anderer es eben so machen könne, wie er es gemacht hatte. In diesen freien Gemeinden geht es mitunter bunt zu, und die Beispiele, die wir hier und da anführen, werden unsere Meinung, daß Wahlgemeinden immer dem Zanke und Streite ausgesetzt sind und bei den Wahlen Bestechungen und Umtriebe nicht ausbleiben können, die sehr nachtheilig wirken, bestätigen. Ich kam nämlich zufällig in den Besitz eines Briefes, welcher von einem Prediger, der sich um die Pittsburger Gemeinde in derselben Zeit erwarb, in welcher Kämmerer sie annahm, geschrieben worden ist und einiges Licht über die Art und Weise, wie Kämmerer sie erhielt, verbreitet. Er dient dazu, die kirchlichen amerikanischen Zustände vorzüglich in den deutschen Gemeinden zu schildern, und ich gebe ihn meinen Lesern wörtlich zum Besten, damit sie selbst urtheilen können.

Pittsburg, am 24. Nov. 1826.

Lieber Herr Bruder!

Ich kann nicht unterlassen, Sie zu berichten, was sich zugetragen hat zwischen mir und der Pittsburger Gemeinde. Im Frühjahre habe ich hier gepredigt; die Gemeinde wurde mir versprochen; im Juli bin ich nach Pittsburg gezogen.

Als ich kam, hieß es, der Kirchenrath hat kein Recht, einen Prediger zu berufen, ausgenommen es sei eine Wahl der ganzen Gemeinde vorhergegangen; sie haben aber doch von mir verlangt, daß ich predigen sollte, bis daß es zur Wahl kam. Ich that so viel ich konnte, taufte Kinder, besuchte Kranke und gab ihnen das heilige Abendmahl. Auf den 8ten dieses wurde eine Wahl bestimmt, und ich wurde nebst drei andern auf die Wahl genommen und durch eine ziemliche Mehrheit der Stimmen erwählt. Sonntags auf den 5ten dieses habe ich gepredigt und machte Bestellung auf acht Tagen. Dienstags Abends aber predigte ein Student (das war den Abend vor dem Wahltage). Nach geendigter Predigt habe ich ihn eingeladen, mich zu besuchen; er erwiederte aber, er hätte nicht die Zeit, daß er nach der Harmonie gehen und bis nächsten Sonntag in der Brosch Criek-Kirche predigen müsse; da hätte Herr St. das heilige Abendmahl. Wir nahmen dann freundlichen Abschied, und eine andere Wahl wurde dann bestimmt, ich wußte aber nicht, warum? Am Samstag kamen zwei Männer an mein Haus und sagten: ich sei Prediger der deutschen Gemeinde. Ich nahm es mit Dank an und wußte gar nichts von meinem jungen Herrn, bis ich an die Kirche kam, so ist er schon auf der Kanzel und giebt das Lied aus an meiner Stelle, ohne mein Wissen und Willen. Ich machte aber wieder Bestellung auf 8 Tage und die Kirche wurde mir verschlossen und ich wurde am folgenden Mittwoch ausgestimmt, weil er sich erboten hat, für ein hundert Thaler des Jahrs zu predigen, daß sein Vater sehr reich sei, seine Brüder sind auch reich, und wenn er angenommen wird, so wollten seine Brüder Land bei Plittsburg kaufen, die Gemeinde wird dann verstärkt und er könne die Noten singen und die Orgel spielen und

wer weiß, Alles was. Was ist nun zu thun? Rathen Sie mir. Ich kann mir selbst in diesem Falle nicht rathen oder helfen und bin in größter Verlegenheit. Der Winter ist jetzt vor der Thüre, ich bin mit Weib und zehn Kindern in die größte Armuth versetzt. Wenn solche Handlung von der Synode ungeahndet bleibt, kann nicht gesagt werden, daß eine Ordnung herrscht. Wenn Sie mir von Gemeinden Nachricht geben können, haben Sie die Güte, es recht bald zu thun u. s. w.

D. N.

Kämmerer blieb Prediger bis zum Jahre 1840, wo er sein Amt niederlegte und Herr Jehle, Prediger in Canton, Stark County, Ohio, gewählt wurde. Wie es bei dieser Wahl zugegangen, welche Umtriebe da gemacht und welche Mittel angewendet worden sind, darüber später.

Aus Deutschland eingewanderte Prediger und Candidaten, welche Stellen suchen, mögen auf ihrer Recognoscirungs-Reise von dem Geistlichen aufgefordert predigen, so oft es von diesem gewünscht wird, sollten aber im Umgange mit Gemeindegliedern in ihren Aeußerungen über den stehenden Geistlichen und in ihren Antworten auf die oft nichtssagenden Fragen der Glieder: Möchten Sie nicht diese Stelle haben? Glauben Sie nicht, daß Sie die Stelle bekommen können? und auf Aeußerungen, wie: Ich würde doch versuchen, die Stelle zu erhalten, unser Prediger gefällt uns gar nicht mehr," vorsichtig und behutsam sein, am allerwenigsten gegen den Prediger hinter dessen Rücken agiren. Nur zu häufig geschieht es, daß die mit ihrem Prediger oft aus kleinlichen und kindischen Ursachen Unzufriedenen einen Fremden, den sie eben so wenig wie ihren eigenen Prediger lieben und haben mögen, zum Werkzeug ihrer feingelegten Pläne gebrauchen,

ohne daß er etwas davon ahnt, und sich seiner auf irgend eine Manier zu entledigen suchen, sobald sie ihren Zweck erreicht haben. Wie Mancher hat die Bolzen verschießen müssen, welche die Gemeindeglieder geschnitzt hatten, und sich am Ende bitter getäuscht gefunden! — Der Grundsatz, den ein Geistlicher gegen mich aussprach: wenn ein Prediger eine Gemeinde, welche einen Prediger hat, aber mit ihm nicht zufrieden ist, haben will, so muß er nicht die Bekanntschaft des Predigers sondern der Gemeindeglieder und zwar der einflußreichsten zu machen und nach und nach die Gunst des Haufens sich zu verschaffen suchen, ist ein höchst gemeiner und verächtlicher, führt zu den größten Unordnungen in der Gemeinde und thut dem Christenthum unsäglichen Schaden. Ist eine Gemeinde mit ihrem Prediger aus triftigen Gründen unzufrieden, so mag sie ihn verabschieden, das Recht steht ihr ja zu; und wünscht sie, Dich, Fremden, zu ihrem Prediger zu haben, kann sie Dich statutenmäßig einladen, Dich predigen lassen und wählen, oder wenn keine Probepredigt und Wahl stattfindet, Dich durch einen schriftlichen von dem gesammten Kirchenrathe unterschriebenen Beruf zu ihrem Prediger annehmen, oder Du kannst Dich mit Zustimmung der Gemeinde mit dem stehenden aber nicht beliebten Prediger abfinden, so daß er zur Freude der Gemeinde freiwillig und gern zurücktritt. Auf diese Weise erhältst Du Dein Amt ehrenvoll. Schleichwege sind immer unehrlich und daher eines Mannes und noch dazu eines Predigers unwürdig. —

Durch Herrn Kämmerer wurde ich mit Herrn Gallaudet aus Hartford in Connecticut, der sich durch die Gründung des ersten Taubstummen-Instituts in den Vereinigten Staaten und durch viele populäre Schriften um seine Nation sehr verdient gemacht hat, bekannt. Er war so eben von seiner

Reise durch Missouri und Illinois, um die Schulen zu besuchen und die Fortschritte der römisch-katholischen Kirche kennen zu lernen, zurückgekehrt und theilte mir seine Erfahrungen in der Hoffnung mit, daß sie mir nützen würden. Sein Interesse an meiner Mission drückte er dadurch aus, daß er mir vier Dollars zum Einkaufe von Traktaten in deutscher Sprache und überdieß zu meiner Unterstützung zehn Dollars einhändigte, mit dem Bemerken, daß er dieß von seinen christlichen Freunden in Hartford wiedererhalten werde. Die Traktate habe ich einer deutschen Sonntagsschule später zum Geschenk gemacht.

Herr Kämmerer und ich wurden von ihm zu einer Versammlung schriftlich eingeladen. Der Zweck der Versammlung war nicht angegeben. An dem bezeichneten Orte fanden wir außer Herrn Gallaudet noch fünf englische Geistliche. Ersterer eröffnete mir in einem schönen Vortrage den Zweck unsers Zusammenseins; die Gesellschaft der jungen Männer in Cincinnati, welche den Namen **Emigrants Friends Society** führte, mit vereinten Kräften zu unterstützen und für einen tüchtigen Lehrer, der im Englischen und Deutschen unterrichten könne, zu sorgen, und versprach, mit Hülfe seiner Freunde in Hartford 200 Dollars jährlich beizusteuern. Die übrigen 200 Dollars sollten in Pittsburg und Alleghenytown zusammengebracht werden. Mir wurde aufgetragen, die Schulen in Cincinnati, welche unter der Aufsicht dieser Gesellschaft standen, zu besuchen und über sie nach Hartford und an die in Pittsburg niedergesetzte Comité Bericht zu erstatten.

Eine andere Versammlung, gleichfalls von Herrn Gallaudet zusammenberufen, welcher alle protestantischen Geistlichen Pittsburgs und Alleghenytown's mit Ausnahme der Episcopaten beiwohnten, war höchst interessant und liefert einen Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen prote-

stantischen Kirchen. Sie betraf das schnelle Wachsthum der römisch-katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten, vorzüglich im Westen, und sollte Mittel und Wege aufsuchen, dasselbe zu hemmen und ihren Bericht darüber der in kurzer Zeit sich versammelnden General-Versammlung der presbyterianischen Kirche zur Berathung vorlegen. Der englischen Sprache noch nicht so mächtig, daß ich mich bestimmt und fließend ausdrücken konnte, mußte ich mehr passiv als activ, d. h. mehr Zuhörer als Sprecher sein. Es wurde über die Macht, welche sich die katholische Kirche überall und auch in den Vereinigten Staaten anmaßt, über die Mittel, welche sie anwendet, um diese Macht zu erhalten, besonders durch die Einführung der stets gegen die Protestanten feindseligen, ränkevollen Jesuiten, dieser Erbfeinde des Protestantismus und durch die Errichtung von Jesuiten-Collegien und weiblichen katholischen Erziehungs-Anstalten, über das erstaunende Wachsthum dieser Kirche durch Einwanderer, namentlich aus Irland und Deutschland, über die Gefahren, welche daraus nicht nur dem Protestantismus, sondern selbst der Freiheit des Landes erwachsen, da, worauf besonders Gewicht gelegt wurde, der katholische Priester unmöglich zweien Herren, dem Papste und der Constitution, zu gleicher Zeit dienen könne, über die Pflicht der protestantischen Kirche, sich selbst zu schützen, weil keine weltliche Macht sich der Rechte derselben annehme und der freie Boden Amerika's für die katholische Kirche, die von keiner protestantischen Regierung beaufsichtigt werde, das beste Terrain sei, über die Mittel, diese Gefahren abzuwenden, viel und lange debattirt, und endlich beschlossen, eine Schrift über diesen wichtigen Gegenstand aufzusetzen und der General-Versammlung zu überreichen. Die Schrift selbst habe ich nicht gelesen; sie muß aber in einer kräftigen Sprache

abgefaßt gewesen sein, denn sie führte in der General-Versammlung, welche aus den ausgezeichnetsten und berühmtesten Geistlichen der presbyterianischen Kirche bestand, lange Debatten herbei und veranlaßte folgende Beschlüsse, die auch in den Verhandlungen abgedruckt wurden.

1) Beschlossen, „daß es das wohlbedachte und entschiedene Urtheil der General-Assembly ist, daß die römisch-katholische Kirche von der Religion unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi wesentlich abgewichen ist und daher als eine Christliche Kirche nicht angesehen werden kann.“

2) Beschlossen, „daß es hiermit Allen, die in unserer Gemeinschaft sind, anempfohlen wird, sich zu bemühen, durch Verbreitung des Lichtes von der Kanzel, durch die Presse und alle andere christliche Mittel der Ausbreitung des Romanismus entgegenzuarbeiten und seine Unterthanen zur Kenntniß der Wahrheit, wie sie in dem Worte Gottes gelehrt wird, zu führen.“

3) Beschlossen, „daß es mit den strengsten Verpflichtungen christlicher Eltern durchaus streitet, ihre Kinder, um sie erziehen zu lassen, in Römisch-katholischen Seminaren (Erziehungs-Anstalten) unterzubringen.“

Unter den Erziehungs-Anstalten sind besonders weibliche Erziehungs-Anstalten verstanden, deren die römisch-katholische Kirche eine ziemliche Anzahl besitzt, und die auch von protestantischen Mädchen besucht werden.

Über die Vorbereitungen und Anordnungen zu meiner Reise vergingen noch einige Tage. Ich mußte, um mit der Missions-Comité noch Manches zu besprechen und zu berathen, auch meine Zeugnisse von ihr erhalten, nach Greensburg und Mountpleasant reisen. Nach meiner Rückkehr nach Pittsburg

traf ich in Herrn Kämmerers Hause einen altenburgischen Candidaten, Herrn G....., der gar nicht für Amerika paßte und dem es daher auch nicht gefiel. Er war nicht ohne Kenntnisse und Witz, aber so langsam und pflegmatisch, daß er nicht zu gebrauchen war. Er hatte sich längere Zeit bei einigen Predigern in Ohio und zuletzt bei dem lutherischen Pfarrer Schweizerbart in Zelionopel aufgehalten, sich nach Gemeinden erkundigt, aber keine bekommen können. Sein Sinn stand nach der Heimath, in welche er auch zurückkehren wollte. Wir versahen ihn mit einigem Geld und einer Empfehlung an den Präsidenten der lutherischen Synode von Ohio, Herrn Steck in Greensburg, und späterhin erfuhr ich, daß er seine Schritte weiter östlich, dem Atlantischen Meere zu, gerichtet hat. Ob es ihm im Osten geglückt, eine Gemeinde zu bekommen oder ob er die Heimath glücklich erreicht hat, kann ich nicht sagen. Solche Candidaten kann Amerika nicht gebrauchen. —

So war das Pfingstfest herangekommen, das erste, welches ich in den Vereinigten Staaten feierte. Am ersten Feiertage Vormittags predigte ich in der deutschen Kirche zu einer recht zahlreichen Versammlung. Nach der Predigt wurde das heilige Abendmahl ausgetheilt. Herr Kämmerer brach das Brod, ich reichte den Kelch. Welche Gefühle mich bei dieser feierlichen Handlung, die ich zum ersten Male verrichtete, ergriffen, kann nur derjenige würdigen, der sich in gleicher Lage befunden hat. Die Zahl der Kommunikanten betrug gegen 200. So wie eine gewisse Anzahl, die sich um das Gitter, welches Altar und Kanzel von der Kirche trennt, versammelt hatte, abgespeiset war, wurden Worte der Ermahnung und Ermunterung an sie gerichtet. Ich sprach vier Mal. Nachmittags predigte ein gewisser

Herr Kroh, ein deutsch Amerikaner, der in Lebanon in Pennsylvanien eine bekehrte Gemeinde, wie er sich ausdrückte, gehabt, sie aber verlassen hatte, oder was wahrscheinlicher ist, hatte verlassen müssen, weil er sein Wesen zu arg getrieben. *) Er gehörte zu den sogenannten Revivalisten oder plötzlichen Bekehrungsmännern. Wenn ein Prediger von seiner Gemeinde oder seinen Gemeinden auf diese Weise verabschiedet wird, oder bei der Mehrheit das Vertrauen und die Liebe verloren hat und also in ihnen nicht mehr so wirken kann, wie er soll und muß, geht er aus

---

*) So viel geht wenigstens aus den Verhandlungen der Allgemeinen Synode der Hochdeutsch Reformirten Kirche in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, gehalten in Friedrichstadt, Maryland, vom 16. bis 21. September 1832. S. 29, hervor. Dort steht: „Die Comité über die Angelegenheiten des Ehrw. Herrn Kroh berichtet: daß, nachdem sie dieselben untersucht, sie gefunden hat, daß zwar in den Landgemeinen Friede ist, und seine Arbeiten angenehm und gesegnet zu sein scheinen, daß aber in den Stadtgemeinen — wenn wir nach der Zahl der unterschriebenen Gegner urtheilen dürfen, — Unzufriedenheit herrscht. Diese Unzufriedenheit scheint schon bei der Annahme dieser Stelle entstanden zu sein. Vielleicht ist sie auch durch die Art, wie er seine Andachtsstunden geführt hat, erhalten und vermehrt worden. — Ihre Comité ist der Meinung, daß dem Ehrw. Herrn Kroh gerathen werde, sowohl vorsichtig in der Führung seiner Andachtsstunden, als in seinem Privat-Umgang zu sein und durch ein leutseliges und christliches Betragen seine Gegner zu gewinnen zu suchen. Daß aber auch dem Secretair aufgetragen werde, die Lebanoner-Gemeinde zum Frieden, Einigkeit und brüderliche Liebe zu ermahnen.“ — Herr Kroh scheint den Rath der Synode nicht befolgt, sondern durch sein Ultra-Bekehrungswesen die Unzufriedenheit und Feindschaft vermehrt zu haben, bis er sich endlich genöthigt sah, nach dem Westen zu wandern und sich andere Gemeinden zu suchen. Einige seiner bekehrten Freunde mögen ihn zu dieser Reise mit Geld unterstützt haben.

oder wird von der Synode als Missionair gesendet, um sich andere Gemeinden zu suchen und findet er keine schon constituirte, sich neue Gemeinden zu bilden. Oft trifft es sich, daß der Prediger, welcher in seiner alten Gemeinde wenig zu wirken im Stande war, in der neuen als ein tüchtiger Arbeiter mit Erfolg und Segen wirkt, die Veränderung demnach für ihn und für die Gemeinde von dem größten Nutzen war. Darin besteht einer der Unterschiede zwischen den Verhältnissen Nord-Amerika's und Deutschlands. In letzterem Lande bleibt der Prediger auch dann, wenn seine Wirksamkeit in der Gemeinde ziemlich aufgehört hat, seine Kirche fast leer steht und die Achtung, welche er noch genießt, mehr dem geistlichen Rocke als der Person, die den Rock trägt, gezollt wird, falls er sich nur keines Verbrechens, das seine Absetzung herbeiführt, schuldig macht, gewöhnlich in seiner Stelle, der Gemeinde zum Nachtheil sitzen, pochend auf das Recht, daß Niemand die Gewalt hat ihn zu entfernen, außer er selbst, wenn er freiwillig eine andre Stelle annimmt, oder der Tod, wenn er ihn den Unfreiwilligen abruft. Dort muß ein solcher Prediger seinen Wirkungskreis verlassen oder er verläßt ihn freiwillig und sucht sich einen andern, was freilich mit weniger Schwierigkeit als hier verbunden ist. Die Predigt, welche Herr Kroh hielt, war eine Art Erweckungspredigt, in welcher viele pennsylvanische Wörter, wie Ei! well, ebs, und andere vorkamen.

Durch die Verwendung eines reichen deutschen Kaufmannes, Herrn Lorenz, bekam ich von der Old men Bible Society zu Pittsburg 1 Dutzend Bibeln und 1 Dutzend N. Testamente und von der Young men Bible Society 2 Dutzend Bibeln, um sie unter arme, bibellose Deutsche im Westen zu vertheilen, was ich auch redlich gethan habe.

Auf dem Dampfboote bekam ich noch die Nachricht, daß, wenn ich mehr Bibeln brauchen würde, ich mich nur an Herrn Lorenz wenden solle, der mir die verlangte Zahl zusenden würde. Wie viel die Amerikaner in dieser Hinsicht thun, ist erstaunlich und gereicht ihnen zur größten Ehre. Da diese Sache Deutschland nicht so bekannt ist, wie sie es verdient, will ich sie, wenn ich von den wohlthätigen Gesellschaften spreche, in einem eigenen Kapitel behandeln. Ein Kaufmann, Herr Allen, der sich für mich sehr interessirte, ging mit mir auf das Dampfboot, um den Kapitain zu vermögen, mich, der ich ein Missionair war, um die Hälfte des Passagegeldes bis nach Cincinnati mitzunehmen und brachte es auch dahin. So sucht auch der reichste Kaufmann, versteht sich derjenige, welcher zu einer Kirche gehört oder wie man auch sagt, Religion hat, die Geistlichen, selbst wenn sie nicht zu seiner Secte gehören, ihm aber von einem bekannten angesehenen Geistlichen empfohlen sind, zu unterstützen und ihnen fortzuhelfen.

Die Cajüte des Bootes war mit Passagieren, unter denen sich viele presbyterianische Geistliche befanden, die von der General-Versammlung nach ihren Familien und Gemeinden zurückkehrten, so angefüllt, daß mehre keine Kojen bekamen und des Nachts ihr Lager auf dem Fußteppiche oder auf Stühlen aufschlagen mußten. Die innere und äußere Einrichtung der westlichen Dampfböte, die Eleganz der Cajüten u. s. w. ist so oft beschrieben worden, daß ich dieß füglich übergehen kann. Nur die Sitte, welche beim Essen herrscht, will ich erzählen, damit, sollte einer meiner Leser auf einem amerikanischen Dampfboote reisen, er keine Mißgriffe macht. Fast eine Stunde vor der bestimmten Zeit geht das Zurichten der Tafel an; der Tisch wird ausgezo-

gen und gedeckt. Sind nun die verschiedenen Speisen aufgetragen (man setzt Alles auf den Tisch), die Stühle gestellt und Alles zum Niedersetzen und Essen fertig, so geht der Capitain in die Damen-Cajüte und ladet die Damen zum Essen ein. Der Herr, der eine Dame in seiner Gesellschaft hat, führt sie zu Tisch. Haben die Damen ihre Sitze an dem obern Ende der Tafel in der Nähe ihrer Cajüte eingenommen, so wird den harrenden Herren durch die Glocke das Zeichen zum Sitzen gegeben. Unser schwarzer Aufwärter wurde ganz böse, wenn sich ein Herr eher gesetzt hatte, als er das Zeichen gegeben, und es würde großen Mangel an Bildung und feiner Lebensart verrathen, wollte sich ein Herr eher setzen. Der Capitain macht für die ihm zunächst sitzenden Damen den Vorleger, die übrigen werden von den ihnen zunächst Sitzenden bedient und genießen die größte Aufmerksamkeit. Kein Amerikaner wird von einer Schüssel oder einem Teller etwas nehmen, ohne es vorher der Nachbarin angeboten zu haben. Ganz anders sieht es dagegen an dem entgegengesetzten Ende der Tafel aus, an welchem verheirathete Männer, die ihre theuren Ehehälften daheim gelassen, und Junggesellen (bacchelors) Platz genommen haben. Hier ist schon bei dem sich Setzen nicht nur Alles, was auf der Tafel steht, auf den ersten Blick gemustert worden, sondern die Lieblingsgerichte sind in 2 Minuten vergriffen und fast in derselben Zeit verzehrt. Am schlimmsten fährt derjenige, welcher seinen Platz vor einem Braten oder großem Stück Rindfleisch erhält und tranchiren muß. Will er den gentleman spielen, so muß er wenigstens die ihm rechts und links und gegenüber Sitzenden fragen: Ist Ihnen ein Stück hiervon gefällig? ist er nicht gentlemanlike und sorgt er nur für sich,

so hält, wer ein Stück Fleisch haben will, seinen Teller mit den Worten hin: Wollen Sie nicht die Güte habeu, mir ein Stück abzuschneiden? oder auch: Haben Sie die Güte, mir ein Stück zu geben, und der Gebetene, wohl oder übel, muß abschneiden und hat, wenn er sich nicht ein gutes Stück zurückgelegt hat, für seine Aufopferung Knochen und leere Schüsseln. Doch das geht auch in Deutschland dem Vorleger nicht besser. Wer satt ist, verläßt seinen Sitz, ohne sich um die Andern zu bekümmern. Nur wer eine Dame neben sich sitzen hat, muß warten, bis es dieser gefällig ist, aufzustehen, und sie bis an die Cajütenthür begleiten. Die Damen sind die ersten am Tische und die letzten vom Tische. Die Herren begeben sich nun nach der Gallerie, um Cigarren zu rauchen, denn wer eine Pfeife raucht, ist a dutch man.

In der ersten Zeit meiner Reise auf dem Dampfboote hielt ich mich aus einer gewissen deutschen Bescheidenheit auf dem Verdecke auf, während der Tisch gedeckt wurde und ging gewöhnlich, wenn die Glocke ertönte, in die Cajüte, wo ich dann die ganze Tafel besetzt und für mich keinen Platz fand. Wer an der ersten Tafel nicht sitzen kann, muß warten, bis die zweite servirt ist, was, weil die Zubereitung immer etwas lange dauert und die besten Speisen auf der ersten aufgetragen und verzehrt sind, eben nicht sehr angenehm ist. Um zu sehen, wie es die Glücklichen anfangen, die an der ersten Tafel Platz fanden, blieb ich einmal in der Cajüte, die zugleich der Speisesaal ist, sitzen, mich mit Lesen beschäftigend. Alle Stühle waren von Herren, die entweder lasen oder sich auf andre Art langweilten, besetzt. So wie die Aufwärter kamen, die Stühle an die Tafel

zu rücken, was das Letzte ist, stand Jeder, wie die Reihe an ihn kam, von seinem Stuhle auf, ließ ihn an die Tafel setzen und stellte sich nun hinter ihn, ergriff auch wohl die Lehne desselben, um seiner ganz gewiß zu sein. Auf das gegebene Zeichen nahm Jeder seinen Stuhl ein und lachte die vom Verdeck in die Cajüte Eilenden, die, wenn sie die Tafel besetzt fanden, große Augen machten und mißmuthig sich zurückzogen, herzlich aus. Hilf Dir selbst, heißt es auch hier.

Nach dem Abendessen wurden die Passagiere eingeladen, dem Abendgebete (worship) in der Damen-Cajüte beizuwohnen. Ich hatte das Glück, in diesem Heiligthume, das kein männliches Wesen ohne die Erlaubniß aller anwesenden Damen betreten darf, bei dieser Gelegenheit einen Sitz zu bekommen. Ein presbyterianischer Geistlicher verlas ein Lied; dieß wurde von einem andern angestimmt, von dem Vorleser strophenweise hergesagt und von der Gesellschaft gesungen. Der Gesang ging bei dem Rütteln und Schütteln des Bootes so leidlich, da es eine bekannte Melodie war, wiewohl die Stimmen durch das Rütteln etwas zitterten. Hierauf wurde das 27. Kap. aus der Apostelgeschichte verlesen und nach diesem ein langes Gebet, bei welchem Alle auf den Knieen lagen, wer auf einem Stuhle gesessen hatte, vor seinem Stuhle, gesprochen. Zum Beschluß wurde ein zweites Lied gesungen, das aber, weil die Melodie nur zweien bekannt war, sehr schlecht klang. Manchmal fiel noch eine dritte oder vierte Stimme ein, um nachzuhelfen, verschlimmerte aber nur die Sache. Ich habe nie einen schlechteren Gesang gehört.

Ich bewunderte die Consequenz der presbyterianischen Geistlichen, die auch auf ihren Reisen, selbst auf dem Dampf-

boote, auf welchem sich Menschen verschiedener Confessionen befanden, ihren Abendgottesdienst öffentlich hielten. Dieß ist jedoch nicht nur bei ihnen der Fall, sondern auch, wie ich später sah, bei den Predigern andrer orthodoxen amerikanischen Sekten, bei vielen englisch sprechenden und manchen deutschen reformirten und lutherischen Predigern. Auch sie versammeln auf Reisen die Wirthsfamilie, die sie oft gar nicht kennen, zum Abend- und Morgengebete und laden die übrigen Reisenden dazu ein. Gut, wenn dieß immer aus reiner und guter Absicht geschieht und das Gebet für das körperliche und geistige Wohl der Wirthsfamilie aus aufrichtigem Herzen kommt und nicht etwa auf freie Herberge und Kost berechnet ist. Ein Prediger, der die angegebene Sitte befolgt, sagte mir einmal ganz offen, daß er in solchen Häusern, in denen es ausgesehen hätte, als müsse er bezahlen, recht tüchtig gebetet habe, manchmal mit Erfolg, manchmal ohne Erfolg, versteht sich für den Geldbeutel. Solches Wesen gefällt Gott nicht. Etwas anderes ist es, wenn diese Morgen- und Abendandachten von dem Prediger im Kreise seiner Familie, in den Häusern seiner Gemeindeglieder oder derer, welche Glieder einer andern verwandten Kirche sind und dazu auffordern, gehalten werden, und wahrhaft christliches Leben dadurch befördert wird, aber schnöden Gewinnes willen mit dem Heiligsten Spott zu treiben, ist zu gemein und entehrend. Einige, besonders die Methodisten, treiben ihren Eifer zu weit und schaden der guten Sache. So erlebte ich einen Fall in Greensburg. Dort besuchte ich während meiner Anwesenheit häufig einen alten Schwedenborgianer, einen reichen und angesehenen Mann. Eines Tages hatte er außer dem deutschen reformirten Prediger und mir auch den Prediger der dasigen Methodistengemeinde

eingeladen. Wir hatten einige angenehme Stunden mit Unterhaltung und Musik (eine der Töchter des Hauses spielte das Fortepiano gar nicht übel) zugebracht und der Methodistenprediger wollte sich mit seiner Frau entfernen; wir sollten noch bleiben. Er fragte den alten Schwedenborgianer, ob er etwas dagegen hätte, wenn ein Kapitel aus der Bibel gelesen und ein Gebet gesprochen würde. Die Antwort lautete natürlich: Nein. Die Bibel wurde gebracht; es wurde von dem methodistischen Prediger ein Kapitel aus der Bibel gelesen und ein langes Gebet knieend gesprochen, wobei wir der Sitte gemäß auch knieeten. Das Gebet war gut und der Pfarrer mochte es auch aus der Tiefe seines Herzens gesprochen haben, allein was war die Frucht desselben? Die Mädchen konnten während des Gebets das Lachen kaum zurückhalten und hätten gewiß, was sie selbst nachher gestanden, laut aufgelacht, hätte das Gebet länger gedauert, und nun nach dem Weggange des Methodisten machten sie bittere Bemerkungen über dessen Person und Bekehrungssucht, und lachten darüber. Ihnen wurde dies Gebet Gegenstand des Witzes. Der alte Schwedenborgianer wunderte sich auch über diese Dreistigkeit und meinte: „er habe nichts gegen das Beten; er bete selbst und fände darin Stärkung, Trost und Ruhe; er hätte aber dieß Gebet für weit schicklicher gehalten, wenn er selbst ein Glied der Methodistenkirche oder einer derselben verwandten Sekte wäre; so sei er ein Schwedenborgianer, was der Methodist recht gut wisse, da er seinen Glauben nie verheimliche: ein Prediger müsse doch Ort und Zeit berücksichtigen," und was dergleichen mehr war. So geht es sehr häufig; man gewöhnt sich mit der Zeit daran.

Nach 9 Uhr Abends kamen wir in Wheeling glücklich an. In aller Eile, da das Boot nur eine halbe Stunde anhalten sollte, besuchte ich meinen Freund, um ihm Lebewohl zu sagen. Das Boot blieb wider unser Erwarten bis zum andern Morgen liegen. Da die Abfahrt von einer Zeit zur andern verschoben wurde und einige Passagiere behaupteten, daß wir vor acht Uhr wohl schwerlich abfahren würden, ging ich ans Land, um meinen Freund noch einmal zu sprechen. Unterwegs begegnete mir der Capitain, sagte zu mir, daß er bald gehen werde, ließ aber auf meine Frage: Wie bald? die Zeit unbestimmt. Das Wort bald hat bei den Capitänen eine sehr weite Bedeutung; es konnte eine viertel, eine halbe Stunde bedeuten, aber auch zwei, drei Stunden und noch länger. Ich nahm es in der Bedeutung von einer halben Stunde und besuchte meinen schon auf mich wartenden Freund. Wir saßen nicht lange, als ich die Glocke des Bootes läuten hörte und fortgehen wollte. Mein Freund versicherte mir, daß auf jedem Boote die Glocke drei Male geläutet werden müsse und daß dieß erst das zweite Mal sei, und ich blieb ruhig sitzen. Bald aber wurde es mir ängstlich um das Herz. Ich konnte nicht länger bleiben, stand auf und lief nach dem Ufer des Flusses. Die Stelle, an welcher mein Boot gelegen hatte, war verlassen, und als mein Auge den Fluß hinab schweifte, das Boot suchend, siehe da! mein Boot ging pfeilschnell den Fluß hinunter und bog eben um die Waldecke. Was war nun zu thun? An ein Nachsetzen und Einholen war nicht zu denken. Die Vorwürfe, die ich mir meiner Nachlässigkeit wegen machte, brachten mich nicht weiter und die Angst, daß das Boot in Cincinnati nicht lange anhalten und seine Reise nach Louisville fortsetzen würde und ich um alle meine

Sachen recht bequem kommen könnte, half mir auch nichts. Ruhe und kalte Überlegung sind in solchen Fällen das Beste, Jammern und Wehklagen verschlimmern die Sache. Mein Plan war schnell gefaßt. Am Ufer lag noch ein andres Dampfboot, die Argo, auch nach Cincinnati bestimmt, das aber erst um 4 Uhr Nachmittags abfahren wollte. Mein Boot hatte also einen Vorsprung von 9 Stunden. Der Capitain, John Clark, ein artiger und freundlicher Mann, dem ich mein Mißgeschick erzählte und von dem ich die trostreiche Antwort bekam: Erfahrung ist die beste Lehrerin, was ich recht gut wußte und jetzt in der That empfand, erbot sich, mich für 5 Dollars in der Cajüte mitzunehmen und versprach mir, sein Möglichstes zu thun, mein Boot einzuholen. Die Argo war zwar kleiner, als die Juniata, hatte aber eine sehr nette Cajüte und was das Angenehmste war, wenige Passagiere, von denen ein alter presbyterianischer Prediger aus Illinois mich am meisten ansprach.

Der Capitain hielt sein gegebenes Wort treulich. Die Feuerleute mußten so viel Holz in den Ofen stecken, wie er nur fassen konnte, und ein tüchtiges Feuer unterhalten. Die kleine Argo durchschnitt den Fluß wie ein Pfeil. An jeder Station, an welcher Holz eingenommen wurde, wurde gefragt: wann ist die Juniata vorbeigefahren? und je geringer die Entfernungen wurden, desto mehr wurde geheizt. Zu jeder andern Zeit wäre mir ein solches Jagen, bei welchem so manches Unglück sich ereignet hat, unangenehm gewesen, jetzt freute ich mich darüber, ja ich ermunterte die Feuerleute selbst, so viel Holz wie möglich einzuschieben und das Holz vorher in Oel zu tränken. Am zweiten Tage Vormittags um 10 Uhr, bekamen wir Cincinnati zu Gesicht. Von der Stadt sah ich wenig, denn meine Augen suchten mein altes

Boot. Bald hatten sie es gefunden. Unser Boot schwenkte sich und legte hart an ihm an. Ich sprang von dem Verdeck auf die Juniata, die nur ¾ Stunden früher angekommen war, eilte in die Kajüte und fand meine Sachen, wie ich sie verlassen hatte, selbst das Buch, in welchem ich gelesen, noch aufgeschlagen. Meine Freude kann sich der Leser wohl vorstellen. Vielen ergeht es jedoch nicht so gut, wie es mir damals erging und ich rathe den auf amerikanischen Dampfbooten reisenden Deutschen, ja die Zeit der Abfahrt nicht zu versäumen. Lieber auf das Boot warten, als das Boot auf sich warten lassen. Dieß ist meine Maxime geworden, die auch in Deutschland befolgt wird. Pünktlichkeit ist eine lobenswerthe Eigenschaft.

Als ich vom Boote ging, und den Prediger Raschig, an den ich empfohlen war, aufsuchen wollte, kam mir Kroh mit Raschig schon entgegen. Die Bekanntschaft war schnell gemacht. Es war nicht, als wenn wir uns erst kennen lernten, sondern als wenn wir uns, schon früher bekannt und befreundet, nach einer Reihe von Jahren wiedersähen. Meine Sachen wurden in das Broad-Way Hôtel gebracht, in welchem Raschig, der damals noch Junggeselle war, speiste. Kroh, der seine Reise nach dem Westen sogleich fortsetzen wollte und durchaus nicht beredet werden konnte, einige Tage zu bleiben, nahm brüderlichen Abschied, und Raschig führte mich nun in sein Logis, das er bei einem seiner thätigsten Gemeindeglieder hatte und nicht weit vom Hôtel entfernt war. Durch ihn und durch meine Empfehlungsbriefe wurde ich mit einigen angesehenen Männern der Stadt und der Umgegend bekannt, unter andern mit Herrn Stowe, Professor am Lane Seminarium in Wallnut Hill, einem auch Vielen in Deutschland bekannten Manne. Er ist

der deutschen Sprache mächtig, großer Verehrer der deutschen Literatur und besitzt eine auserlesene deutsche Bibliothek. Nach seiner Rückkehr von Europa, wohin er im folgenden Jahre gereist war, um für das Seminar eine Bibliothek anzukaufen, machte er sich durch seinen **Report on Elementary Public Instruction in Europe made to the thirty-sixth. General-Assembly of the State of Ohio, December 19, 1837**, und durch die Beilegung eines hitzigen Streites, welcher zwischen den Universalisten und Orthodoxen über die Rechtgläubigkeit des Professors Tholuck in Halle entstanden war, berühmt. Die Universalisten behaupteten nämlich, daß Tholuck in verschiedenen Stellen seiner Schriften die Wiederbringung aller Dinge behaupte, mithin Universalist sei; die Orthodoxen kämpften mit aller Kraft dagegen und bewiesen, daß dieß aus den angeführten Stellen gar nicht zu schließen sei, was die Universalisten nicht zugeben wollten. Der Streit wurde in den religiösen Blättern mit Heftigkeit geführt; keine Partei wollte nachgeben. Da kommt Herr Professor Stowe aus Europa zurück und publicirt in einigen der besten Blätter das ihm vom Herrn Professor Tholuck schriftlich eingehändigte Glaubensbekenntniß, das den Behauptungen der Universalisten schnurstracks entgegenlief. Die Orthodoxen freuten sich des Sieges, die Universalisten schwiegen beschämt. Stowe scheint den Auftrag erhalten zu haben, den Professor Tholuck um sein Glaubensbekenntniß zu bitten, damit der ärgerliche Streit beigelegt würde.

In dem Hause des Professors Stowe traf ich zwei indianische Mädchen, die in den besten Erziehungsanstalten für Mädchen in Philadelphia und Baltimore gebildet worden waren, sehr gut englisch sprachen, nach Art der vornehmen

weißen Mädchen gekleidet waren und dem ersten Cirkel Amerika's Ehre machten. Sie waren in Begleitung ihres Bruders, eines jungen Mannes, der nach der feinsten europäischen Art gekleidet, ebenfalls gut englisch sprach und feine Sitten hatte, von Baltimore gekommen und auf dem Wege nach ihrer Heimath, nach den Wäldern des fernen Westens begriffen. Wie sich diese armen Indianerinnen, die unter civilisirten Menschen erzogen worden waren und die Rechte der Frauen und zwar der amerikanischen Frauen kennen gelernt hatten, unter ihren rothen Brüdern und Schwestern befinden müssen, ist mir unbegreiflich. Es that mir wehe, daß sie mit ihrem Bruder wieder in die Wildniß zogen und erinnerte mich unwillkührlich an Gellerts Fabel von dem Bären.

Großes Aufsehen machte die öffentliche Disputation, welche in derselben Zeit zwischen dem Präsidenten des Lane Seminariums Dr. Beecher und dem presbyterianischen Geistlichen Dr. Wilson in der Kirche des ersteren unter dem Vorsitzer vieler Richter und in Gegenwart einer Menge Neugieriger, die auf- und abgingen, schon mehrere Tage gedauert hatte. Wilson, ein streng orthodoxer Presbyterianer, hatte den Dr. Beecher der Ketzerei und der Heuchelei (heresy and hypocrisy) beschuldigt und zur öffentlichen Vertheidigung herausgefordert. Beecher hatte die Herausforderung angenommen, Richter waren bestellt und der Kampf begonnen worden. Die Waffen waren die heilige Schrift, die Commentare zu derselben und die Dogmatiken der berühmtesten Orthodoxen. Solche Kämpfe sind in Amerika sehr gewöhnlich und wir werden noch manchem beiwohnen. Ich war mehrere Male zugegen, wurde aber wenig erbaut. Der Kampf fiel zu Gunsten des Präsidenten aus.

Bei der Abstimmung ergab sich, daß dieser 22 Stimmen für sich und nur 8 gegen sich hatte. Diese Disputation war das Vorspiel zu der großen kirchengeschichtlich berühmten zwischen Dr. Junkins, Präsidenten des Lafayette-Collegiums zu Easton und Barnes, presbyterianischem Geistlichen in Philadelphia, welche die mächtige und einflußreiche presbyterianische Kirche in zwei Theile, in die alte und in die neue Schule, theilte.

Am folgenden Sonntage, Vormittags um 9 Uhr, predigte ich in der einfachen, aber recht niedlichen Kirche des Predigers Raschig zu einer zahlreichen und Nachmittags um 2 Uhr zu einer nicht minder ansehnlichen Versammlung. Die Collecte, welche für mich gehoben worden war, betrug 8 Dollars, eine sehr ansehnliche Summe. In den deutschen Kirchen ist es nämlich gebräuchlich, für Reiseprediger, d. h. solche, die entweder als Missionäre, wirkliche Reiseprediger von den Synoden ausgesendet werden, den zerstreut wohnenden Christen das Evangelium zu verkündigen, Kinder zu taufen u. s. w. oder solche, die keine Gemeinden haben und auf eigene Kosten Reisen machen, um sich Gemeinden zu suchen, wenn sie predigen, nach der Predigt eine Collecte zu ihrer Unterstützung, mitunter auch um die Achtung und Liebe der Gemeinden gegen sie zu zeigen, zu veranstalten, was in Deutschland sehr auffallen würde. Jeder ordentliche fremde Prediger, der entweder zu einer Synode gehört oder durch gute Zeugnisse sich legitimiren kann, wird von dem Prediger, in dessen Hause er über Sonntag bleibt, eingeladen zu predigen. Der einladende Prediger hat dabei den Zweck, entweder einmal auszuruhen und einen fremden Prediger zu hören, oder der Gemeinde etwas Neues zu hören zu geben. „Meine Gemeinde hört mich immer, heißt es, wenn der

fremde Prediger sich weigert zu predigen; sie soll auch einmal einen Anderen hören, das weckt sie wieder auf.“ Der Fremde kann der Gemeinde auch eher die Wahrheit sagen, als der stehende und abhängige, und vor Allem das delikate Thema: Die Pflicht der Gemeinde, ihren Prediger ordentlich zu unterstützen, freimüthiger behandeln. Daher wechseln auch in mehren Gemeinden die benachbarten Prediger mit einander ab. Der eine predigt an einem gewissen Sonntage in der oder den Gemeinden seines benachbarten und befreundeten Collegen und dieser in den Gemeinden des erstern. Man hat die Erfahrung gemacht, daß dieses Tauschen mit den Kanzeln viele erfreuliche Folgen für Prediger und Gemeinden hat.

Nach der Predigt nun richtet der Ortsprediger einige Worte an seine Gemeinde, sagt ihr, wer der Prediger, der heute so herzlich zu ihr gesprochen hat, ist, woher er kommt, wohin er geht, welches der Zweck seiner Reise, und bittet sie, da der Weg noch weit und die Mittel gering sind, aus christlicher Liebe eine kleine Beisteuer, Jeder nach seinem Vermögen zu geben. Die Gemeinde läßt sich dazu immer willig finden und ein Jeglicher wirft, nach dem er bei sich hat und die Predigt ihn angesprochen, seine Gabe in die Klingelbeutel oder in die kleinen viereckigen hölzernen Kasten, die von Stuhl zu Stuhl gereicht werden oder in die Hüte der an den Kirchthüren stehenden Vorsteher, je nachdem es Brauch ist. Nach dem Gottesdienste wird das gezählte oder ungezählte Geld von einem Vorsteher dem fremden Prediger mit den Worten überreicht: „Sie werden mit dem Wenigen vorlieb nehmen,“ oder: „Wir freuen uns, Ihnen durch diese kleine Unterstützung unsere Achtung und Liebe beweisen zu können,“ wie eben der Vorsteher die Worte zu setzen im Stande ist. Der Prediger bedankt sich, wünscht der Gemeinde Friede und Eintracht, die fast alle

Gemeinden nöthig haben, und geht mit seinem Amtsbruder nach Hause.

Einem aus Deutschland frisch eingewanderten Prediger kommt dieses Verfahren sonderbar vor und oft will es ihm bedünken, es sei entehrend. Nach und nach gewöhnt er sich daran und später, wenn er seine eigenen Gemeinden hat, macht es ihm selbst große Freude, durch eine in seiner Kirche gehobene Collecte einen auf der Reise sich befindenden Mitarbeiter, zumal einen eingewanderten, der sich fremd unter den Fremden fühlt und nach Trost und Unterstützung von seinen deutschen Brüdern sich umsieht, fortzuhelfen. Ich wenigstens habe immer viele Freude darin gefunden, wenn ich einen meiner deutschen Landsleute, der ohne hinreichende Mittel und ohne Kenntniß des Landes von Ort zu Ort wandern mußte, um sich eine Pfarrstelle zu suchen, auf diese oder eine andere Weise unterstützen konnte. Den Deutschen in Deutschland müssen solche Collecten, die sie schlechthin Betteleien nennen werden, ungemein auffallen und Manchem mag dieß gar komisch erscheinen. Was sagen sie aber zu der Anzeige, die sich in dem Journal der Amerikanischen Enthaltsamkeits-Union vom März 1841 findet und also lautet: „Sogleich werden Dreihundert Dollars für den Ehrwürdigen Robert Baird gesucht. Wenn irgend einer der Leser des Journals an dem Wirken des Herrn Baird ein solches Interesse nimmt, das ihn geneigt macht, denselben zu unterstützen, — alle Beiträge werden in dieser Officin dankbar angenommen.“ Hier sucht, bettelt man 300 Dollars für Herrn **Baird**, den Apostel der Mäßigkeit, der von Kaisern und Königen in Europa auf das Huldvollste aufgenommen wurde und sie für seine Sache gewann, und der sich durch seine Geschichte der Mäßigkeits-Gesellschaft in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas ein bleibendes Verdienst

erworben hat! In Deutschland würde dieß etwas Entehrendes sein und der Mann wäre ruinirt, die Kinder würden mit Fingern auf ihn zeigen, — in Amerika fällt es Niemandem auf, und Keiner nimmt Anstoß daran. Die Freunde der guten Sache kommen und steuern willig bei, ohne an etwas Arges oder Unrechtes dabei zu denken. Das ist wieder ein großer Unterschied zwischen Deutschland und Nordamerika.

Abends besuchten wir die große und schöne Episcopalkirche, eine Zierde Cincinnati's. In ihr brannten 33 Lampen, die die Nacht in Tag verwandelten. Der Altar ist einfach, aber schön. Die Sitze sind mit Polstern belegt, die mit grünem und rothem Stoffe überzogen sind. Der Fußboden ist mit schönen Teppichen bedeckt. Der Chor sang vortrefflich und die Orgel wurde gut gespielt. Das Ganze gewährte einen imposanten Anblick und brachte einen wohlthätigen Eindruck hervor. Man fühlte, daß man sich in einem Gotteshause befand. Was sind doch manche unserer neuesten Kirchen in Deutschland, die mehr Sommersalons ähnlich im Innern des Kirchlichen so ganz entbehren und das Gemüth anstatt zu heben niederdrücken, gegen diese amerikanische Episcopalkirche? Wenn nur die Liturgie nicht so fürchterlich langweilig wäre, immer dasselbe, und immer dasselbe; es ist gar zu ermüdend.

Meinem in Pittsburg gegebenen Versprechen gemäß besuchte ich den Dr. Fore und mit diesem die von dem Vereine der Freunde der Auswanderer (Emigrants Friend Society) gestifteten Schulen. Der erste Versuch, die deutschen Kinder Cincinnati's, welche die englischen Schulen nicht besuchten, in der englischen Sprache zu unterrichten, wurde im J. 1833 von einigen Studenten des Lane-Seminariums dadurch gemacht, daß sie in der Mainstraße ober-

halb des Kanals eine Sonntagsschule gründeten und eine Bibliothek aus zweckmäßigen Büchern und ausschließlich zum Unterrichte der deutschen Kinder in der englischen Sprache und den Anfangsgründen der christlichen Religion bestimmt, anlegten. Dieser Versuch wurde in der ersten Zeit dankbar angenommen und die Schule zahlreich besucht. Mehr als 250 Kinder wurden zu verschiedenen Zeiten in die Schule aufgenommen und die Schulstube war immer mit Eltern angefüllt, welche die Fortschritte ihrer Kinder mit hohem Interesse bewachten. Die Schule wurde jedoch durch mancherlei Umstände häufig unterbrochen und zuletzt ganz aufgegeben, hauptsächlich, weil sie den Wünschen der deutschen Bevölkerung nicht entsprach. Die Deutschen nämlich glaubten, daß diese Schule nur die Lockspeise für ihre Kinder sein solle, um sie das Deutsche vergessen und nur zu englisch redenden Geschöpfen zu machen und sie nach und nach zu der presbyterianischen oder einer andern englischen Kirche überzuführen, vor denen der Deutsche im Ganzen genommen, wenigstens in der ersten Zeit eine gewisse Aversion hat. Das Erstere war allerdings richtig, denn Professor Stowe sprach sich später in seiner Adresse *), in welcher er den Deutschen das wohlverdiente Lob spendet **), folgendermaßen aus: „Es ist für unsere Nationalstärke und für unsern Frieden, wenn nicht sogar für unsere Nationalexistenz durchaus nothwendig, daß die Fremden, welche sich auf unserem Boden niederlassen, aufhören, Europäer zu sein und Amerikaner werden; und da

*) Address of Prof. C. J. Stowe before the College of Teachers in behalf of the Emigrants Friend Society, October 1835, together with the Constitution and list of officers. Cincinnati 1835. S. 10.

**) Dr. Julius, Nordamerika's sittliche Zustände. 1. Bd. S. 257.

unsere Volkssprache die englische ist, und unsere Literatur, unsere Sitten und unsere Einrichtungen englischen Ursprungs sind und der ganze Grund unserer Gesellschaft englisch, so ist es nöthig, daß sie wirklich Anglo-Amerikaner werden." — "Es ist von den Fremden, die unter uns sind, sowohl undankbar als für sie gefährlich, für sich Interessen zu erzeugen, die von den Interessen der ganzen Nation verschieden sind, und Candidaten für öffentliche Ämter auf den Grund hin, daß sie zu ihrem Volke gehören, zu unterstützen. Parteigänger, welche Gefühle, wie diese, nähren, säen Saamen, welcher Zwietracht und Blut tragen wird. Wer ist ihre Nation, und wer ist ihr Volk? Ihre Nation ist die amerikanische Nation und ihr Volk ist das amerikanische Volk, oder sie haben nichts auf dem amerikanischen Boden zu suchen. Wir müssen Eine Nation werden und es muß unser hohes Bestreben sein, diese so wünschenswerthe und für unsere nationale Wohlfahrt so nothwendige Sache zu bewerkstelligen. Das wirksamste Mittel und in der That das einzig wirksame Mittel, diese Individualität und Harmonie des Nationalgefühls und des Nationalstolzes herbeizuführen, ist, unsere Kinder in dieselben Schulen zu bringen und sie zusammen erziehen zu lassen. Die Kinder der Einwanderer müssen englisch lernen und für die gemeinen englischen Schulen vorbereitet werden. Die Wohlfahrt der Republik verlangt, daß verlassene (d. h. nicht von deutschen Eltern in englische Schulen geschickte) Kinder aufgesucht und in die Schulen geschickt werden." Einen Commentar zu diesen Worten zu liefern, ist nicht nöthig; die Sprache ist verständlich und bestimmt. Wohl aber möchte Mancher fragen: wann solches in dem freien Amerika gesprochen und dort der Versuch gemacht wird, der Sicherheit des Landes wegen Alles zu englisiren, wer will

es nun dem Kaiser aller Reußen verargen, wenn er Alles, was in seinem Reiche sich niederläßt, oder zu seinem Reiche gehört, zu russificiren sucht? — Die andere Besorgniß, daß diese Schulen die Brücke zu den englischen Secten bilden sollten, war auch nicht so ganz ungegründet; denn sie, die Secten, wünschen nichts sehnlicher und betreiben nichts emsiger, als daß die Deutschen zu ihnen übertreten und in ihnen Religion bekommen.

Auf die angefangene Weise ging es also nicht mehr und es mußte ein neuer Weg aufgesucht werden. Er war auch bald gefunden. In der Mitte des Monats März 1835 bildeten einige junge Männer der Stadt Cincinnati und einige Studenten eine Gesellschaft für den ausdrücklichen Zweck, die Kinder der Ausländer, vor Allem der Deutschen, in der englischen Sprache, den Grundsätzen republikanischer Regierung und den Wahrheiten der Bibel zu unterrichten und nannten sie die Gesellschaft der Freunde der Einwanderer (**Emigrants Friend Society**). Am 4. Mai eröffneten sie für solche Kinder, welche durch Arbeiten abgehalten die Tagschulen nicht besuchen konnten, eine Abendschule mit sehr wenigen Schülern, und am 1. Juni eine regelmäßige Tagschule. Am 10. März war die Sonntagsschule mit 40 Kindern angefangen worden. Ich fand 30 Schüler in der Tagschule, deren Zahl oft auf 60—70 nach der Aussage des Lehrers stieg. Der Schulmeister war nur der englischen Sprache mächtig und schien nicht geeignet zu sein, einer Schule ordentlich vorzustehen. Die Schulbücher waren zweckmäßig, die Einrichtung ziemlich gut. In einer Versammlung des Vereins, welcher ich nicht beiwohnen konnte, wurde beschlossen, neben dem englischen Lehrer noch einen deutschen anzustellen, damit die Kinder beide Sprachen lernen könnten, weil man fürchtete,

daß die deutschen Eltern aus der angeführten Besorgniß, ihre Kinder sollten nur englisch lernen und die schöne Muttersprache verlernen, dieselben nicht in die englische Schule schicken würden. In einer zweiten Versammlung, in welcher Pfarrer Raschig und ich zugegen waren, wurde nun der Beschluß gefaßt, an die Comité in Pittsburg zu schreiben, um von dort zwei Lehrer zu erhalten, von denen jeder die englische und deutsche Sprache verstehen müsse, und in der für deutsche Kinder errichteten englischen Schule im Lesen, Schreiben und Rechnen, was den ganzen Unterricht ausmachte, unterrichten sollte. Mir wurde der Auftrag gegeben, das Schreiben an die Comité auszufertigen und abzuschicken, den ich auch bald vollzog.

Es ist ein eigener Zug in dem amerikanischen Charakter, den genau kennen zu lernen ich so häufige Gelegenheit gehabt habe. Was sie sich einmal vorsetzen, davon gehen sie sehr schwer ab; sie scheuen weder Zeit noch Geld, obgleich beides ihnen das Theuerste ist, um zum Zwecke zu gelangen. So mit dieser Schule. Es sollte sogleich ein Agent ernannt und mit 600 Dollars jährlich salarirt werden, dessen Aufgabe sein sollte, den ganzen Staat Ohio zu bereisen, Reden zu halten über die Nothwendigkeit, englische Schulen für deutsche Kinder zu errichten, Geld zu sammeln, während seiner Anwesenheit in Cincinnati in den Häusern der Deutschen umherzugehen, die Eltern zu bereden, ihre Kinder in die Schule zu schicken und die Kinder gleichsam in die Schule zu treiben. Die kleine Gesellschaft getraute sich mit Hülfe der Damen, die jede Sache, wenn sie vorwärts gehen soll, unterstützen müssen, in einem Jahre 1800—2000 Dollars durch freiwillige Beiträge zusammenzubringen. Der Verein hat jedoch seine Wirksamkeit, so viel ich weiß, nur auf Cincinnati be-

schränkt, und späterhin sind seine Schulen durch die schönen Freischulen unnütz geworden und eingegangen. Ich sah einen Auf- und Umzug der englischen Freischüler, den ich mancher großen deutschen Stadt wünsche. Die Kinder waren schön gekleidet, die Mädchen weiß mit Bändern geschmückt. Dem Zuge voran ging Musik, jede Abtheilung, die Knaben von dem Lehrer, die Mädchen von der Lehrerin angeführt, hatte eine Fahne mit einer Aufschrift, z. B. **Knowledge is power etc.** Der ganze Zug ging in die erste Presbyterianerkirche; hier wurde gesungen und gebetet; darauf hielten einige Knaben und Mädchen mit einem Anstande und einem Freimuthe Reden, die manchem Jünglinge keine Schande gemacht haben würden.

Die deutschen Gemeinden in Cincinnati.

Die Gemeinde des Pfarrers Raschig.

Herr Raschig, der Sohn eines achtbaren sächsischen Predigers, hatte in dem Hause seines Vaters den ersten Unterricht, auf der Fürstenschule zu Meißen seine Gymnasialbildung erhalten und in Amerika auf dem theologischen Seminarium der hochdeutsch-reformirten Kirche Theologie studirt. Nachdem er ein glänzendes Examen bestanden und als Reiseprediger ordinirt worden war, wurde er von der Commissions-Comité der jungen Männer zu Easton in Pennsylvanien 1834 nach Cincinnati geschickt, um daselbst eine deutsche reformirte Gemeinde zu bilden. Seine Predigten fanden Beifall und bald sammelte sich ein schönes Häuflein Deutscher um ihn und wählte ihn zu seinem Prediger. Da die Mehrheit aus Unirten bestand, sehr wenige Reformirte da waren und Alle eine christliche Vereinigung wünschten, so wurde eine Constitution entworfen und der gebildeten Gemeinde der Name „prote-

stantisch-evangelisch-christliche Gemeinde" gegeben. Ich theile einige Artikel aus der Vereinigungsacte mit.

1) Beschlossen, daß wir eine Vereinigung der Lutheraner und Reformirten unter einem gemeinschaftlichen Namen keinesweges deßhalb wünschen, um etwas Neues aufzustellen, oder irgend eine Veränderung in unsern Glaubensbekenntnissen zu unternehmen.

2) Beschlossen, daß wir weder ein Bedürfniß noch Befugniß anerkennen in den genannten Rücksichten etwas zu bestimmen und fortzusetzen.

3) Beschlossen, daß vielmehr diese Vereinigung aus der freien Überzeugung hervorgeht, daß beide Confessionen in ihren Glaubensbekenntnissen nicht wesentlich von einander verschieden sind.

4) Beschlossen, daß wir diese Vereinigung besonders hier deßhalb wünschen, weil die Mehrzahl von den Gliedern dieser Gemeinde schon in Deutschland die Vereinigung genoß;

5) weil uns dieser Umstand bei Anschließung an die eine oder andere Partei (lutherisch oder reformirt) jederzeit hinderlich war;

6) weil ohne Vereinigung in unsern Familien so leicht und oft Mißhelligkeiten entstehen, ja unvermeidlich sind;

7) weil wir überzeugt sind und es auch wissen, daß viele unserer hiesigen Landsleute sich gern uns anschließen, sobald die trennenden, sie bisher abhaltenden Hindernisse beseitigt sind;

8) weil demnach das Wohl und fernere Gedeihen unserer Gemeinde mit der Vereinigung unzertrennlich verbunden ist.

9) Beschlossen, daß wir von heute an die unterscheidenden Namen Lutherisch und Reformirt in unserer Gemeinde aufheben.

10) Beschlossen, daß wir zur Beförderung des wahren Christenthums unter uns und zur Erhaltung und Vermehrung des Friedens uns auf dieselbe Art vereinigen, auf welche sich in Deutschland die Lutheraner und Reformirten vereinigt haben, unter und mit dem Namen: Protestantisch-evangelisch-christliche Kirche.

11) Beschlossen, daß wir die kirchlichen, bisher unter uns bestandenen Gebräuche unverändert beibehalten und nur in Rücksicht der Austheilung des heiligen Abendmahls

12) unsern Prediger bitten, daß er uns die Sakramente auf dieselbe Art darreiche, auf welche sie die vereinigten Gemeinden in Deutschland empfangen.

13) Beschlossen, daß wir die Wahl eines zweckmäßigen Catechismus zum Unterricht der Confirmanden unserem Prediger überlassen.

14) Beschlossen, daß wir die ehrwürdige Synode der hochdeutsch-reformirten Kirchen von Nord-Amerika bitten, uns so lange, als noch keine Vereinigung beider Confessionen besteht, als eine ihr zugehörige und unter ihrer Aufsicht stehende Gemeinde aufzunehmen.

Kraft des 13. Beschlusses ließ Pfarrer Raschig im Anfange des Jahres 1835 den Rheinbaierschen Katechismus, zu dem er eine kleine Vorrede schrieb, für seine Gemeinde, die sehr viele Rheinbaiern zählte, welche diesen Katechismus eingeführt wünschten, abdrucken, um ihn bei dem Confirmanden-Unterrichte zu gebrauchen. Damit das Büchelchen wohlfeiler würde, waren die Hauptstellen der heiligen Schrift vollständig angeführt, die andern nur angezeigt worden. Prediger und Gemeinde glaubten nun ihre Sache auf das Beste gemacht zu haben, als plötzlich ein furchtbarer Sturm wegen des Katechismus über sie hereinzubrechen drohte.

Ein gewisser Herr Jacob Gülich, ein vor vielen Jahren eingewanderter Deutscher, seines Handwerks ein Zuckerbäcker, der in müßigen Stunden sich mit Theologie beschäftigt und vorzüglich Mosheim gelesen zu haben scheint, schrieb einen langen Brief an Raschig, in welchem er seine Ansichten über den Rheinbaierschen Katechismus aussprach. Raschig ignorirte den Brief, weil Gülich kein Glied seiner Gemeinde war. Gülich ließ nun den Brief in einem deutschen Zeitungsblatte Cincinnati's abdrucken, theils um den Prediger Raschig zu einem Federkriege zu veranlassen, theils aber auch die Einführung dieses Giftes, wie er den Katechismus nannte, in der Raschig'schen Gemeinde zu verhindern und der möglichen Verbreitung desselben vorzubeugen. Raschig, der sich seiner Rechtgläubigkeit bewußt war und das im Katechismus über die Göttlichkeit Jesu Christi und der mit ihr eng verbundenen Lehre von der Dreieinigkeit weniger bestimmt Ausgedrückte in seinem Confirmations-Unterrichte bestimmt feststellte, besprach sich mit vielen seiner Gemeindeglieder, was in dieser Hinsicht zu thun sei, und erhielt von allen den Rath, bei der ganzen Geschichte ganz ruhig zu sein, seinen Gottesdienst nach wie vor zu halten und den Katechismus bei dem Unterrichte zu gebrauchen.

Raschig befolgte den Rath seiner Glieder, die Gemeinde war mit ihm sehr zufrieden und vermehrte sich wöchentlich. Von dem Briefe wurde wenig oder gar nichts gesprochen und die Sache schien abgemacht zu sein. Allein so war es nicht. Herr Gülich hatte sich von seinem Briefe eine ganz andere Wirkung versprochen, und nun die entgegengesetzte zu sehen war ihm unerträglich. Er schickte nun, um die Sache vor ein größeres Forum zu bringen, seine Ansichten über den Katechismus an die hochdeutsch-reformirte Synode von

Ohio, die in Xenia, in der Grafschaft Greene, am Pfingstfeste 1836 versammelt war, mit der Bitte, sie zu prüfen und ein Urtheil über den Katechismus zu fällen. Die Gülich'sche Angelegenheit wurde der Comité über Correspondenz, aus 3 Geistlichen und 2 Abgeordneten bestehend, übergeben und diese gab folgendes Gutachten, das von der Synode ohne weitere Discussion angenommen wurde: „Nach der Untersuchung des Catechismus der christlichen Religionslehre, zum Gebrauch beim Religions-Unterrichte in der Protestantisch-Evangelisch-Christlichen Gemeinde in Cincinnati, und der Durchsicht, der über diesen Catechismus ergangenen Kritik des Herrn Jacob Gülich, kann die Committee nicht anders, als diesen Catechismus als ein äußerst nachtheiliges Werk für die gesammte Evangelisch-Christliche Kirche betrachten; da in demselben die wichtigsten Wahrheiten der Christlichen Religionslehren umgangen sind.“ Nach einem in der vierten Sitzung der Synode gefaßten Beschlusse wurden sogar die Gülich'schen Ansichten den gedruckten Verhandlungen beigefügt. Die Zahl der Exemplare betrug 1600 in der deutschen und 900 in der englischen Sprache. So hatte Gülich seine Absicht, die Catechismus-Angelegenheit landkundig zu machen, erreicht; die Hauptabsicht jedoch, Raschig und seiner Gemeinde einen Hauptstreich dadurch zu versetzen, war vereitelt; denn das Gutachten der Synode hatte auf die Gemeinde wenigen oder gar keinen Einfluß. Man bekümmerte sich nicht darum. Übrigens wurde Raschig's Rechtgläubigkeit in dem **Weekly Messenger**, dem Organ der reformirten Kirche, unter deren Schutz er sich gestellt hatte, vertheidigt, seine Handlung aber, diesen Katechismus abdrucken zu lassen, eine unvorsichtige und unüberlegte genannt. Damit hatte der Streit ein Ende. In späterer Zeit ist von Raschig, um allen Verdacht des

Rationalismus zu entfernen, ein anderer Katechismus eingeführt worden.

Wäre Herr Gülich ein Mitglied der Raschig'schen Gemeinde gewesen, so hätte er als solches seine Ansichten als eine Art Protest publiziren können, oder hätte Herr Raschig die Absicht gehabt, diesen Katechismus in andern Gemeinden und in andern Staaten einzuführen und zu verbreiten, was ihm aber nicht einfiel und der Titel des Büchleins „beim Religions-Unterricht in der Protestantisch-Evangelisch-Christlichen Gemeinde in Cincinnati," und die kurze Vorrede deutlich anzeigten; so hätte Gülich als freier Mann und als Freund der orthodoxen Kirche seine Bedenken seinen deutschen Landsleuten vorlegen können. Als vereinigte und freie Gemeinde hatte die Raschig'sche überdieß das Recht, sich einen Katechismus zu wählen. Eher hätte noch die reformirte Synode, bei welcher Raschig das Examen gemacht, von welcher er ordinirt worden war und unter deren Schutz und Aufsicht seine Gemeinde sich gestellt hatte, das Recht gehabt, Raschig wegen des Katechismus zur Rechenschaft zu ziehen. Daß Gülich bei der Publicirung seiner Ansichten von guten Absichten, was seine individuelle Meinung betrifft, geleitet wurde, will ich zu seiner Ehre gern glauben, daß er aber auch etwas darin sucht, öffentlich aufzutreten und seine Weisheit zu Markte zu bringen, besonders in neuester Zeit, wo er in einigen deutschen religiösen Blättern, der Lutherischen Kirchenzeitung, dem Christlichen Apologeten (methodistisch), der Christlichen Zeitschrift (reformirt) viele Aufsätze erscheinen läßt, wird mir Niemand, der mit dem Manne genau bekannt ist, in Abrede stellen. Dort kennt man das Sprüchwort nicht: ne sutor ultra crepidam.

Derselben reformirten Synode wurde auch der Vernunft-Katechismus, der in New-York erschienen war und das non plus ultra des Ultrarationalismus ist, zur Kritik übersendet. Das von ihr gefällte Urtheil ist lakonisch: „Was den sogenannten Vernunfts-Catechismus betrifft, so geben wir denselben den Newyorker Vernunftsmännern zurück, damit zu machen, was ihnen beliebt.“ Meine Leser werden begierig sein, zu erfahren, was für ein Katechismus dieß gewesen ist; ich will es ihnen sagen. Dieser Katechismus, genannt der Vernunft-Katechismus für die Bekenner aller Religionen *), ist der zweiten Flugschrift, herausgegeben von der Gesellschaft Germania zu New-York 1835, enthaltend „Politische Fragmente von Dr. F. A. Wislizenus, beigefügt, und hat wahrscheinlich den Herrn Doctor zum Verfasser. Die Flugschrift selbst, den exilirten deutschen Patrioten in den verschiedenen Ländern von Europa, Amerika, Asien und Afrika zum Zeichen, daß der Verfasser noch am Leben ist, gewidmet, geschrieben im Exil zu New-York im 59. Jahre der großen westlichen Republik, ist der Nachhall des jungen revolutionären Deutschlands, die Ausgeburt der kränksten Demagogie, die selbst auf dem freiesten Boden Indignation erregt und nur den Radikalen aller Radikalen zusagen kann. Der Schluß des Ganzen zeigt, was das alte Deutschland von diesem jungen zu erwarten hatte, und wie sehr es Ursache hat, dem Lenker und Leiter der Schicksale der Völker zu danken, daß die in den Köpfen Einzelner entstandenen ultramontanischen, chimärischen Ideen nur Ideen geblieben sind,

*) Nicht zu verwechseln mit dem Katechismus der Vernunftgläubigen in New-York, von J. A. Försch, 1840, von welchem wir später sprechen werden.

und es dadurch von unsäglichem Unglücke und Elende bewahrt worden ist. Alle vernünftige und patriotische Männer müssen gegen dieses junge Deutschland auftreten, erhebe es sich hier oder in den freien Staaten Nord-Amerika's, denn sein Unternehmen ist Unvernunft und Verrath am Volke, für das es doch arbeiten und wirken will, und müssen sich freuen, daß die aus flüchtig gewordenen Freiheitsleuten zu New-York gestiftete Gesellschaft Germania das Thörichte ihres Plans, zur Freiheitsfahne zu eilen, wenn in Deutschland die Trompete ertönen würde, und für die deutsche Republik zu siegen oder zu sterben, erkannt und sich aufgelöst hat. Auf revolutionärem Wege kann nie und nimmer in Deutschland etwas Heilsames und Ersprießliches gewonnen werden. Der einzige Weg ist allmäliges rationelles Fortschreiten in Verbesserungen und vorzüglich in der Minderung der Staatslasten und in der Herstellung eines freiern Verkehrs, wozu ein so herrlicher Anfang besonders von Preußen gemacht worden ist. Das haben auch die meisten in den Vereinigten Staaten lebenden Demagogen eingesehen; sie sind von ihren Ideen, die viele jetzt Thorheiten nennen, geheilt worden. Wir werden auf diesen Gegenstand noch ein Mal zurückkommen, und geben jetzt den Schluß der Flugschrift: „So kämpft denn unverdrossen fort, ihr Verfechter der Rechte der Menschheit! Kämpft mit Worten gegen Worte, mit Schwerdt gegen Schwerdt! Die Saat des natürlichen Rechtes kann nun und nimmermehr untergehen, denn die Strahlen der Sonne werden immer wärmer und der Frühling der Menschheit ist nahe! Drum laßt uns sorgen und schaffen, daß die junge Saat lustig emporwachse und daß wir den Frühling noch genießen. Laßt uns das Unkraut der Menschheit vertilgen! laßt uns kämpfen gegen Fürsten, gegen Adel und Pfaffen —

denn sie sind die ersten und nächsten Hindernisse der Kultur — aber mit ihnen ist der Boden noch nicht gesäubert, noch bleiben zwei verderbliche Giftpflanzen übrig, die Aristocratie des Geldes und die der privilegirten geistigen Bildung. So laßt sie uns mit ihnen vertilgen, auf daß der Boden von allem Unkraut gesäubert werde, daß die Menschheit in ihrer natürlichen Reinheit und Schönheit wiedererblühe, und daß der Traum der Philosophie sich verwirkliche!" — Gott behüte Deutschland immer und ewig vor der Verwirklichung des Traumes dieser Philosophie, vor der Republik des jungen Deutschlands, die das Chaos aller Chaos werden und das alte Deutschland unter der Ägide des Vernunft-Katechismus in die finsterste Finsterniß und die barbarischste Barbarei stürzen würde.

Nur einige Proben aus diesem Vernunft- oder vielmehr Unvernunft-Katechismus:

"Was sagt uns unsere Vernunft von der christlichen Religion?

Daß sie von den übrigen Religionen noch die erträglichste ist, daß ihre reine Lehre noch am meisten mit den Aussprüchen unserer Vernunft übereinstimmt, daß sich aber eine Menge Irrthümer und Verfälschungen eingeschlichen haben, welche ihre einfachen Grundlehren verdunkeln.

Wer ist Schuld, daß sich diese Irrthümer eingeschlichen haben?

Pfaffen und Heuchler, deren es zu jeder Zeit unter den Menschen gegeben hat, und die ihren Vortheil dabei fanden.

Giebt es eine Vorsehung?

Eine Vorsehung im Sinne der Pfaffen, eine höhere Macht, die sich vorzugsweise mit dem Schicksale der Men-

schen beschäftigt, ihr Thun und Treiben auf ungewöhnliche Art leitet und den allgemeinen Naturgesetzen entzieht, ist Unsinn. Der Mensch ist den allgemeinen Naturgesetzen so gut unterworfen, wie jedes andere Wesen dieser Erde, und kann die Schranken derselben nicht überschreiten.

Giebt es demnach keinen Tod in der Natur?

Was wir Tod nennen, ist nichts als ein Uebergang in andre Lebensformen, ein Fortleben unter andern Gestalten, aber kein wirkliches Verschwinden aus dem Bereiche der Natur.

So ist auch der Tod des Menschen also eigentlich kein Tod zu nennen?

Der Mensch stirbt, heißt nichts anders, als: er hört auf, unter dieser Form zu leben, er tritt zurück in das Reich der Natur, aus dem er hervorgegangen, und lebt unter andern Formen darin fort.

Unter welcher Lebensform besteht der Mensch nach seinem Tode in der Natur fort?

Der Mensch, wenn er seine Zeit durchlebt hat, wird zu Staub und Asche, und tritt als solche in die Natur zurück. Ob nach höheren, uns noch unbekannten, Naturgesetzen noch eine andre Form des Lebens in diesem Zustande für ihn möglich sei, wissen wir nicht. Eine Ahnung sagt uns zwar, daß wir im Kreislauf der Dinge zu etwas höherem bestimmt sind, aber die beschränkten Grenzen unseres Wissens geben uns keine Gewißheit hierüber.

Was sagt uns unsere Vernunft von der Bestimmung des Menschen auf Erden?

Was ist der Endzweck des Lebens?

Der Endzweck des Lebens ist das Leben selbst, oder mit andern Worten, wir leben, um uns unseres Lebens zu

freuen, und die Freuden des Lebens im vollsten Maße zu genießen.“

Doch genug von der Ausgeburt eines kranken Geistes, die man die Philosophie der neuesten Zeit nennt. Wir sprechen aus vollem Herzen mit dem alten Sänger:

Religion, von Gott gegeben,
Wie bist du unserm Herzen werth!
Ach, traurig ist das Erdenleben
Für den, der deines Lichts entbehrt!
Du giebst uns Trost in jeder Noth,
Hilfst uns besiegen Grab und Tod.

Durch Dich erhebt der Geist im Glauben
Sich über Erde, Grab und Zeit.
Die Hoffnung soll uns Niemand rauben,
Die Hoffnung der Unsterblichkeit!
Und wo uns nichts mehr trösten kann,
Da fängt Dein rechter Trost erst an.

Religion, des Lebens Wonne,
Begleite Du uns bis an's Grab!
Einst strahle Du, des Lebens Sonne,
Vor uns in's Todesthal hinab!
Wir gehn getrost an Deiner Hand
Durch's Todesthal in's Vaterland.

Außer Raschig's Gemeinde gab es noch zwei andere deutsche Gemeinden, die lutherische unter dem Prediger Meyer und die evangelische unter Herrn Hauser. Ersterer war, wenn ich nicht irre, der erste deutsche Prediger in Cincinnati gewesen und hatte mit großer Mühe diese Gemeinde gebildet. Jetzt stand er im Begriff sie zu verlassen und nach Neu-Bremen, 60 Meilen entfernt, zu ziehen, wo er einige kleine Landgemeinden angenommen hatte. Die Gemeinde war mit ihm aus mir unbekannten Ursachen nicht

mehr zufrieden. Einige Bewerber hatten bereits ihre Probepredigten gehalten, Keiner von ihnen aber den Beifall der Gemeinde sich erworben. Man erwartete noch andere. Die Wahl fiel zuletzt auf einen gewissen Herrn Lauer, einen Würtemberger, welcher in der Gegend von Dayton einige Gemeinden bediente. Herr Meyer, der die Bildung und Vermehrung der Raschigschen Gemeinde von Anfang an nicht gern gesehen hatte und mit Raschig nicht eben auf freundschaftlichem Fuße stand, mochte es übel genommen haben, daß ich ihn als den ältesten Prediger nicht zuerst besucht hatte; er war zwar so freundlich und artig gegen mich, lud mich aber nicht ein, in seiner Kirche zu predigen, weil er Probeprediger erwarte, und wenn keiner käme, selbst zu seiner Gemeinde sprechen wolle, der er etwas zu sagen habe, das kein fremder Prediger, d. h. ein Bewerber hören solle. Später hörte ich auch, daß der Kirchenrath dieser Meyerschen Gemeinde keine Einladung an mich geschickt hatte, weil ich Herrn Meyer nicht zuerst besucht und in seiner Kirche, welche die älteste sei, gepredigt hätte. Ich erzähle diese kleinliche Sache, um zu zeigen, wie unter den Deutschen, gerade unter Predigern, Neid und Mißgunst herrschen, wie sie, die Deutschen in Amerika gar sehr auf äußere Ehre und Auszeichnung sehen und wie man ein wahres Majestäts-Verbrechen begehen kann, wenn man aus Unkenntniß oder irgend einer andern unverschuldeten Ursache es versieht, diese Ehre zu rechter Zeit zu geben. Im Laufe der Erzählung werden Dinge vorkommen, über welche der Leser herzlich lachen wird. Es ist dort nun einmal so. Diejenigen, welche in Deutschland nichts zu sagen hatten, in Amerika aber zu einigem Vermögen gekommen sind, und was Vielen das Höchste ist, in den Kirchenrath gewählt

werden, sprechen nicht nur viel, weil sie nun sprechen dürfen und auch das einbringen wollen, was sie in Deutschland versäumt haben, sondern wollen auch doppelter Ehre theilhaftig werden, der, welche ihnen im alten Lande abging, und der, welche ihnen als Kirchenräthen gebührt. — Herr Hauser, seines Handwerks ein Kupferschmied, ein tüchtiger und gescheidter Arbeiter, welcher gewiß auf seinem Handwerke mehr verdienen und unangefochtner und zufriedner leben könnte, als in seinem Amte, der aber in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Cincinnati den Beruf in sich gespürt, Prediger zu werden und mit unsäglicher Mühe und vielem Verdruß eine evangelische Gemeinde gebildet, mit derselben eine Kirche gebaut und auch eine Schule, in welcher er selbst Unterricht ertheilte, gegründet hatte, nahm mich freundschaftlich auf und bot mir seine Kanzel an. Die Kirche liegt in dem von Deutschen am meisten bewohnten Theile der Stadt, der deßhalb auch „Neu-Deutschland“ (New-Germany) genannt wird, und hat zwei Stockwerk. Das erste Stockwerk, von Steinen aufgeführt, enthält die Predigerwohnung und die große Schulstube, das zweite von Holz, ist die Kirche oder der Versammlungsort, zu welchem eine große, breite, hölzerne Treppe von Außen führt. Die Kirche ist hell und geräumig und es predigt sich auch leicht in ihr. Herr Hauser hat sich nebenbei nicht nur in der Dichtkunst, hauptsächlich in der geistlichen, versucht und auch eine kleine Sammlung Gedichte für die Schuljugend drucken lassen, sondern auch eine Handmühle erfunden und auf sie von der Regierung ein Patent erhalten. Auf dieser Mühle kann ein Mann vermittelst des Schwungrades, das mit der Hand gedreht wird, in einer Stunde leicht einen Buschel Getreide irgend einer Art mahlen. Sie kann auch bequem mit Pferde-, Wasser-

oder Dampfkraft eingerichtet und weil der Bau des Holzwerks nur 5 und 5½ Fuß im Viereck ist, auf einen kleinen Platz gestellt werden. In einer Brauerei in Cincinnati stellte man eine solche Mühle an die Dampfmaschine und erhielt in sechs Minuten einen Buschel Malz geschroten. Ein Stärke-Fabrikant hat in einem Jahre auf einer dieser Handmühlen 900 Buschel Weizen gemahlen und sie nur zwei Male geschärft. So sorgt Herr Hauser, der weder ordinirt und installirt noch auch Glied einer Synode ist, (seine Applikationen wurden immer zurückgewiesen) und von Vielen als Prediger gar nicht anerkannt wird, für Seele und Leib und verdient sich den Dank der Mit- und Nachwelt, zumal da der Preis seiner Mühle so gering ist, daß ein jeder Bauer mit Vortheil sich eine anschaffen kann. Ein Wunder ist und bleibt es immer, mögen seine Feinde sagen, was sie wollen, daß er sich unter allen Stürmen und Anfechtungen so lange als Prediger dieser Gemeinde gehalten hat. Der Zehnte freilich könnte das auch nicht ertragen und würde das sich nicht gefallen lassen, was Herr Hauser schon ertragen hat. Daran ist nun seine ungeheure Geduld, und wenn er ja seinem Herzen durch eine tüchtige Strafpredigt Luft gemacht und manchen seiner Zuhörer beleidigt hat, sein zu Kreuzekriechen und **Patres! peccavi** Gestehen Schuld. Ich für meine Person gestehe offen, daß ich die demüthigende Behandlung, die Herr Hauser von Seiten mancher seiner Gemeindeglieder erfahren haben soll, auf keine Weise hätte ertragen können. Lieber der Stiefelputzer eines gescheidten Mannes sein, als der sclavische Prediger einer ungebildeten Gemeinde oder einiger reichen dummstolzen Gemeindeglieder, die das eiserne Regiment führen.

In Hausers Kirche predigte ich am folgenden Sonntage, Nachmittags um 2 Uhr (Vormittags um 9 Uhr hatte ich in Raschig's Kirche gepredigt) zu einer großen Versammlung. Pastor Raschig hatte die Nachmittagskirche ausgesetzt und wohnte mit vielen seiner Gemeindeglieder dem Gottesdienste bei. Nach der Kirche kam einer der Kirchenräthe zu mir und drückte mir 5 Dollars in die Hand als eine kleine Unterstützung zu meiner Reise und als einen Beweis ihrer Achtung. Das Geschenk war für diese Gemeinde ein sehr ansehnliches und gewann noch dadurch an Werth, daß der Kirchenrath ohne von dem Prediger öffentlich aufgefordert worden zu sein, eine Collecte zu veranstalten, aus freiem Antriebe es gab. Ich dankte dem Kirchenrath herzlich für diesen Beweis der Achtung und Liebe und verabschiedete mich. Hierauf besuchte ich in Begleitung Raschig's die von der Gesellschaft der Freunde der Einwanderer gestiftete deutsche Sonntagsschule, die 40 Schüler zählte, zweckmäßige Lehrbücher hatte und im Ganzen mir gefiel und Abends die Kirche der schwarzen Methodisten oder vielmehr die Stube, in welcher die schwarzen Methodisten ihren Gottesdienst hielten. Etwas Tolleres und Unsinnigeres hatte ich noch nicht gehört und gesehen.

Der schwarze Prediger arbeitete sich fürchterlich ab, schrie, als wenn seine Zuhörer taub wären, geberdete sich wie ein Unsinniger, zerschlug fast das Kanzelpult, weinte, heulte über das Verderben, dem seine Heerde entgegenliefe und redete oft die Glieder einzeln an. „Märy, siehst Du, Du mußt sterben, vielleicht recht bald, ja vielleicht heute Nacht noch, und wenn Du stirbst, kommst Du entweder in den Himmel oder in dir Hölle. Wenn Du Dich nicht bekehrst, kommst Du in die Hölle und mußt lebendig brennen,

da kommen die Teufel, die peinigen Dich und werfen Dich immer wieder ins Feuer. Ach! wie schrecklich! wie fürchterlich! u. s. w. Märy, willst Du in die Hölle gehen?" Unter lautem Schluchzen und Jammern, in welches die meisten Zuhörer einstimmten, antwortete Märy: "No, no, I will not, I will not go to the devil." "Nein, nein! ich will nicht, ich will nicht zum Teufel gehen!" Viele schrieen: "Nein, Märy, Du willst nicht." "Nun so bekehre Dich, brüllte der schwarze Prediger, jetzt ist es noch Zeit, jetzt ist der Tag des Heils." "Bekehre Dich, Märy," riefen die Andern, "o Herr, komme hernieder! hilf dieser armen Seele, errette sie! komm schnell! Märy bekehre Dich!" So ging es fort, bis Märy an Körper und Geist abgespannt auf die Bank hinfiel und in Verzuckungen gerieth, bald aber wieder aufsprang, und schrie: "Ehre, Ehre, Ehre sey Gott! ich habe Gnade gefunden, ich bin bekehrt!" Die Gesellschaft stimmte in dieses Freudengeschrei ein, und ließ ihr: "Ehre, Ehre, sie ist bekehrt, sie ist gerettet," ertönen. Der Prediger, welcher während dieser Scene inne gehalten hatte, fuhr nun, sich zu einer alten Frau wendend, in einem mehr erzählenden Tone fort: "Und Du, die Du so alt bist und dem Grabe so nahe, aber in Deinen Sünden immer noch dahin lebst, was soll ich zu Dir sagen?" Seine Stimme wurde stärker und stärker, bei der Beschreibung der Hölle und ihrer Qualen am stärksten und die vorige Scene wiederholte sich. In der Seele tief betrübt, verließen wir diesen schauerlichen Ort, an welchem Christen den Geist aller Geister in Christi Namen verehrten. Und das ist noch nicht das Tollste, was in den Kirchen der Schwarzen geschieht. Ein Jahr später sah und hörte ich noch gräßlichere Dinge in einer Kirche der farbigen Methodisten in Pittsburg während

einer Erweckungs- oder Wiederbelebungs-Zeit (revival.) Da ging es so fürchterlich zu, daß mir, ob ich gleich nicht eben furchtsam bin, ganz bange wurde und das Haar auf dem Kopfe sich sträubte. Drei schwarze Prediger befanden sich auf der Kanzel, die gegenseitig abwechselten und von denen der eine mehr tobte und wüthete, als der andere. Einmal glaubte ich, daß der eine, welcher in der größten Extase war und die Zuhörer mit Gewalt zum Stöhnen, Jammern und Springen bringen wollte, in seinem Eifer von der Kanzel herabspringen würde, was auch schon vorgekommen ist. Der Lärmen war so groß, daß er mehrere Straßen weit gehört werden konnte und Neugierige herbeilockte, die dem Spektakel vor der Thüre und den Fenstern zuhörten. Böse Buben warfen Steine an die Thüre. Das war das Signal zu dem furchtbarsten Lärmen. Der Schwarze auf der Kanzel schrie: „Das ist der Teufel, das ist sein Werk! er will uns, die Gläubigen, stören,“ und die Gemeinde heulte: „Der Teufel, der Teufel!“ „Betet Brüder und Schwestern, damit er uns nichts anhabe,“ brüllte der Prediger, und die Gemeinde betete: „Weg mit dem Teufel! Herr, schaffe den Teufel fort!“ Wieder wird ein Stein an die Thüre geworfen. „Er will herein!“ Furchtbares Stöhnen und Jammern: „Laßt ihn nicht herein! Hilf uns, Herr Jesus!“ „Er kann in dieß Heiligthum nicht dringen,“ rief der Prediger beruhigend. „Nein, nein, er kann nicht,“ schrieen einzelne Stimmen. Nach und nach legte sich dieser Sturm, der Sieg über den Bösen war gewonnen, die Gemeinde athmete frei und triumphirte. Das Gebet, welches auf die Predigt folgte, war ganz geeignet, die schon aufgeregten Schwarzen in die gewünschte Stimmung zu versetzen. Der Betende schrie, daß man ihn kaum verstehen konnte. Die Gemeinde

antwortete auf die im Gebete ausgesprochenen Gedanken und Wünsche. „Bewahre uns vor Hölle und Teufel!“ „„Ja, ja, bewahre uns.““ „Laß uns nicht an den Ort der Verdammniß kommen!“ „„Nein, nein, wir wollen nicht dahin.““ Das laute Antworten vermehrte sich und wurde stärker, je lebhafter die Hölle, die Geschäfte der Teufel und die Qualen der Verdammten geschildert wurden und ging in lautes Wehklagen und Jammern über, so daß man von dem Gebet keine Sylbe mehr verstand. Der Betende lenkte nun ein und kam auf die Bekehrung. „Unsere Herzen sind verstockt, schlage an sie und öffne sie.“ „„Ja, thue das, komm heiliger Geist, komm schnell, bekehre uns Sünder.““ „Wir wollen uns bekehren, hilf uns, Herr.“ „„Ja wir wollen, komm schnell.““ So ging es noch einige Zeit fort, bis der Prediger zur Beschreibung der himmlischen Freuden und des neuen Jerusalems, das goldene Thore und silberne Straßen hat, in denen die Bekehrten in weißen Kleidern, Palmen in den Händen tragend, das ewige Hallelujah singen, kam. Nun änderte sich die Scene. Das Jammern und Wehklagen ging in Freudengeschrei über: „Ehre, Ehre! Hosianna! Dahin wollen wir!“ und der Prediger sprach — „Amen.“ Das Amen war kaum beantwortet, so stimmte ein andrer Prediger ein Lied an, das eine fröhliche, hüpfende Melodie hatte und die Füße unwillkührlich in Bewegung setzte. Bald fingen Einige an, mit ihren Körpern hin und her zu schaukeln, Andere die Beine zu erheben, noch Andere den Takt mit den Händen zu schlagen. Die Aufregung nahm zu von Minute zu Minute. Ein Mädchen sprang auf die Sitze und, — noch kann ich es nicht begreifen, wie sie die Balance halten konnte, — tanzte. Alte Weiber und junge Mädchen, die bei solchen Gelegenheiten am reizbarsten sind

hüpften und sprangen, im Kreise sich schnell drehend und die Hände zusammenschlagend; ein Mädchen, das im Schweiße gebadet zu sein schien, stürzte nieder, drei alte Weiber fielen über sie und schrieen: Ehre, Ehre! sie ist gerettet! bald stürzte noch ein anderes, dann eine alte Frau, die alle zu einer Hinterthüre hinausgetragen wurden, und — die Prediger, glaubend, daß ihr Werk gethan sei, entließen die Versammlung.

Diesen Schwarzen, welche ohne allen Religionsunterricht aufgewachsen sind und in den Predigten nur den Teufel und die Hölle kennen lernen, die, obgleich frei, dennoch von dem größten Theile der weißen Christen nur als geduldete Lastthiere betrachtet und behandelt werden, verzeiht man solch' unsinniges Zeug. Was soll man aber sagen, wenn Deutsche, eingewanderte Deutsche, die deutschen Schul- und Confirmationsunterricht genossen haben, nun in Amerika an die deutsche Methodistenkirche oder an die sogenannte evangelische Gemeinschaft sich anschließen und ein nicht weniger, wenn nicht eben so tolles Wesen treiben? Doch davon in der Folge.

In der schönen, großen deutsch-katholischen Kirche, die für die durch Einwanderer stark wachsende Gemeinde schon damals zu klein war, wohnte ich dem Frohnleichnamsfeste bei und hörte eine ächt römisch-katholische Predigt über die Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle, in welcher wir ungläubige Protestanten derb mitgenommen wurden. Im Vorbeigehen muß ich bemerken, daß ich fast immer, so oft ich in eine deutsche katholische Kirche gegangen bin, Ausfälle gegen den Protestantismus gehört habe. Sei es nun, daß die Priester immer schimpfen, oder daß ich das Unglück hatte, allemal dann zu kommen, wann der Priester Gele-

genheit hatte, die Vorzüge seiner allein seligmachenden Religion auf Kosten des Protestantismus herauszustellen; es ist mir eine eigene Erscheinung gewesen. Übrigens wird in Amerika, wo ja Redefreiheit ist, auch weit mehr geschimpft als in Deutschland, ob es gleich in letzterem Lande in manchen Gegenden schon arg genug ist.

Die freundliche Aufnahme, welche ich gefunden, die angenehmen Bekanntschaften, die ich gemacht, und vor Allem die Liebe, welche Raschig gegen mich bewies, waren Schuld, daß ich meine Weiterreise von einem Tage zum andern verschob. Jetzt aber mußte geschieden werden. Ehe ich jedoch von Cincinnati scheide, muß ich eines angesehenen Deutschen erwähnen, damals ein thätiges Mitglied des Kirchenraths der Raschig'schen Gemeinde, der sich meiner auf das Freundschaftlichste angenommen und mich während meines Unwohlseins, eines Anfalls der Cholera, die in dieser Zeit in Cincinnati herrschte, auf das Liebevollste behandelt hat. Sein Name ist Hanselmann. Kurze Zeit nach meiner Abreise wurde er von einem nichtswürdigen Menschen, der sich für einen Prediger ausgab, schändlich betrogen. Auch dieß muß ich berichten, damit man sieht, wie es dort mitunter zugeht.

Pastor Raschig schrieb mir: — „Nun kommt ein sauberes Geschichtchen, lieber Bruder, eine Schandthat, die mich noch heute empört. Ein gewisser Herr Rust, angeblich Prediger in Schellsville, Grafschaft Bedford, Pennsylvanien, mit einem hölzernen Fuß erscheint kürzlich (der Brief ist vom 21. November, den 27. Juni reiste ich von Cincinnati ab), als ich eben in Hausers Kirche auf die Kanzel steigen wollte, daselbst und wird mir durch den Ältesten bekannt gemacht. Ich lasse ihn gleich für mich predigen; er thut dasselbe Nachmittags nochmals, während ich selbst in meiner

Kirche Amt halte, und so werden wir mit einander bekannt. Alle meine Freunde, auch Sie (was eine grobe Lüge war) kennt er speciell, will auch mit mir damals an Sie schreiben. Er hält sich 14 Tage hier auf. Wir erwiesen ihm alle ersinnliche Freundschaft und Liebesdienste. Er predigt auch in Meyers Kirche und mit einem Worte, Alles liebt den herrlichen Rust. Plötzlich bringt er eine Dame in mein Haus, präsentirt sie uns als seine alte Geliebte von Deutschland, die er durch Gottes wunderbare Fügung so eben in Cincinnati wiedergefunden und erklärt, sie in einigen Tagen zu heirathen. Alles staunt und freut sich und alle Hände helfen zur Ausführung seines Plans. Er borgt eine bedeutende Summe Geldes von einem meiner besten Freunde, weil er natürlich eines solchen Falls sich nicht versehen und ich bürge für ihn auf der Court des Trauscheins halber und copulire beide richtig. Hanselmanns waren mit auf der Hochzeit und Alles ging in floribus.

Den Tag vor seiner Abreise kommt Hauser zu mir, der so eben von seiner Reise zurückgekehrt und zeigt mir zwei Briefe gegen Rust mit den fürchterlichsten Beschuldigungen. Obstupui. Doch ich bin resolut und melde Alles dem Rust, damit er sich selbst rechtfertige. Dieser erschrickt, benimmt sich aber im Ganzen gut dabei. Er nimmt eine Copie der Briefe, um die Briefsteller zu belangen. Nun wird abgereist. Ich schreibe flugs an den Dr. Hosius in Bedford, um hinter die Wahrheit zu kommen und empfange leider die traurigsten Berichte in zwei schnell folgenden Briefen. Er war von Schellsville Knall und Fall geflüchtet, hatte 200 Dollars Schulden hinterlassen, mehre arme Leute um ihr Geld geprellt und überhaupt einen unwürdigen Wandel geführt. Das Einzelne kann ich unmöglich Alles berüh-

ren. Zu uns sagte er, was nun als Lüge sich darstellt: 1) er stehe in Schellsville als Prediger mit 400 Dollars Gehalt; 2) er halte einen Kaufmannsladen und habe sich dadurch baare 400 Dollars erworben, die zu Hause bei einem Freunde lägen; 3) seine Geliebte hätte er schon in Deutschland gekannt, wovon kein Wort wahr ist, indem er sie hier im Hôtel zum ersten Male in seinem Leben sah; sie war überdieß katholisch, wie ich später erfuhr; 4) kommt nun Tausenderlei seiner Aussagen in offenbaren Widerspruch u. s. w. Kennen Sie ihn? (worauf ich antworten mußte: ich habe die Ehre, ihn nicht zu kennen). Ist nur der zehnte Theil des mir Mitgetheilten wahr, so ist er ein bejammernswürdiger Mensch, dem das Heiligste und Ehrwürdigste ein Spiel und Spott geworden. Nie in meiner Praxis kam mir ein so vollendeter Bösewicht vor die Augen. Mein Freund verliert 200 Dollars, die er ihm aus unbegrenztem Vertrauen geliehen.« — So weit der Brief, und somit könnte die Geschichte dieses gefährlichen Menschen schließen. Da aber vielleicht Mancher wissen möchte, wie es solchen Menschen dort ergeht, und wie sie fortkommen, will ich, so viel mir über das Treiben dieses Menschen bekannt geworden ist, erzählen. Der Leser wird auch daraus ersehen, wie bei den amerikanischen Secten der Heuchler und Scheinheilige, welcher auf sein Vaterland schimpft und nur Amerika als das Land des wahren Evangeliums und ächt christlichen Lebens lobt, leichten Eingang findet und giebt er vor, seine armen, der Hölle verfallenen Brüder zu retten, reichlich unterstützt wird.

Dieser Rust, welcher sich in Wheeling Brille, später Großgut nannte, reiste nach einem Briefe in der lutherischen Kirchenzeitung nicht nach Schellsville um die Briefsteller zu belangen, sondern über Philadelphia und New-

York nach Albany, verließ daselbst seine Frau, ging nach Canada, machte dort Spitzbübereien und wurde ins Gefängniß gesetzt, aus dem er jedoch zu entkommen wußte. Im Monat April 1840 hatte er die ungeheure Frechheit, sich in Dayton, 60 Meilen von Cincinnati, sehen zu lassen, das er jedoch noch an demselben Abende, an welchem ein Brief nach Cincinnati abgeschickt worden war, um Erkundigung über ihn und die Beschreibung seiner Person einzuholen, verließ, nachdem er noch einen armen Deutschen betrogen hatte. Grund seiner plötzlichen Abreise war, „nach Cincinnati zu reisen, um sich gegen seine Verläumder zu rechtfertigen.“ Dorthin, wo er mit Schmerzen erwartet wurde, war er aber nicht gegangen, sondern hatte sich vermuthlich über Cleveland nach Buffalo begeben. In dieser Stadt hatte er, wie im Monat Juni 1840 der dortige evangelisch-lutherische Prediger, Herr Günther, mir erzählte, durch seine Scheinheiligkeit, durch sein Raisonniren auf das ungläubige Deutschland und durch sein Vorgeben, er fühle den hohen Beruf in sich, nach Deutschland zu reisen und seine armen im Unglauben lebenden Brüder durch das wahre amerikanische Evangelium zu erleuchten und zu bekehren, bei den Baptisten Eingang gefunden, in einer Baptistenkirche über Deutschland und seinen Entschluß, dasselbe zu retten, öffentlich gesprochen und, weil ihm das Vermögen fehlte, dieses den Baptisten und natürlich auch Gott wohlgefällige Werk auszuführen, durch Collecten 100 Dollars und Empfehlungsbriefe an die angesehensten baptistischen Prediger in New-York erhalten, die ihn kostenfrei und mit Empfehlungen nach Deutschland spediren sollten, damit er den deutschen Heiden das amerikanische Baptisten-Evangelium verkündige und sie aus der Finsterniß zum Lichte führe.

Doch dieser Schurkenstreich sollte ihm nicht gelingen. Herr Günther, welcher diesen Rust, den er kannte, zufällig bei einem angesehenen Gliede der Baptistenkirche findet und höchst erstaunt ist, diesen Menschen in Buffalo wiederzusehen, noch mehr aber darüber, daß dieser Schuft als Bekehrer nach Deutschland geschickt werden solle, warnt dieses Glied, wird aber damals nicht gehört; denn Rust hatte sich bei den Baptisten zu sehr eingeschmeichelt und als Grund der bösen Nachreden und Verfolgungen seine Bekehrung angegeben. Er reist mit Geld und Empfehlungen versehen nach New-York ab. Die Baptisten mochten jedoch durch die Warnungen des Predigers Günther auf den Menschen aufmerksamer geworden sein und im Stillen Erkundigungen eingezogen haben. Das Ende war, daß sie sogleich nach Empfang der Nachrichten an ihre Brüder in New-York schrieben und dort dem Schwindler Geld und Empfehlungen abgenommen wurden. Ein großes Verdienst würden sie sich erworben haben, hätten sie ihn festnehmen und nach Auburn bringen lassen. Seine ferneren Schicksale sind mir unbekannt. — Wie viel ein solcher bejammernswerther Mensch dem guten deutschen Namen, vorzüglich dem Rufe der deutschen Geistlichkeit schadet, ist nicht mit Worten auszusprechen. Raschig und Hanselmann begleiteten mich bis auf das Dampfboot, das mich nach Louisville bringen sollte. —



Fünftes Kapitel.

Louisville — die deutsche protestantische Gemeinde und die jetzigen deutschen Gemeinden daselbst — Kanal für Dampfschiffe — Reise auf dem Ohio — Austrocknen der westlichen Flüsse — beschwerliche Reise zu Lande in dieser Zeit — Preise der Dampfboot-Fahrten — der Ohio-Fluß — dessen Merkwürdigkeiten — der eiserne Sarg — die Räuberhöhle — Verbesserungen der Flüsse, Häfen u. s. w. — Mississippi — Cairo — Ankunft in St. Louis.

Die Reise nach Louisville war höchst angenehm. Wir passirten manches niedliche und freundliche Städtchen, das dem gegenüberliegenden einen guten Tag zuzurufen schien, manche schöne Bauerei, die durch das Gehölz einladend zu uns herüberschaute, und manche schlechte Blockhütte, die an das steile Ufer gleichsam angeklebt war, und erfreuten uns an dem erquickenden Grün der Ufer. Die Schwüle des Tages wurde durch ein Gewitter mit Regen verbunden abgekühlt, der Himmel heiterte sich auf und wir genossen einen kühlen aber wunderschönen Abend. Morgen um 2½ Uhr legte das Boot bei Louisville an. Meinen ersten Besuch machte ich dem Episcopalprediger Herrn Page, an welchen ich einen Empfehlungsbrief hatte. Ich wurde von ihm aufs Freundschaftlichste aufgenommen und mit einigen Deutschen, die schon

lange in Louisville gewohnt und wohlhabende Leute geworden waren, bekannt gemacht. Sie waren mit der deutschen Gemeinde nicht zufrieden und schienen geneigt zu sein, eine neue Gemeinde zu bilden und auch eine Kirche zu bauen, wenn des Vormittags in englischer und des Nachmittags in deutscher Sprache gepredigt würde, da ihre Kinder sehr wenig oder gar kein Deutsch verständen und man suchen müßte, auch Amerikaner zu Gliedern der Kirche zu bekommen, überdieß auch das Geldsammeln zu einer englisch-deutschen Kirche mehr Anklang und Unterstützung finden würde. So sehr auch die Bereitwilligkeit dieser Leute zu rühmen war, so wenig hätte sie der eigentlichen deutschen Bevölkerung genützt, da die Kirche in sehr kurzer Zeit doch eine rein englische geworden wäre und die Deutschen, wie es so häufig geschehen ist, nachdem sie beigesteuert hatten, entweder hätten englisch werden oder die von ihnen miterbaute Kirche mit dem Rücken ansehen müssen. Will man die deutsche Sprache aus einer Kirche verdrängen, so fange man nur an, in ihr englisch zu predigen. In der ersten Zeit, damit es nicht so auffallend erscheint und die Deutschen Verdacht schöpfen, wird alle vier oder sechs Wochen derer willen, die das Deutsche nicht so gut verstehen, ob sie gleich es oft besser verstehen als das Englische, englisch gepredigt. In kurzer Zeit wird alle drei Wochen und ehe ein Jahr vergeht, alle vierzehn Tage in englischer, und späterhin alle vier Wochen in deutscher Sprache gepredigt; zuletzt wird das Deutsche als ein Kleid nach altem Schnitt, das die Mode nicht mehr leiden will, ganz verdrängt. So sind viele Kirchen, die ursprünglich rein deutsch oder halb deutsch und halb englisch waren, rein englisch geworden. Aus der Bildung dieser deutsch-englischen Gemeinde und dem Baue der

Kirche ist auch nichts geworden. Die englischen Deutschen haben sich an englische Secten angeschlossen, was häufig vorkommt, weil diese Vielen vornehmer sind als die deutschen Kirchen, und die Deutschen haben ihren deutschen Gottesdienst so gut wie es anging, beibehalten.

Der Zustand der Letzteren in religiöser und kirchlicher Hinsicht war in der That bejammernswerth. Das kleine Häuflein, das sich um den Prediger Gerhard gesammelt hatte, war nicht im Stande, die Kost desselben, die wöchentlich zwei Dollars betrug, zu bezahlen und der große Haufe lebte ohne Kirche und Prediger, die Einen nur um das tägliche Brod, die Andern um Geldmachen sich bekümmernd. — Gerhard klagte fürchterlich über den Mangel an Religiosität und kirchlichen Sinn unter den Deutschen und fand die meiste Schuld davon in dem falschen Begriffe von Freiheit und Gleichheit, welchen die Meisten hätten, und in dem leidigen Geldmachen, schien aber selbst viel Schuld zu tragen. Er hatte nicht nur im Anfange viel verdorben, sondern führte auch damals eine Lebensweise, die ihn weder in Ansehen und Achtung bei den Gemeindegliedern erhalten, noch neue Glieder zuführen konnte. Er ging nämlich in einem sogenannten deutschen Kosthause, das zugleich einen Kleinhandel in geistigen Getränken trieb und wie gewöhnlich zum Sammelplatze vieler Deutschen diente, die die Worte eben nicht auf die Goldwaage legen und sich im freien Lande Redensarten im Beisein des Predigers bedienen, welche sie sich in Deutschland nie erlaubt haben würden, in die Kost und versah aus Gefälligkeit gegen den Wirth mitunter die Stelle eines Marqueurs. Was daraus kommen kann, zumal in einem Lande, wo der Prediger nur durch seine Person sich Achtung zu verschaffen im Stande ist, ist leicht einzusehen. Außerdem stand er mit

einem gewissen **Blumenthal**, der von der lutherischen Synode von Maryland als lutherischer Prediger hieher geschickt worden zu sein vorgab, und eine Schule (high school genannt) errichtet hatte, dem man aber vieles Üble nachsagte, nicht auf dem besten Fuße und fand auch von dieser Seite manche Hindernisse und Schwierigkeiten.

Jetzt bestehen in Louisville drei protestantische Gemeinden; 1) die **erste deutsche evangelisch-protestantische Gemeinde**, die ihr eigenes Gotteshaus besitzt und von Herrn **Brandau**, einem Deutschen, welcher bei Herrn **Daubert**, ehemaligem Prediger in Alleghenytown, studirt hat, bedient wird. Herr Brandau bezieht einen jährlichen Gehalt von 400 Dollars und gehört zur evangelisch-lutherischen Synode im Westen. Er ist derselbe, über welchen sich Döscher in seinem Buche: Erfahrungen und Abenteuer in den V. St. von Nordamerika, zu bitter beklagt. 2) Die **evangelische** Gemeinde, welche sich im Jahre 1840 gebildet hat, noch keine Kirche besitzt und sich an keine Synode anschließen will. Der Prediger hat 300 Dollars jährliche Besoldung. 3) Die **bischöflich-methodistische** Gemeinde, deren Prediger zwischen 3—400 Dollars jährliches Einkommen haben soll. Diese Gemeinde findet unter den armen ungebildeten Deutschen viele Anhänger und wird bei dem Eifer und der Rastlosigkeit der deutschen methodistischen Prediger nicht nur in kurzer Zeit ein Versammlungshaus erhalten, sondern in der Folgezeit die andern Gemeinden an Zahl der Glieder übertreffen.

Im Jahre 1832 betrug die deutsche Bevölkerung 4 bis 500 Seelen, jetzt ist sie auf eben so viele Tausende angewachsen. Herr Döscher, der die Schullehrerstelle an der ersten

deutschen evangelisch-protestantischen Kirche angenommen hatte, sie aber nur ein halbes Jahr verwaltete, fällt in seinem angeführten Buche S. 282 über Louisville und die daselbst lebenden Deutschen folgendes Urtheil: „Wenn ich die Wahl unter den Städtchen, woselbst ich mich aufgehalten habe, hätte, so würde ich Louisville am allerwenigsten zu meinem Aufenthalte wählen. Unter den Deutschen an diesem Orte findet man zwar einige gebildete und achtbare Leute, doch sind diese nur als eine Ausnahme zu betrachten, und die meisten derselben so roh und unwissend, wie ich sie nirgends anders in den Vereinigten Staaten gefunden habe; ihr größtes Vergnügen scheint darin zu bestehen, sich zu betrinken und sich einander Grobheiten zu sagen.“ Hier heißt es auch: Unser Ruhm ist nicht fein. Louisville hat einen Vorzug vor Cincinnati. Das Wasser ist hier, namentlich im Sommer, besser als in letzter Stadt, wo man in den heißen Sommern das Ohio-Wasser ohne Eis kaum genießen kann. Der Grund hiervon ist: Louisville hat gute Brunnen, Cincinnati hat Mangel an denselben. Die Stadt selbst hat bedeutend zugenommen:

Im Jahre 1788		enthielt sie	30	Einw.
„ „ 1800		„ „	800	„
„ „ 1810	nach der Volkszählung	„ „	1350	„
„ „ 1820		„ „	4012	„
„ „ 1830		„ „	10356	„
„ „ 1835		„ „	19067	„
„ „ 1840		„ „	25600	„

Der geschätzte Werth des Grundeigenthums und der Verbesserungen wurde im Jahre 1838 auf mehr als 18 Millionen Dollars angegeben, und mag jetzt 20 Millionen weit übersteigen.

Meine Bestimmung rief mich weiter. Ich bezahlte auf dem Dampfboote Cavalier für die Passage nach St. Louis 10 Dollars. Anstatt noch an demselben Tage abzufahren, blieb das Boot bis 10 Uhr Vormittags des andern Tages liegen, was mich zwar um einen Tag brachte, mir aber wenigstens einiges Geld ersparte, da ich im Hôtel hatte bleiben müssen. Unter die Annehmlichkeiten, welche das Reisen in der Cajüte hat, gehört auch die, daß die Passagiere, wenn das Boot am Ufer länger liegen oder auf Sandbänken sitzen bleibt und die Reise sich dadurch um einen oder einige Tage verlängert, nichts nachzuzahlen haben, während die Zwischendecks-Passagiere sich selbst beköstigend immer in den Beutel greifen müssen und auf der Reise von Louisville nach St. Louis oder New-Orleans für Geld und gute Worte oft kaum Brod erhalten können. Es war am 28. Juni, Vormittags um 10 Uhr, als wir Louisville verließen. Das Boot ging durch den Kanal, der um die Fälle des Ohio-Flusses zu umfahren, mit einem Kostenaufwande von einer Million Dollars angelegt ist, und eilte im Flusse angekommen, gleichsam als wollte es die Zeit, die es durch die langsame Kanalfahrt verloren hatte, wieder einbringen, im schnellen Laufe davon *). An den Ufern des Flusses rechts und links lagen große Dampfboote, von denen einige wegen ihrer Größe durch den Kanal nicht fahren konnten, andere nicht wollten, und zu denen die Güter per Achse geschafft werden mußten. Vier Meilen unterhalb Louisville am rechten Ufer des Ohio

*) Wie sehr sich Handel und Schifffahrt auf dem Ohio vermehrt haben, zeigt das Verzeichniß der Dampf- und Flattboote, welche von 1831 bis 1840 diesen Kanal passirten, nebst Angabe des Tonnengehaltes und der erhobenen Zölle:

liegt New=Albany, eine freundliche und schnell emporkommende Stadt, die ziemlich lebhaften Handel treibt, viele Deutsche unter ihren Einwohnern zählt und mit der Zeit ein blühender Ort zu werden verspricht. Hier lagen sieben große Dampfboote; drei von ihnen wurden ausgebessert, die andern vier warteten auf höheren Wasserstand. In den Monaten Juni, Juli und August hört nämlich die Fahrt auf diesen großen Booten wegen des öfters niedrigen Wasserstandes und der oft unerträglichen Hitze auf.

Im Sommer des Jahres 1838 war der Wasserstand nicht nur des Ohio=Flusses, sondern aller westlichen Flüsse so niedrig, wie es seit Menschengedenken nicht der Fall gewesen ist. Nach den öffentlichen Berichten waren der Missouri und der Mississippi die einzigen westlichen Ströme, welche noch mit Dampfbooten befahren werden konnten. Im Illinois=Flusse fand sich (an den seichtesten Stellen) 10 Zoll Wasser, im Ohio und Arkansas 18 Zoll, im Red River (an der Mündung) 12 Zoll. Der Missouri hatte ungefähr noch 3 Fuß Wasser und einen Fuß Treibsand, der vor einer tüchtigen Dampfkraft leicht nachgab. Im Mississippi war zwischen New=Orleans und Natchez noch Wasser, so viel

	Dampfboote.	Flattboote.	Tonnengehalt.	Zoll.
1831.	400	421	76,323	12,750 Doll.
1832.	453	179	79,109	25,756 "
1833.	875	710	169,885	60,848 "
1834.	938	623	162,000	64,848 "
1835.	1256	355	200,413	80,165 "
1836.	1182	260	182,820	88,343 "
1837.	1501	165	242,374	145,424 "
1838.	1058	438	201,750	124,107 "
1839.	1666	578	300,406	180,364 "
Zusammen	9329	3729	1,614,680	782,493 Doll.

man brauchte; zwischen Natchez und Vicksburg 9 Fuß, zwischen Vicksburg und St. Louis 6 Fuß und zwischen St. Louis und den Stromschnellen des obern Mississippi 3 — 4 Fuß. Auch die texanischen Flüsse waren jämmerlich eingetrocknet. Zwischen Galveston und Houston waren nur 3 Fuß Wasser, an der Mündung des Brazos 3; Trinidad, Neaches und Sabine hatten 18 Zoll bis 2 Fuß. Ein so niederer Wasserstand, bei welchem nur kleine Dampfschiffe fahren können, macht die Reise selbst in angenehmer Gesellschaft, sehr langweilig und kostspielig. So ist der gewöhnliche Preis von Louisville bis St. Louis 10—12 Dollars, im Sommer des genannten Jahres war er 18 Dollars. Gewöhnlich macht man bei hohem Wasserstande die Reise in drei bis vier Tagen, in der damaligen Zeit dauerte sie 10½ Tage bei aller Vorsicht des Kapitains. Ein Reisender ertheilt in der „Alten und Neuen Welt“ vom 20. October 1838 folgenden Rath, der wohl zu beherzigen ist: „Die Kapitäne der Dampfboote sind zwar verbunden, im Fall ihr Aufenthalt auf den Sandbänken zu lange dauern sollte oder sonst sich noch etwas ereignet, was an einer schnellen Weiterreise hindert, dem Passagier nur so viel Passage zu berechnen, als die Entfernung beträgt, welche man zurückgelegt hat, wenn es sonst des Einen oder des Andern Absicht sein sollte, mit einem andern Dampfschiffe weiter zu reisen und ihm ungehindert seine Bagage verabfolgen zu lassen. Eine Veränderung ist alsdann auch in manchen Fällen das Beste. Hat man aber ein gutes Boot und Ursache mit dem Kapitän zufrieden zu sein, so thut man besser, zu bleiben, wo man ist; denn in der Regel gewinnt man wenig dabei an Zeit und die Passage wird durch die Veränderung immer etwas theuer, da der Preis, je weiter man reist, je billiger sich im Verhältniß bedingen läßt. —

Ist man aber häufigerem langen Aufenthalte ausgesetzt und liegt die Schuld entweder am Kapitän oder am Boote, so rathe ich wohlmeinend jedem Passagier, ohne langes Bedenken dem ersten besten Boote, welches angefahren kommt, ein Zeichen zu geben, schnell seine Passage mit dem Kapitän in Ordnung zu bringen, sein bisheriges Boot zu verlassen und auf einem andern sein Heil zu versuchen. — Oft machen zwar die Kapitäne Umstände und sehen es natürlich ungern, einen Passagier zu verlieren; zumal denken sie häufig gegen einen Dutchman sich wohl etwas mehr sträuben zu dürfen. Hat man jedoch zur Veränderung gerechte Ursache, muß man sich nie abschrecken lassen und mit Bestimmtheit solchen Anmaßungen entgegentreten. Zeigt man ihnen, daß man weiß, was billig und recht ist und mit eben der Rücksicht von ihnen behandelt sein will, wie sie ihre Landsleute behandeln, so hat man mit ihnen wenig Schwierigkeiten. Entschlüpft ihnen dann auch wohl einmal ein gewohnter Fluch, so muß man sich daran nicht stoßen, sondern ohne weitere Entgegnung seine Wege gehen."

Wer keine Zeit zu verlieren hat, muß zu Lande reisen, was auch sehr beschwerlich und kostspielig ist. Derselbe Reisende schreibt von Terre Haute in Indiana im October 1838: "Durch den niedrigen Wasserstand des Ohio, auf dem die Dampfschifffahrt bekanntlich schon seit mehren Wochen geschlossen, ist der Andrang der Reisenden auf der National-Straße so groß, daß es theils an Pferden, theils an Kutschen fehlt, um die Eilenden weiter zu schaffen. Manche müssen es sich gefallen lassen, 2 bis 3 Tage zu warten, bevor sie expedirt werden können. Die Gasthäuser sind mit Reisenden aus allen Gegenden angefüllt; Wirthe, so wie Stage-Eigner machen jetzt eine gute Ernte und lassen sich über die Gebühr

bezahlen. So sind die Preise in den Stages fast um ein Dritttheil höher, als gewöhnlich; ja, man fordert oft willkührlich, was man bekommen kann und lächelt, mit seelenvollem Blicke die Banknoten beschauend, wenn der Reisende sich über solche Preise wundert, der dann leider nur zu häufig gebunden ist, gute Miene zu bösem Spiel zu machen, wenn er gern weiter will. Wer jetzt von Cincinnati nach New-Orleans reist, fährt erst zu Lande nach St. Louis, und von dort per Dampfboot nach New Orleans. Man erzählte mir, daß der Drang nach dem Westen so groß sei, daß neulich mehre Plätze von Andern gekauft und bis St. Louis 25 — 30 Dollars für die Abtretung eines Sitzes bezahlt worden seien. Und wahrlich, Mancher würde oft noch gerne 25 Dollars dazu geben, wenn er diesen oft schrecklichen Weg zu passiren nicht gezwungen wäre!" — Bei so niedrigem Wasserstande sind die armen Einwanderer, die nach dem Westen ziehen wollen, am allerschlimmsten daran. Sie müssen entweder liegen bleiben und warten, bis Dampfboote gehen können, oder eine hohe Passage bezahlen. Sie mögen nun das Erstere oder das Letztere wählen, der Geldbeutel empfindet es am schmerzlichsten, und Geld ist in Amerika so gut wie in Deutschland die Hauptsache.

Unser Dampfboot war zwar nicht besonders schön, die Cajüte jedoch freundlich und der Kapitän ein guter und zuvorkommender Mann, so daß wir Ursache hatten, zufrieden zu sein. Das Wetter aber war unfreundlich, es regnete und wurde ziemlich kühl, so daß wir uns in die Cajüte gebannt sahen und uns mitunter langweilten.

Am 30. Juni, Vormittags 9¾ Uhr, kamen wir aus dem Ohio in den Missisippi, Messachipi, Vater der Gewässer (**father of Waters**), von dem Stoße aber, den das

Boot bekommen soll, gleichsam als wenn es auf ein Senkholz stieße, wenn es in den Missisippi einläuft, empfanden wir nichts. Ich schaute noch einmal auf den schönen Fluß, der in seinem über 1000 Meilen langen Laufe sechs verschiedene Staaten berührt, 80 Nebenflüsse aufnimmt und mit einigen derselben 5000 Meilen schiffbar ist, zurück. Seine Breite beträgt im Durchschnitt 600 Yards = 900 Ellen, an seiner Einmündung in den Missisippi ungefähr 90 Meilen aufwärts über 1000 Yards. Seine Wasser fließen ungefähr 3 Meilen in der Stunde und sein Fall beträgt ungefähr 6 Zoll auf die Meile. Oft steigt er 50 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand und überschwemmt die Niederungen längst seinen Ufern. Bei niederem Wasserstande liegt sein Wasserspiegel, Cincinnati gegenüber, ungefähr 130 Fuß über den des Erie-See und 430 über den des atlantischen Meeres.

Seine Ufer prangen zwar nicht mit alten verfallenen Burgen, die die Geschichte früherer Jahrhunderte ins Gedächtniß zurückrufen und unendlichen Stoff zu Sagen und Mährchen geben; allein sie liefern doch auch manchen Stoff zu abenteuerlichen Geschichten und haben manche kühne That aus den heißen Kämpfen der ersten Ansiedler gegen die rothen Männer zu erzählen; sie haben nicht die schönen Weingärten, mit denen die Ufer der Flüsse in Deutschland und Frankreich geschmückt sind, und hallen nicht wieder von dem fröhlichen Gesange der Winzer, aber sie zeugen von Leben, Fleiß und Thätigkeit, sind geschmückt mit vielen wie aus der Erde entstandenen Städten und Städtchen und werden auch in Zukunft ihre herrlichen Weingärten haben. Der Weinstock gedeiht vortrefflich, nur darf man, was eine zwanzigjährige Erfahrung und großer Aufwand an Geld und

Zeit gelehrt haben, keine ausländischen Setzlinge pflanzen, sondern sich nur auf die Anpflanzung amerikanischer Sorten beschränken. Ich erinnerte mich der Göthe'schen Worte, die aber auch etwas modificirt werden müssen:

> Amerika, du hast es besser
> Als unser Continent, der alte,
> Hast keine verfallenen Schlösser
> Und keine Basalte.
> Dich stört nicht im Innern
> Zu lebendiger Zeit
> Unnützes Erinnern
> Und vergeblicher Streit.

Eine Merkwürdigkeit zeigte sich wenigstens noch im Jahre 1837 an den Ufern des Ohio zwischen Wheeling und Maysville. Es ist ein eiserner Sarg, der zwei Fuß über der Oberfläche der Erde auf zwei Säulen ruht und folgende Inschrift führt: „Zum Andenken an Andreas Elison, der am 12. Januar 1824 verschied.“ Der Bewohner dieses kleinen eisernen Hauses war einer der frühesten Ansiedler im Westen und verließ die Welt mit einer höchst sonderbaren Grille. Seine ihn überlebende Gattin erbte 200,000 Dollars, in deren Besitz sie jedoch nur bedingungsweise bleiben kann. Sollte sie in Zukunft ihren Wohnplatz verändern, so ist es der Wille des Verstorbenen, daß der eiserne Sarg, in dem seine irdischen Ueberreste modern, ihr nachfolge und wiederum auf dieselbe Weise in ihrer Nähe aufgestellt werde. Die Übertretung dieser Anordnung und die etwaige eheliche Verbindung mit einem andern Manne zieht den Verlust des ihr vermachten Vermögens nach sich. Ob die Wittwe Geld und Sarg im Stiche gelassen und sich verheirathet hat, oder ob der Anblick des schimmernden Goldes und der damit verbundene Lebensgenuß sie noch am alten Platze gefesselt hält, ist mir unbekannt.

Eine andere Merkwürdigkeit, an gräßliche Thaten erinnernd, ist eine Höhle, zwanzig Meilen unterhalb der Mündung des Wabash, in welcher man viele Hieroglyphen und Zeichnungen findet, die zu dem Glauben veranlassen, daß die Urheber derselben vergleichungsweise civilisirter und gebildeter gewesen sind, als die gegenwärtigen Urbewohner dieses Landes. Die Höhle ist in einem Felsen oder Bergschanze, hart am Ufer des Ohio und bei hohem Wasserstande beinahe gleich mit dem Wasserspiegel. Zur Zeit der ersten Ansiedelungen am Ohio besetzte eine Partie Kentuckyer, unter dem Namen „Wilsons Bande“ bekannt, diese Höhle. Wilson hatte zuerst seine Familie dahin gebracht, die Höhle bewohnbar gemacht und auf der Wasserseite ein Schild mit der Aufschrift: „Wilsons Getränke-Keller und Speisehaus“ ausgehängt. Die Neuheit eines solchen Wirthshauses veranlaßte fast alle herabfahrende Boote, hier anzuhalten und Erfrischung und Unterhaltung zu suchen. Später wurde sie der beständige Aufenthalt von Müssiggängern und charakterlosen Leuten, aus denen sich Wilson eine Art Räuberbande bildete, mit der er die Mannschaft jedes herabkommenden Bootes ermordete und dann das Boot mit Leuten seines Anhanges bemannt nach New Orleans zum Verkauf sandte. Auf der Heimreise hatten sie den Auftrag, durch Tennessee und Kentucky Mord und Raub auf jede mögliche Weise zu begehen und den Fang zurück nach der Höhle zu bringen.

Die Kaufleute der obern Gegenden des Ohio wurden, als sie fanden, daß weder ihre Leute zurückkamen, noch ihre Waaren an den Ort ihrer Bestimmung gelangten, nach und nach aufmerksam und man stellte ernstliche Nachforschungen an, bot große Belohnungen für Ergreifung der Übelthäter und so ward es alsbald bekannt, daß Wilson mit einer

Bande von 45 Mann eine Station auf der Hurricane Insel hatte, von welcher aus er jedes Boot, das an der Höhle vorbeifuhr, anhielt und die Mannschaft ermordete und daß er in Natchez und New Orleans seine geheimen Agenten hatte, welche seine Waaren in baares Geld umsetzten, obschon sie wußten, daß dieselben gestohlen oder durch Raubmord in ihre Hände gekommen waren. Wilson wurde durch einen seiner Bande, welcher die auf seinen Kopf gesetzte Belohnung sich verschaffen wollte, ermordet, der Rest der Bande zerstreute sich oder wurde eingezogen.

Die Höhle ist höchst merkwürdig. Sie mißt ungefähr 20 Ruthen in Länge und 5 in Breite. Ihr Eingang ist unten 80 Fuß weit und 25 Fuß hoch. Die innern Wände sind glatter Fels. Der Fußboden ist vollkommen eben und an den Seiten erheben sich Abstufungen von Sitzen, wie in einem Theater. Bei genauer Untersuchung der Wände und des ganzen Aussehens muß man auf den Gedanken kommen, daß die vormaligen Bewohner jener Gegend diese Höhle als eine Art Versammlungsort bei ihren Berathungen gebraucht haben mögen. Die Wände sind mit Hieroglyphen bedeckt, die zum Theil sehr gut gezeichnete Thiere ꝛc. vorstellen.

Gerade über dieser Höhle befindet sich eine andere, welche mit der untern durch eine 14 Fuß breite Oeffnung in Verbindung steht. Man steigt wie durch einen Schornstein zu dieser zweiten Höhle hinauf und sie hat etwas Grausiges an sich, was noch dadurch vermehrt wird, wenn man weiß, daß nach der Ermordung Wilsons und der Arretirung eines Theils der Räuber die Skelette von etwa 60 Menschen daselbst gefunden wurden, die wahrscheinlich von Wilson und seiner Bande waren ermordet worden.

Die antiquarischen Merkwürdigkeiten bestehen in Zeichnungen an den Wänden, die auf allen Seiten eingegraben sind. Darunter sind: die Sonne in verschiedenen Graden des Auf- und Untergangs, der Mond in den verschiedenen Vierteln, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, eine Viper, ein Geier, ein Panther, den ein Kind an den Ohren hält, ein Krokodill, verschiedene Bäume und Gesträuche, ein Fuchs, nebst vielen andern bekannten und zum Theil jetzt unbekannten Thieren. Ferner mehrere Abbildungen von Menschen, jedoch nicht in nacktem Zustande, sondern mehr in der Kleidung der Griechen und Römer. Daß Amerika lange Zeit vor der Entdeckung durch Kolumbus den Europäern bekannt gewesen ist, liegt jetzt außer allem Zweifel; man sollte daher von keiner Entdeckung, sondern Wiederauffindung Amerika's durch Columbus reden. Der Ruhm des Columbus wird dadurch nicht geschmälert.

Wie viel von Seiten der Regierung für Verbesserung der Häfen, Flüsse u. s. w., überhaupt für Errichtung neuer Werke und Sicherstellung der Schifffahrt gethan worden ist und noch gethan wird, ist in der That erstaunend. *) Kein

*) Um den Lesern einen Begriff davon zu geben, theile ich eine Uebersicht der Verwilligungen mit, welche durch das am 9. Juli 1838 gegebene Gesetz gemacht worden sind.

	Dollars	Cents
Für den Hafen von Chicago, Illinois .	30,000	—
Für den Hafen der Stadt Michigan, Indiana	67,733	59
Für einen Steindamm an der Mündung des St. Joseph Flusses, Michigan	51,113	—
Für den Hafen nahe der Mündung des Raisin Flusses, Michigan . . .	15,000	—
Für den Hafen an der Mündung des Black-Flusses in Jefferson County, New-York	22,401	—

Fluß hat jedoch die Aufmerksamkeit der Regierung mehr auf sich gezogen, als der Ohio, und in keinem ist deßhalb mehr gethan worden als in diesem, vorzüglich seit September 1835 bis 1837. Mit Hülfe der Reinigungsboote (snagboats)

	Dollars.	Cents.
Für den Hafen zu Whitehall, New=York	15,000	—
Für den Kanal an der Mündung des Genesee=Flusses, New=York	25,000	—
Für den Black=Fluß, Ohio	5,000	—
Für die Mündung des Huron, Ohio .	5,000	—
Für die Mündung des Vermillion, Ohio	23,626	57
Für den Hafen von Cleveland, Ohio .	51,856	—
Für Cunnigham Creek, Ohio	5,000	—
Für Conneaut Creek, Ohio	8,000	—
Für Ashtabula Creek, Ohio	8,000	—
Für den Hafen zu Prasque Isle, Pennsylvanien	30,000	—
Für den Dunkirker Hafen, N. Y. . .	10,000	—
Für den Hafen zu Portland, Erie See, N.Y.	35,466	—
Für den Hafen von Cattaraugus Creek, Erie See, N. Y.	32,410	—
Für den Hafen des Salmon=Flusses, Ontario See, N. Y.	30,000	—
Für einen Hafendamm zu Plattsburgh, N. Y.	27,500	—
Für den Hafen an der Mündung von Oak Orchard Creek, N. Y.	5,000	—
Für einen Damm zu Kennebunk, Maine	8,000	—
Für die Big Sodus Bai, N. Y. . .	10,000	—
Für einen Hafendamm zu Oswego, N. Y.	46,067	—
Für den Damm zu Burlington, Vermont	50,000	—
Für den Damm zu Stanford's Ledge, Portländer Hafen, Maine . . .	26,366	—
Für den Damm des Hyannis=Hafens, Massachusetts	8,764	—
Für den Damm zu Sandbai, Mass. .	20,000	—
Für den Kanal des Thames=Flusses, welcher in den Hafen von Norwich, Connecticut, führt	10,000	—

sind während dieser Zeit zusammen nicht weniger als 3303 verschiedene Hindernisse der Schifffahrt hinweggeräumt worden. Meist waren es Baumstämme, die von ihrem Standort niedergefallen, am Ufer herablehnen oder in das Wasser

---

	Dollars.	Cents.
Für den Hafen zu Westport, Conn. . .	4,762	—
Zur Regulirung des Hudson, unter und über Albany, N. Y.	100,000	—
Für den Hafen von Wilmington, Delaware	9,357	—
Für den zu New-Castle, Delaware . .	11,573	—
Für den Delaware-Damm	150,000	—
Für den Hafen zu Baltimore, Md. . .	29,000	—
Für den Cape Fear Fluß, unter Wilmington, Nord-Carolina	20,000	—
Und eine Passage von 50 Yard Breite und 7 Fuß Tiefe bei niederem Wasserstande, zwischen der Stadt Beaufort und Pimlico Sound, Nord-Carolina, zu eröffnen und für Verbesserungen des New-River . .	25 000	—
Für den Tar-Fluß unter Washington, N.C.	5,000	—
Für den Kanal zwischen St. Mary's und St. John's Flusse	29,000	—
Für den Dog-Fluß und den Choctaw-Paß im Flusse, Mobile	50,000	—
Für den Cumberland-Fluß in Kentucky und Tennessee unter Naschville . . .	20,000	—
Für den Ohio-Fluß unter den Fällen und Pittsburg	50,000	—
Für die Ohio- und Missisippi-Flüsse, von Louisville nach New-Orleans . .	70,000	—
Für den Missisippi unter der Mündung des Ohio und Missouri	20,000	—
Für den Grand River, Ohio	10,000	—
Für den Hafen von Buffalo	20,500	—
Für einen See-Damm, entlang der Halbinsel, welche den Erie-See von Buffalo Creek trennt	48,000	—

reichen; denn es ist ausgemacht, daß diese gerade am meisten geeignet sind, die so gefährlichen Senkhölzer zu bilden. Sie gehen nicht weit, weil die Wucht der Erde, die an ihren Wurzeln hängt, als Anker dient und sie mit dem untern Ende in den Boden befestigt. Baumstämme, die einmal schwimmen, werden selten zu Senkhölzern. Zwischen Marietta und Maysville ist die Zahl der umgefallenen Bäume am Ufer am bedeutendsten und daher die Ausgabe dort am größten. Während in dem Mississippi die abgeschnittenen Wurzeln der Baumstämme in tiefen Tümpeln versenkt werden, kann dieß im Ohio, oberhalb der Fälle nur selten geschehen; denn so tiefe Stellen fehlen dort, weshalb sie auch häufig von Arbeitern mit Pulver gesprengt werden müssen. Viele der eingesenkten Baumstämme haben 6 Fuß im Durchmesser bei 100 Fuß Länge; daher ist der Durchschnittspreis für Fortschaffung eines einzelnen

---

	Dollars.	Cents.
Für den Strand zu Plymouth . . .	2,400	—
Für den Hafen von Princetown . . .	4,500	—
Für die Insel Rainsford	7,353	—
Für die Insel Fairweather und den Hafen zu Black Rock, Connecticut . .	11,530	—
Für den Hafen und die Mündung des Baß-Flusses, Massachusetts . . .	10,000	—
Für den Damm in der Churche's Bucht Little Comton, Rhode Island . .	18,000	—
Für den Hafen Little Egg	10,000	—
Für den Kanal bei den nördlichen und südlichen Eingängen des Dismal Swamp Kanals	10,000	—
Für den Fluß Savannah, Georgien . .	15,000	—
Für den Fluß Arkansas	40,000	—
Für den New Bedforder Hafen, die nicht ausgelegte Bilanz einer Verwilligung von 10,000 Dollars . . .	7,691	37

15 Dollars. Man zählt zu den Hindernissen der Flußschifffahrt die Snags-Baumstämme mit den Wurzeln im Boden festgehalten, — die Logs-Baumstämme ohne Wurzeln —, Äste und Zweige, Stumpfe und Felsen, — an Größe verschieden, zwischen 10 und 100 Cubikfuß —, Nester, von mehrern Baumstämmen und Treibhölzern zusammengehäuft, und versunkene Boote, namentlich Kohlenboote. Letztere kommen im Bette des Ohio sehr häufig vor. Mit der Reinigung des Flußbettes ist jedoch bei Weitem noch nicht Alles gethan. Häufig ist das Wasser, namentlich an solchen Stellen, wo viele Inseln sind, für die Dampfschifffahrt an und für sich zu seicht und daher die Errichtung von Steindämmen, die es in einen einzigen Kanal leiten, nothwendig. Der merkwürdigste dieser Steindämme ist der an Browns Insel, wo vorher das Wasser seichter als irgendwo war und nun für die Schifffahrt ausreichend ist. Sind die noch vorhandenen Hindernisse, mit deren Wegräumung man immer beschäftigt ist, hinweggeräumt, dann wird der Ohio-Fluß trotz seiner Krümmungen und Windungen einer der herrlichsten Wasserwege in der ganzen Welt.

An dem Einflusse des Ohio in den Mississippi auf der Illinois-Seite ist jetzt eine Stadt ausgelegt worden, die den Namen Cairo führt. Nach einer aus der Alton Gazette von dem Anzeiger des Westens im Dezember 1839 aufgenommenen Beschreibung ist der Boden der Stadt nicht von der lockeren oder sumpfigen Substanz, die man bisher vorausgesetzt hat, sondern besteht aus einem dichten Lehm, der noch mit Sand vermischt werden muß, wenn er zu Backsteinen dienen soll. Die Brunnen, die in dem Theile der Stadt, nahe dem Ohio-Flusse, gegraben wurden, führten durch eine Grundlage von 80 Fuß solidem Lehm. Zwar ist der ganze

Platz noch der Überschwemmung ausgesetzt, wenn ein gleichzeitiges, sehr bedeutendes Steigen der beiden Flüsse, des Ohio und Mississippi, eintritt, aber diesem Übelstande soll durch wenige Dammanlagen vorgebeugt werden können. Die für die Erbauung der Stadt etablirte Compagnie hat inzwischen alles Mögliche aufgewandt, um die Stadt zu heben. Bereits sind vier Dampfmaschinen zu verschiedenen Zwecken theils in Operation, theils dazu bereit. Zwei davon sind zu Sägemühlen bestimmt, dabei eine Gießerei und eine Fabrik für Maschinen, ein ausgezeichnet bequemes und großes Gasthaus und mehre Kaufläden. Ein Postamt ist dort schon seit länger als einem Jahre errichtet. Über den Gesundheitszustand läßt sich wohl nicht viel Erfreuliches sagen."

Die Ufer des Mississippi will ich nicht beschreiben, denn sie sind schon oft genug beschrieben worden. Am 2. Juli, Nachmittags um 4½ Uhr, kamen wir in St. Louis, das vom Flusse aus einen prächtigen Anblick gewährt, an.

Sechstes Kapitel.

Erster Aufenthalt in St. Louis — der deutsche protestantische Prediger und dessen Gemeinde — Reise nach den deutschen Ansiedelungen in Missouri — St. Charles — deutsche Farmer — Anwuchs neuer Waldungen in den Prärien — Femme-Osage-Thal — Follenius und Münch — Dudens Bauerei — Dr. Simon — Dutzow — deutscher Verein — Anlagen neuer Städte — Gelehrte und überhaupt solche, welche an harte Arbeit nicht gewöhnt sind, werden selten tüchtige amerikanische Bauern — die Garlich'sche Gemeinde — die deutsche Hebamme — der glückliche Deutsche — Rückkehr nach St. Charles und St. Louis — Vertrag mit dem deutschen Prediger — Annahme der Gemeinde — Unerwartetes Zusammentreffen mit dem Baierischen Candidaten. Dessen Geschäft — Ein Universitätsfreund — der Altenburger als Soldat der V. St. — lockende Werbungen — Warnung vor dem Soldatenstande in Amerika — Beschreibungen des mühevollen und beschwerlichen Lebens des Soldaten — Freiwillige — Angeworbene.

Mein erstes Geschäft war, meine Empfehlungsbriefe, den einen an Herrn Korndörfer, Prediger der deutschen Gemeinde, und den andern an Herrn Potts, Prediger der presbyterianischen Gemeinde, abzugeben. Korndörfer, der eben in seinem Garten beschäftigt war, aus dem er größtentheils seinen Unterhalt zog, nahm mich freundschaftlich auf. Wir unterhielten uns über den Zustand seiner Gemeinde und seine Stellung zu derselben und ich fand, daß er mit ihr und seinem Einkommen unzufrieden keine große Lust hatte, ferner Prediger zu sein. Von ihm ging ich zu Herrn Potts, der

mich ebenfalls recht freundlich empfing und mich mit einem angesehenen und wohlhabenden Gliede seiner Gemeinde, Herrn Gamble, damaligem Schreiber des Gerichtshofes, bekannt machte. Mein Logis nahm ich bei einem deutschen Kaufmanne, Herrn Carstens, der damals, weil sich kein gutes deutsches Wirthshaus in St. Louis befand, aus Gefälligkeit gegen die Deutschen sich so eingerichtet hatte, daß er einige Fremde in Kost und Logis nehmen konnte, und hatte alle Ursache, mit meinem Quartiere zufrieden zu sein. Die angesehensten Deutschen der Stadt fanden sich Abends gewöhnlich hier ein, theils um sich über die Angelegenheiten des Landes und die Neuigkeiten des Tages zu unterhalten, theils um von den einwandernden und hier logirenden Deutschen das Neueste aus dem alten Vaterlande zu hören.

Des andern Tages besuchte ich Herrn Gamble. Ich wurde von ihm, der mich nie gesehen hatte und nur aus dem Empfehlungsbriefe kannte, eingeladen, in sein Haus zu ziehen und dasselbe wie das meinige zu betrachten. Die Einladung wurde von mir dankbar angenommen. Ich zog zu Herrn Gamble. Es wurde mir ein schön tapezirtes, gut ausmöblirtes Zimmer, dessen Fußboden nach amerikanischer Sitte mit feinen Teppichen ausgelegt war und eine herrliche Aussicht über die Stadt und die Ufer des Staates Illinois hatte, angewiesen; ich aß am Familientische und fühlte mich schon am andern Tage in der mit Liebe und Zuvorkommenheit mich behandelnden Familie ganz heimisch und glücklich. Der Geistliche, besonders der Missionär, steht bei dem Amerikaner, welcher zu einer Kirche gehört, in Achtung und Ansehen und wird, ist er ihm durch einen Freund oder einen bekannten Geistlichen empfohlen, auf das Liebevollste aufgenommen. Bei mir kam noch dieß dazu, daß ich, bestimmt als Prediger

unter den Deutschen in Missouri und Illinois zu wirken, auf Gamble's Wunsch in St. Louis bleiben und die deutsche Gemeinde aufbauen sollte, was mir aber in dieser Zeit gar nicht in den Sinn kam.

Als ich Korndörfer das zweite Mal besuchte, wurde ich von ihm eingeladen, Sonntag über 8 Tage für ihn zu predigen. Ich sagte zu. Am nächsten Sonntage wohnte ich dem deutschen Gottesdienste bei, der eine Nachfeier des 4. Juli, des größten Festtages der Vereinigten Staaten, war und hörte zu meinem Erstaunen die Abkündigung, daß ich über 8 Tage zwei Mal predigen würde. Nach der Kirche besuchte ich Herrn Korndörfer. Das Gespräch drehte sich natürlich wieder um kirchliche Angelegenheiten und den geistigen religiösen Zustand der Deutschen in St. Louis und im Missouri. Korndörfer schien mehr als je entschlossen zu sein, seine Stelle niederzulegen, sobald ein taugliches Subject sie annehmen wollte und bot mir sogar seine theologischen Bücher zum Kauf an. Die Bekanntschaften, die ich im Laufe der ersten Tage mit einigen Vorstehern und alten Gliedern der Gemeinde machte, brachten mich zu dem Glauben, daß unter Korndörfer's Pastorat die Gemeinde nicht zu- sondern abnehmen müsse, und die am folgenden Sonnabend in dem Hause des Herrn Carstens gehaltene Versammlung der Vorsteher, in welcher über das Einsammeln der von den Gemeindegliedern für Korndörfer unterschriebenen Gelder referirt und gesagt wurde, daß die meisten Glieder nichts bezahlen wollten, bestärkte diesen Glauben. Die Vorsteher, die Nothwendigkeit eines Wechsels erkennend und zu mir Zutrauen habend, forderten mich auch auf, mich mit Herrn Korndörfer zu vergleichen und die Gemeinde anzunehmen. Ich wußte in der That nicht, was ich thun sollte und sagte weder Ja noch Nein.

Am Sonntage predigte ich laut der Abkündigung zwei Male; Vormittags in der zweiten Presbyterianerkirche und Nachmittags um 3 Uhr in der englischen Methodistenkirche. Nach dem Gottesdienste besuchte ich Herrn Korndörfer, mit dem ich auf freundschaftlichem Fuße stand. Er zeigte dieß Mal weniger Neigung seine Gemeinde aufzugeben. Ich konnte, da die Hälfte seines Jahres erst verstrichen war, auf die Gemeinde keinen Anspruch machen und beschloß, meine Reise fortzusetzen und Quincy im Staate Illinois, wohin ich ebenfalls Empfehlungsbriefe hatte, zu besuchen. Denn ohne die Zustimmung und den freiwilligen Abtritt Korndörfer's die Gemeinde anzunehmen, wodurch nur Parteien und durch diese Zank und Streit entstanden wären, oder wohl gar ohne Korndörfer's Vorwissen und Willen zu predigen und eine Gemeinde zu sammeln, wie es Kroh kurz vor meiner Ankunft gethan hatte, würde mir nie in den Sinn gekommen sein.

Aus meiner Reise nach Quincy wurde jedoch nichts. Das Dampfboot fuhr erst am Donnerstage dorthin, und so lange wollte ich in St. Louis nicht müßig sitzen; überdieß lag mir auch viel daran, jeden Verdacht, als wollte ich Herrn Korndörfer verdrängen, zu entfernen. Ich kaufte von einem jungen Deutschen ein Pferd mit Sattel für 30 Dollars und machte mich, nachdem ich das noch Fehlende eingekauft hatte, auf den Weg nach den deutschen Ansiedelungen im Missouri.

Der Weg nach St. Charles war einförmig und langweilig und ich froh, als ich das Städtchen nach 6 Uhr Abends erreichte. In dem Gasthofe, in welchem ich zu übernachten gedachte, lernte ich einen jungen Deutschen, der von katholischen Eltern geboren, aber protestantisch erzogen worden war, und durch diesen Herrn Gräter kennen. Ich nahm des Letzteren Einladung, in seinem Hause zu bleiben, wenn

ich vorlieb nehmen wollte, dankend an. Er erzählte mir nun, daß Kroh zwei Mal deutsch und ein Mal englisch gepredigt, das heilige Abendmahl ausgetheilt, Kinder getauft und an Collecten, die er hier wie in St. Louis erhoben, über dreißig Dollars mit sich genommen; ferner, daß er sogleich eine Gemeinde gebildet, die bis dahin aus 52 Gliedern bestand, 2 Älteste, einer von diesen war Herr Gräter, und 2 Vorsteher wählen lassen und eingesetzt und beim Abschied gesagt habe: er wolle ihm, Herrn Gräter, schreiben und dieser solle ihm antworten, wie es mit der Gemeinde stehe, ob sie ihm das geforderte Salarium von 5—600 Dollars, eine bedeutende Summe für Kroh's Person, zu verwilligen und ihn anzunehmen Willens sei. Nach Gräter's Aussage konnten etwa 300 Dollars zusammengebracht werden. Im Ganzen schien es, als ob Herr Kroh, dieser gottesfürchtige Seelenwecker, sich mehr um die Wolle als um die Schaafe bekümmerte und nur die Gemeinde annehmen wollte, die ihm den meisten Gehalt zusicherte. Eigen, daß diese frommen Männer bei all ihrem Ächzen und Seufzen über die gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur und über die Nichtigkeit alles Irdischen doch so sehr auf das Irdische sehen! Eben so wie in St. Charles machte er es in Mount-Carmel am Wabesch-Flusse, wohin er endlich gezogen ist und wo er mehre Jahre als Prediger gestanden hat. Nach den neuesten Nachrichten hat er sich um die norddeutsche lutherische Gemeinde in Cincinnati, die wir später kennen lernen werden, beworben, die er aber auf keinen Fall erhalten haben wird. Wo er sich jetzt aufhält, ob noch in Mount-Carmel oder ob irgendwo anders, kann ich nicht sagen. Dort ist ein ewiger Wechsel.

Durch einen gebornen Hamburger, der in Kiel und Göttingen studirt hatte und sich bei einem Deutschen in der Nähe von St. Charles aufhielt, wurde ich mit Herrn Schäfer aus dem Hannoverschen, bei dem er wohnte und mit einem gewissen Herrn G. aus dem Altenburgischen bekannt. Letzterer war in Deutschland Handschuhmacher gewesen und betrieb jetzt die Bauerei. Ich fand ihn und seine Frau, wie man es eben von Deutschen, die in ihrem Leben sich mit Bauerarbeit nicht abgegeben hatten und nun auf einmal Bauern geworden sind, erwarten kann. Er schien mit seiner ungewohnten Lage zufrieden zu sein und an den Feldarbeiten Vergnügen zu finden, seine Frau aber konnte sich mit dem romantischen amerikanischen Farmerleben gar nicht versöhnen und wünschte sich zurück. Dort fehlte ihr so Vieles, was sie im Vaterlande reichlich hatte. Wer wollte auch einer solchen Frau den Wunsch, in die alten Verhältnisse zurücktreten zu können, übelnehmen? Möchte doch jeder Ehemann, ehe er auswandert, seine Frau, die an Bedienung, wenn auch nur eine einzige, und an leichte Arbeiten gewöhnt ist, ernstlich fragen: ob sie dort drüben ohne Hülfe alle Arbeiten, die vorkommen, leichte und schwere, reinliche und schmutzige, verrichten und ohne ihre Gesellschaften u. s. w. leben kann? Und möchte sich jede Frau unparteiisch prüfen, ob sie auch die bejahende Antwort mit gutem Gewissen zu geben im Stande ist, damit nicht die Reue zu spät kommt. Denn „mit Dir will ich auf der einsamsten Insel leben, — nur ein Hüttchen klein und niedlich, — mit Dir im Busch zu leben, ist für mich Seligkeit“ — das sind Redensarten, die leicht ausgesprochen sind und lieblich klingen, die aber ihr großes Aber haben. Es ist in der That für eine, wenn auch nur in einem kleinen Städtchen, noch schlimmer, in einer

großen Stadt erzogene, vielleicht verzogene Dame nichts Leichtes, im Busche zu sitzen und amerikanische Bauerfrau zu sein. Der Mann mag in der Freiheit die ungewohnten Arbeiten gern verrichten, sie dünkt sich im freien Lande Sclavin und sehnt sich zurück. Es gehört Resignation dazu, die nicht alle haben. Nur in ihrer Familie und in dem treuen Abwarten ihres ungewohnten, beschwerlichen Berufes kann sie ihre Freude, ihr Vergnügen und ihre Erholung finden.

Auf meinem Ritte, den Herrn W. zu besuchen, zu dessen Farm ich aber keinen Weg finden konnte, wurde ich von einem fürchterlichen Regengusse überrascht. Der Himmel hatte sich im Osten etwas getrübt, es zuckten Blitze und ich vernahm das ferne dumpfe Rollen des Donners. Über mir war der Himmel hell und heiter. Die Wolken kamen näher, der Donner wurde hörbarer, der Himmel immer dunkler und es fielen einige Tropfen. Auf ein Mal hatte das Ungewitter den ganzen Himmel, so weit ich sehen konnte, nach allen Seiten bedeckt und der fürchterlichste Regen stürzte, ehe ich noch Zeit gehabt hatte, meinen Mantel abzuschnallen, unter Blitz und Donner aus den schwarzen Wolken. Mein Pferd konnte ich nicht von der Stelle bringen und ich war genöthigt, diesen Regenguß im Freien abzuhalten. So bin ich in der ersten Zeit, als ich das schnelle Zusammenziehen und Entladen der Regenwolken noch nicht kannte, mehre Male von Gewittern überrascht worden. Dieses war stärker als irgend eins, das ich in Deutschland erlebt hatte, das im Jahre 1819 ausgenommen, es folgte Blitz auf Blitz und Donner auf Donner, und einige Male schlug der Blitz in die Bäume, doch jedes Mal kalt. Man hat überhaupt mehr kalte Schläge in den Vereinigten Staaten als in Deutschland.

Ein Gewitter merkwürdiger Art war im Monat Juni desselben Jahres im Tuscarawas-Thale im Staate Ohio, wo der Prediger Krakau wohnte. Er schreibt: „Die Blitze stiegen alle aufwärts, und hatten nicht, wie gewöhnlich, einen zusammenhängenden Strahl, sondern es waren mehr electrische Funken und glichen dem von der Hand des Säemannes ausgeworfenen Saamen, die oftmals weit am Himmel aufwärts fuhren. Einmal vernahm ich ganz deutlich ein Zischen. Der Donner hatte auch einen ungewöhnlichen Klang, so wie der Himmel ein eignes Ansehn. Es zog von Abend nach Morgen gerade über uns hin. Hinterdrein kamen stoßweise etliche Regengüsse. Anderwärts soll es bedeutend gehagelt haben. Am andern Tage, Nachmittags um 3 Uhr, war ebenfalls wieder ein sehr starkes Gewitter, aber wie gewöhnlich.“ Bis auf die Haut durchnäßt erreichte ich nach vielem Herumreiten spät Abends die Bauerei des Herrn Krug aus Coburg. Ich wurde freundlich aufgenommen, wechselte meine nassen Kleider mit trockenen und vergaß im traulichen Gespräche bald das gehabte Unwetter.

Am andern Tage besuchte ich zwei Altenburger, die nach ihrer Aussage mit ihrer Lage zufrieden waren und sich nur über das kalte Fieber, das die von ihm Ergriffenen tüchtig abschüttelt und ganz matt macht, zu beklagen hatten. Die Hitze war drückend und bei dem heitern Himmel, bei welchem nach Duden's Bericht sie nicht so lästig sei, kaum zu ertragen; mitunter glaubte ich vor Mattigkeit und Abgespanntheit vom Pferde sinken zu müssen. Ich hatte keinen Regenschirm, der auch die Stelle des Sonnenschirms vertritt, bei mir. Es waren aber auch gerade die heißesten Tage in diesem Sommer. Die Nacht hätte ich beinahe auf der Prairie zubringen müssen. Ich war nämlich in der Dunkelheit vom rechten Wege abge-

kommen und befand mich zuletzt ohne Weg im hohen Grase. Vor, hinter und neben mir sah ich nichts als Gras und über mir den schönen, klaren Himmel mit unzähligen, heller als in Deutschland funkelnden Sternen bedeckt. Ich glich dem Schiffer auf dem Meere ohne Compaß. Aufs Geradewohl ritt ich mitten durch das hohe Gras, hoffend, das Ende der Prairie zu erreichen und an demselben eine Bauerei und in dieser ein Obdach zu finden. Auf einmal hielt mein Pferd vor einer Erhöhung von ungefähr 5—6 Fuß, die eine zweite Prairie, eine Art Plateau, bildete. So kam es mir wenigstens vor. Ich konnte diese unmöglich umreiten, und beschloß, den Sprung zu wagen. Ich nahm mein Pferd zusammen und ließ es ansetzen. Es setzte an, aber vielleicht zu kurz, vielleicht war aber auch der Abhang, der überdieß mit kleinem Gebüsch bewachsen war, zu hoch; in der Mitte blieb es sitzen oder vielmehr hängen. Rückwärts konnte ich nicht, nur vorwärts. Noch ein Sprung, und ich befand mich auf der Ebene, auf der ich bei dem Schimmer der Sterne wieder nichts erblickte, als Gras. Schon wollte ich absatteln, mit dem Zaume einen Hinter- und einen Vorderfuß des Pferdes zusammenbinden und dem Schutze des Höchsten mich empfehlend in dem Grase mein Nachtlager aufschlagen, als mein Blick etwas Dunkles, das wie Gehölz aussah, am Horizonte erspähte. Das mußte Holz oder ein Welschkornfeld sein und ich mich also bald am Ende der Prairie befinden. Langsamen Schrittes arbeitete sich mein müdes Thier durch das Gras hindurch. Wie groß war meine Freude, als ich wirklich zu einem großen Welschkornfelde und nachdem ich noch eine ziemliche Strecke der Verzäunung entlang geritten war, zu einer amerikanischen Bauerei kam. Die Leute wollten so eben zu Bette gehen, nahmen mich jedoch auf und setzten mir,

der ich fürchterlich hungrig war, zu meinem Abendbrode hartes Welschkornbrod und Buttermilch vor. Ich war froh, daß ich Obdach hatte.

Eine Prairie im Blumenschmuck gewährt einen herrlichen Anblick, und ein Prairiebrand soll namentlich in der Nacht einen wundervollen Anblick gewähren. Ersteres ist für Fremde und die, welche die Prairie bewohnen, immer etwas Erfreuliches; Letzteres nur für die Fremden und Zuschauer angenehm, den An- und Bewohnern der Prairie aber stets ein höchst unwillkommener und oft sehr schädlicher Gast. Im Monat Januar 1839 stieg in der Prairie von Bluffdale in Green County, Illinois, in der Nähe von Apple Creek, wo die Prairie ungefähr 6 Meilen breit ist, ein dichter Rauch auf. Die Farmer zunächst an den Bluffs begannen sogleich um ihre Farmen herum Feuer anzulegen. Da der Wind in entgegengesetzter Richtung von ihren Farmen wehte, so ergriffen sie diese, nicht ungewöhnliche Maßregel, um ihre Umzäunungen zu retten. Aber kaum war die Prairie in einer langen Linie in Front der Ansiedelungen in Brand gesetzt, so drehte sich plötzlich der Wind und trieb das Feuer nach ihnen zurück. Trotz aller Anstrengungen der Männer, Weiber und Kinder verbreitete sich das Feuer wie ein Orkan über die Plantagen. Nur mit größter Mühe wurden einige Wohngebäude gerettet, aber alle Ansiedler verloren von ihren Befriedigungen mehr oder weniger. Unter andern wurde dem Major Stephan Spencer mehr als eine und eine halbe Meile Umzäunung in Asche gelegt. Der Verlust an Getreide und Heu war sehr beträchtlich.

Eine merkwürdige Erscheinung ist der Anwuchs neuer Waldungen in den Prairien von Illinois. Der Anzeiger des Westens vom 4. Juli 1840 theilt darüber Folgendes mit:

„Ein Herr, welcher kürzlich von Green County, Illinois, hier eintraf, hat uns mit einer merkwürdigen Erscheinung bekannt gemacht, von der wir bisher noch nichts gehört hatten, die aber dort allgemein anerkannt sein soll. Es zeigt sich nämlich, daß, sobald Prairien mit dem Pfluge umgebrochen werden und dann unberührt liegen bleiben, sehr schnell ein dichter Anwuchs von Cottonbäumen (**Populus canadensis**) aufspringt. Häufig geschah dies ohne die Absicht der Eigenthümer, neuerdings hat aber auch mancher Farmer einen Theil seines Landes bloß zu diesem Zweck umgezäunt und aufgepflügt. Der Berichterstatter theilt uns mit, daß er unter andern ein Stück Landes von ungefähr 25 Acker sah, welches im ersten Frühjahr dieses Jahres aufgebrochen wurde, um es zur Waizensaat im bevorstehenden Herbste vorzubereiten; aber es war schon jetzt mit einem frischen dichten Anwuchs junger Cottonbäume bestanden, und der Eigenthümer beabsichtigt nun, seine holzarme Niederlassung zu verbessern. Die Erscheinung ist schwer zu erklären. Die Flügelfrucht dieses Baumes mag allerdings von den Winden weit hinweggeführt werden können, aber die Prairien, von denen wir sprechen, sind gerade in dieser Gegend sehr ausgedehnt, und der Cottonbaum ist in der Umgegend überhaupt wenig zu Hause. Sollte vielleicht, weil die Prairien lauter angeschwemmtes Land sind, der Saamen im Boden verborgen sein und seine Keimkraft so lange behalten können, bis der Aufbruch des Landes seine Entwickelung möglich macht? Auffallend, und vielleicht im Zusammenhange damit stehend, ist die Erscheinung, daß auf allen neuen Inseln und Anschwemmungen, die so häufig in dem veränderlichen Flußbett des Mississippi entstehen, sich zuerst der Cottonbaum zeigt und sie dicht überkleidet, bis nach dem Verlauf von 5, 10 und mehr Jahren sich allmälig

Eschen, Wallnüsse und andere Holzarten dazwischen einfinden. — Die oben erwähnte Erscheinung hinsichtlich der Prairien ist thatsächlich und kann durch zuverläßige Männer genugsam bezeugt werden; wir wünschen, daß Sachverständige sich um ihre Erforschung und Erklärung bemühen möchten."

Des andern Tages kam ich in das schmale aber lange Thal, (Femme-Osage Thal) in welchem viele Osnabrücker und zwei Altenburger, Kunze und Kasel, wohnen. Hier fand ich eine deutsche Gemeinde.

Ich bestellte in dem Hause des Herrn Vetter, bei dem ich übernachtete, auf nächsten Sonntag Vormittags um 10 Uhr Kirche und ritt weiter. Auf diesem Ritte besuchte ich die angesehensten Deutschen der Gegend, die Herren Dr. Krug, Follenius und Münch. Die Bauerei des Herrn Follenius ist eine der besten in der Gegend; das Wohnhaus liegt auf einer kleinen Erhöhung und hat die Felder rings um sich. Wie mag sich dort Alles seit dieser Zeit verschönert haben! Vielen Spaß machte mir das zu Follenius Bauerei gehörende Haus, in welchem Duden seine Briefe geschrieben hat und das damals von einer ganz prosaischen hessischen Familie bewohnt war. Welche Wechsel des Schicksals! Mit Erstaunen betrachtete ich das ungeheure Kamin, an welchem Gottfried bei hell auflodernden Feuer so manche liebe Stunde gesessen und über die Annehmlichkeiten des deutschen Missouri Bauers und über das schöne Blau des Missouri Himmels phantasirt haben mochte. Es ist nun schon eine geraume Zeit her. Der Fußsteig von diesem Hause bis zu Dudens Farm wurde der Philosophengang oder Philosophenstieg genannt, weil ihn Duden so oft gegangen war, und sollte mit Recht also genannt bleiben. Ein schöner, angenehmer Weg führte mich zu der Bauerei des

Herrn Münch, die von der des Herrn Follenius etwa ½ Meile entfernt ist. Herr Münch war ganz das geworden, was er bei seiner Abreise von Deutschland in Missouri werden wollte, ein tüchtiger amerikanischer Bauer und fühlte sich glücklich. Wie konnte es auch anders sein? Er war ja von dem körperlichen und geistigen Drucke, unter welchem Deutschland seiner Aussage nach schmachtete, und von allen Unannehmlichkeiten, die ihm sein „Nicht müssig sein“ zugezogen hatte und noch hätte zuziehen können, befreit und konnte nun auch seine religiösen Ansichten und Überzeugungen frei und offen predigen. Mit einer Kirche wollten sie es für jetzt noch bewenden lassen, aber einen Schulmeister wünschten sie zu haben, der nach dem Schnitte der amerikanischen den Kindern in so kurzer Zeit, wie es hier oft der Fall wäre, Lesen, Schreiben, Rechnen und etwas vaterländische Geschichte beibringen und sie überhaupt zu praktischen Amerikanern bilden könne. Gegen die Schule hatte ich nichts einzuwenden, erinnerte aber, daß die amerikanischen Schulen, so praktisch sie auch sein möchten, dennoch einen großen Mangel hätten, da sie allen Religionsunterricht ausschlössen und daß man, was die Kirche beträfe, die Alten auch nicht vernachlässigen dürfe. Das Eine solle man thun, das Andere nicht lassen. Münch hatte auch einige Male gepredigt; seine Predigten wurden aber, da er den Namen Jesu nicht erwähne und das Vater-Unser nicht bete, von den Osnabrückern nicht mehr besucht. Er scheint moralische Vorlesungen gehalten zu haben und sich um Kirche sehr wenig zu bekümmern. Jeder hat seine Meinung und ist für dieselbe sich und seinem Richter verantwortlich, aber Schade ist und bleibt es, wenn sich solche Männer, die in Deutschland Repräsentanten der Kirche waren, in Amerika von der Kirche zurückziehen und, wenn nicht gegen

dieselbe streiten und kämpfen, für sie auch gar nichts thun, da das Beispiel, auf das doch Viele sehen, in diesem Falle nur nachtheilig wirkt. Manche gestanden mir ganz offen, daß sie zu der Ueberzeugung gekommen wären, daß viele der Prediger in Deutschland ihre wahren Ansichten nicht predigten und daher Heuchler wären. Denn das sieht man in Amerika, sagten sie, wenn sie hier sind, sprechen sie, wie sie denken.“

Jeder Reisende, der in diese Gegend kommt, unterläßt es gewiß nicht, Dudens Wohnhaus, Dudens Luftschloß auch Grab genannt, aufzusuchen und an diesem romantischen Orte von Zephyr umsäuselt, stillen Betrachtungen sich hinzugeben. Der Weg zu der Wohnung war mir genau beschrieben worden, ich konnte sie aber trotz alles Suchens nicht finden, und würde sie auch nicht gefunden haben, wenn nicht ein deutscher Junge, den ich zufällig traf, mich zurechtgewiesen hätte. Es geht auf einem schmalen Fußsteige einen kleinen Hügel hinan. Mein Pferd hielt gerade vor dem Hause. Wie riß ich die Augen auf; ich konnte es nicht fassen. Ein kleines, aus einer einzigen Stube, die durch ein einziges Fenster, das ungefähr 20 Zoll hoch und 12 Zoll breit war, bestehendes Blockhäuschen stand vor mir. Der Schornstein war von oben herab eingestürzt und das Kamin lag in Trümmern. Früher hatte das Häuschen 2 Thüren gehabt; die eine war ausgehoben oder aus den Angeln gefallen und lag in der Stube, die andere war abhanden gekommen. Von dem Wetterdache war weiter nichts zu sehen als einige dicke Stangen, auf denen es geruht hatte. Der Acker neben dem Hause war mit Unkraut jeglicher Art bedeckt, und die Befriedigung umgefallen. Das daneben stehende Haus, das zu dem zweiten bestimmt war und 2 Stock enthalten sollte, in das aber noch keine Thür und kein Fenster eingesägt war,

bot einen traurigen Anblick dar. Das Ganze sah aus, wie das verlorne Paradies, und von dem Acker konnte man sagen: Dornen und Disteln soll er dir tragen. Die Creek (Lake Creek), von welcher Duden auch viel schreibt, war ganz ausgetrocknet, eine wahre Wohlthat, da die Ausdünstungen dieses Wassers, das dem ungesunden See in Dudens Nähe entspringt, auf den Anwohner unmöglich einen zuträglichen Einfluß haben kann. Von den Bächen, aus denen man die Fische mit den Händen oder Hüten fangen kann, habe ich keinen gesehen. Das Schulhaus, welches Duden gebaut hat, liegt in einem kleinen Thale, konnte damals schon, weil es einzustürzen drohte, weder Schullehrer noch Schulkinder in seine Räume aufnehmen und wird jetzt verschwunden sein. Alles Irdische ist vergänglich.

Von Follenius und Münch war ich aufgefordert worden, einen gewissen Herrn Dr. Simon, der auf mehreren Universitäten Deutschlands studirt und in der Schweiz längere Zeit praktizirt hatte, zu besuchen. Ich fand in ihm einen gebildeten und kenntnißreichen Mann. Er war ein philosophischer Kopf, wie man ihn nannte, nur Schade, daß seine Philosophie ihn nicht vor der Flasche schützen konnte. Wir kamen gar bald auf Religion und Christenthum zu sprechen und er erklärte ganz offenherzig, daß die alten Heiden ihm viel höher ständen, als Christus, daß für ihn das erhabenste Beispiel Mucius Scävola sei, der mit eigener Hand seine geschändete Tochter erstach, und daß er gegen Priesterherrschaft, Kirche und Christenthum mit Macht und allem Eifer kämpfe und Alles aufbieten werde zu verhindern, daß ein Prediger in dieser Gegend sich niederlasse. Simon war kurze Zeit vorher sehr krank und dem Tode nahe gewesen. In seiner Krankheit hatte er seine Zuflucht zum Gebet genommen und

soll recht inbrünstig gebetet haben. Ich machte ihn darauf aufmerksam. Er leugnete es nicht, erklärte aber, daß er dieß in der größten Fieberhitze gethan habe und daß er es bei nüchternem Verstande auf keinen Fall thun werde. Ich konnte nicht umhin, zum Schluß der Unterhaltung ihm die schönen Verse, welche in den Stunden der Andacht der Betrachtung „die Kraft des Gebetes“ vorangehen, zu recitiren. *)

Von hier ritt ich etwas spät zu Herrn Bock, von dem und dessen liebenswürdiger Familie mir schon in St. Louis Vieles erzählt worden war. Herr Bock hatte, um das engere Zusammenleben unbegüteter deutscher Einwanderungsfamilien zu begründen, (gewiß eine edle Absicht) einen Flecken (village) angelegt und ihm den Namen seines Wohnortes in Deutschland Dutzow gegeben. Es waren 168 Hausplätze oder Lots, jeder einen halben Acker groß, ausgelegt und die Straßen von 50 Fuß Weite nach Namen ausgezeichneter Deutschen, von denen ich nur Herder, Schiller, Jean Paul, Iffland, Möser, Mozart nenne, benannt. Der Preis eines Hausplatzes war 10 Dollars, in der That billig; was mehr nach den Bedingungen erhoben wurde, war zum Schulfond bestimmt. Die Bedingungen, unter welchen Hausplätze ausgegeben wurden, waren dreierlei:

1) Pacht oder Lease auf 10 Jahre. Nach Verlauf derselben kann ihn der Pachter für 10 Dollars erstehen. Er ist verpflichtet, im ersten Jahre ein Wohnhaus darauf zu bauen nnd den Platz zu befriedigen. So wie dieses geschehen, erhält er seinen Pachtcontract. Der Pächter ist verpflichtet, daß er oder seine Familie darauf wohnt; zieht

*) Zweiter Band. S. 66. 14. Ausgabe.

er früher, vor Ablauf der zehn Jahre fort, so verfällt der Hausplatz ohne Vergütung an mich als Eigenthümer zurück; er wird an Neuankommende billig vermiethet, und fällt die Miethe während der Pachtzeit dem Schulfond anheim. Sollte aber der Pächter sterben, die Wittwe nach Verlauf der Pachtzeit es nicht kaufen wollen, so bleibt sie, so lange wie sie lebt oder bis sie sich wieder verheirathet, Besitzerin des Platzes, gegen Erlegung einer jährlichen Pacht von 1 Dollar.

2) Verkauf unter Bedingungen. Der einzelne Hausplatz wird zu 60 Dollars verkauft, wovon 10 Dollars gleich bezahlt werden. Sobald ein Haus darauf errichtet und die Stelle eingefriedigt ist, wird der Kaufbrief (deed) ausgefertigt. Für die übrigen 50 Dollars wird ein Pfandbrief (mortgage) ausgefertigt. Diese 50 Dollars werden nur dann bezahlt, wenn er im Verlauf der ersten zehn Jahre an Jemand nicht deutscher Abkunft verkauft wird, und fallen dann dem Schulfond anheim.

3) Verkauf ohne alle Bedingungen. Wird für jeden Hausplatz sofort 100 Dollars bezahlt.

Herr Bock wollte zur Errichtung einer deutsch-protestantischen und einer deutsch-katholischen Kirche, so wie für die Wohnungen der Pfarrer, ebenso für das Schulgebäude und die Wohnungen der Schullehrer die Hausplätze umsonst hergeben. Damals hatten sich äußerst wenige deutsche Familien dort niedergelassen, die in armseligen Blockhütten lebten; im folgenden Jahre 1836 war die Zahl auf 5 oder 6 gestiegen, und der Ort diente eigentlich nur als provisorischer Aufenthaltsort für ankommende unbemittelte deutsche Handwerker und Bauerfamilien. Im Jahre 1840 hob daher Herr Bock die angeführten Bedingungen auf und zeigte eine Auction von 10 Hausplätzen auf den 8. Juni desselben Jahres an.

Vier von ihnen lagen in der Herder= und sechs in der Mozartstraße, alle in der Nähe der Kirche. Es muß also eine Kirche gebaut worden sein. Jeder Hausplatz mußte von dem Käufer innerhalb zwei Jahren mit einem Wohngebäude bebaut werden.

Ob die Plätze verkauft und ob sie wenn verkauft jetzt bebaut sind, kann ich nicht sagen. Ich mache aber die Deutschen, welche nach dem Missouri auswandern, und sich in einem deutschen Dorfe niederzulassen gedenken, auf dieses Dutzow in der Grafschaft Warren aufmerksam. Des Ansehens ist es doch wohl werth. Im Jahre 1836 lebten dort in einem Umkreise von 10 (engl.) Meilen mindestens hundert und funfzig deutsche und verhältnißmäßig nur wenige Familien englischer Abkunft.

Die gebildeten Deutschen dieser Gegend hatten einen Verein, „die deutsche Gesellschaft“ genannt, gegründet, mit dem es aber nicht recht gehen wollte. Bei den Osnabrückern und den Andern gleichen Schlages stand er im Verrufe, weil sie, wenn auch von der Theilnahme ausgeschlossen, doch in der Gesellschaft selbst von der Unterhaltung mit den gebildeten und gelehrten Deutschen sich ausgeschlossen und zurückgesetzt sahen. Es ist gar ein eigenes Ding, die liebe Freiheit und Gleichheit. Der Verein nahm hierauf den Namen „Farmer=Gesellschaft“ an, aber dieser wollte auch nicht ziehen, und die Gesellschaft hat sich, wenn ich nicht irre, wieder aufgelöst. Das Beste ist und bleibt für die Einwanderer, gebildete oder ungebildete, zumal auf dem Lande, einige getreue Nachbarn, mit denen man in der Denk= und Sinnesart übereinstimmt, sich zu Freunden zu machen, und mit ihnen Umgang zu pflegen und die gesellschaftlichen Vereine, weil sie doch nicht bestehen aus Ursachen, die theils in den Ver=

hältnissen des Landes, theils in dem Charakter der Deutschen liegen, zu meiden.

In den Jahren 1835 und 1836 war das Anlegen neuer Städte und Flecken an der Tagesordnung, ich möchte behaupten, zu einer gewissen Wuth geworden, vorzüglich im Westen. Die Flüsse auf und ab und zu beiden Seiten im Innern des Landes wurde jedes passende und unpassende Plätzchen zu dieser vortheilhaften Speculation benutzt. Am besten standen sich die Zeitungsschreiber dabei, weil sie mit dem Inseriren der lobhudelnden Beschreibungen der neuen Städte ziemlich viel verdienten. Viele dieser Speculationen glückten und der Westen vorzüglich hat dieser Industrie sein beispiellos schnelles Aufblühen und der Landmann den Absatz seiner Produkte zu verdanken; viele mißglückten. Die von Deutschen angelegten Städte und Flecken wurden am wenigsten gesucht und viele derselben stehen jetzt noch da, wo sie im Anfange standen, auf dem Papier oder in der Phantasie der Grundeigenthümer. Am begünstigsten sind Herman in Missouri und Highland in Illinois. Überhaupt scheint es, als ob der Deutsche in Amerika ohne den Anglo-Amerikaner nichts Großes und Bedeutendes ausrichten könne, und es sind daher schon in dieser Hinsicht rein deutsche Colonien nicht zu empfehlen.

Es ist aber auch nichts leichter in den Vereinigten Staaten, als eine Stadt anlegen. Wer Land besitzt (am besten an den Ufern eines schiffbaren Flusses, zum Landen für Dampfboote geeignet, oder im Innern des Landes an einer großen Fahrstraße oder an einem Kanale) und durch die Anlegung einer Stadt Geld zu machen glaubt, theilt das zum Stadtraum bestimmte Land straßenmäßig in einzelne Hausstellen vielleicht mit Gärten ab, benannt Stadt und

Straßen, läßt den Plan zeichnen und lithographiren und macht nun in den Zeitungen bekannt, daß er auf dem zur Anlegung einer Stadt passendsten Orte die und die Stadt ausgelegt habe, Kauflustige, besonders Handwerker, die hohen Lohn und immerwährende Arbeit finden, Krämer u. s. w. einladend. Die Lage ist laut der Anzeige die gesundeste auf der Welt, keine Spur von den Fiebern, von denen die Bewohner anderer neuen Städte heimgesucht werden, das Wasser, das schönste, was man sich denken kann, rein wie Krystall und zu allen Zeiten genießbar. Es kann gar nicht fehlen, daß die projectirte Eisenbahn oder der projectirte Kanal durch diese Stadt geführt wird, wenn nicht sogar Zweigbahnen und Zweigkanäle dort mit der großen Bahn in Verbindung gesetzt werden. Die Preise der Hausplätze müssen steigen, und wer sein Geld jetzt auslegt, kann darauf rechnen, daß er in wenigen Jahren nicht hundert Procente, sondern Hunderte von Procenten gewinnt. Kurz, es giebt keinen Ort, weder im Staate noch in den ganzen Vereinigten Staaten, der eine bessere Gelegenheit darbietet, Geld sicherer und vortheilhafterer anzulegen. Viele Städtegründer geben für Kirchen und Schulen die Bauplätze umsonst und Mancher bemerkt ausdrücklich, daß auch ein Bauplatz für eine katholische Kirche gegeben wird, wohl wissend, daß die Katholiken um eine Kirche sich gern ansiedeln, denn je näher der Kirche, desto näher dem Himmel. Nicht Wenige steuern zum Bau der Kirche oder Kirchen, für die sie die Plätze schon umsonst gegeben haben, noch Geld bei, weil sie recht gut wissen, daß das ausgelegte Geld reichliche Interessen bringt. Nach außen sieht die Beisteuer christlich aus, im Innern ist sie nur eine kaufmännisch berechnete Speculation. Nicht Alles, was glänzt, ist Gold. So erzählte mir ein gar frommer Mann

in Boston, daß er im Staate Ohio ein Städtchen ausgelegt hätte, daß es aber nicht in Aufnahme hätte kommen wollen und seine Bauplätze unverkauft geblieben wären, bis er zum Bau einer presbyterianischen Kirche 600 Dollars unterschrieben und bezahlt hätte. Von der Zeit an hätten sich Viele dort angekauft und seine 600 Dollars ihm reichliche Zinsen getragen. Eine Gesellschaft in Buffalo, welche in der Nähe der Stadt viel Land besaß, es aber nicht verkaufen konnte, schenkte der deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinde den Platz für die Kirche und zum Baue derselben 1200 Dollars unter der Bedingung, daß die Gemeinde in einer bestimmten Zeit eine Kirche, wie die Gesellschaft wünschte, erbauen würde. Die Bedingung wurde angenommen, die Kirche angefangen und gebaut, und die Gesellschaft hat nach und nach an die Deutschen für mehr als 10,000 Dollars Bauplätze verkauft. Wer es vermag, baut auf dem ausgelegten Stadtraume ein Wirthshaus und noch einige kleine Häuser und bretterne Boutiquen für einen Schmied, Schneider und Schuster, verbindet mit dem Wirthshause einen Kaufmannsladen, mag dieser noch so klein sein und sucht wo möglich das Postamt in das Städtchen zu bringen. Daher findet man Städte, die aus einem schlechten Wirthshause, wenn dieses fehlt; aus einer Grocery, einer Art Material- und Schnapsladen, einer Schmiede- und Schneiderwerkstatt bestehen, nichts desto weniger aber Liverpool, oder Manchester oder Paris, auch wohl Athen heißen. Der Sherif der Grafschaft Monroe im Arkansas-Staate verkaufte im Jahre 1840 die ganze Stadt „Rockroe" für schuldig gebliebene Taxen. Ich kam einmal durch eine Stadt, die aus einem einzigen Wirthshause bestand. Man möchte sich über diesen Unsinn krank lachen. Mitunter werden Städte von Actien-Gesellschaften angelegt, wie Cairo in

Illinois, New-Brighton auf der Nordseite von Staaten Island. Letztere Stadt, die von einer New-Yorker Actien-Gesellschaft mit einem Capital von 500,000 Dollars im Jahre 1835 angelegt wurde, hat die Hoffnungen der Speculanten übertroffen. Die ursprünglichen Actien von 1000 Dollars standen nach kaum einem Jahre 3800 Dollars. Jetzt ist dieser Ort, der viele geschmackvolle Gebäude und Anlagen hat, für die New-Yorker ein angenehmer Sommeraufenthalt.

Um den Lesern von solchen Anzeigen von angelegten Städtchen eine deutliche Vorstellung zu geben und das oben Gesagte zu bestätigen, will ich zwei Anzeigen aus dem Anzeiger des Westens mittheilen, die eine von einem Amerikaner, die andere von einem Deutschen.

„Werthvolles Grundeigenthum
zu Grand Tower.

Freitags, den 30. Mai dieses Jahres (1838), wird ein großer Verkauf von Hausplätzen in der Stadt Grand Tower am Mississippi-Fluß, am Illinois-Ufer in Jackson County, gegenüber der Insel-Pyramide im Mississippi-Flusse, die unter dem Namen Grand Tower bekannt ist, stattfinden. Die natürlichen Vorzüge des Ortes geben den Fingerzeig, daß hier eine Stadt gegründet werden muß. Der Ort liegt unter dem 37° 40′ nördlicher Breite, beinahe in der Mitte zwischen Cairo und den blühenden Handelsstädten St. Louis und Alton. Eine Linie von diesem Puncte westlich nach der Grenze gezogen, läuft über die Höhe des Ozark-Gebirges, wodurch die Wässer geschieden werden, welche südlich in den Arkansas-Fluß und nördlich in den Missouri-Fluß fließen. Hier ist auch der Mittelpunct der großen, reichen Mineralgegend,

deren Güte und Reichthum wahrscheinlich nicht ihres Gleichen in der Welt findet.

Die Stadt beherrscht nach dem Innern des Landes und nach beiden Seiten hin einen großen reichen Landstrich, bedeckt mit Wäldern von Pappeln, Eichen und schwarzem Wallnuß. Der Muddy River ergießt sich hier in den Mississippi, was Grand Tower einen weiteren Vorzug giebt. Dieser Fluß besitzt gute Treibkraft, schöne Mühlplätze und verzweigt sich 150 Meilen weit nach Illinois, selbst in die Prairien hinein. In seinem Thale sind reiche Kohlenlager und Salzquellen, und in den Hügeln Marmor von verschiedenen Farben und ausgezeichneter Güte.

Die Felsenufer des Mississippi sind an diesem Orte von unzerstörbarer Dauer und deuten die rechte Stelle für eine Brücke an. Die Gesetzgebung von Illinois hat die unleugbaren Vorzüge von Grand Tower nicht verkannt. Als Verbindungspunkt mit dem Staate Missouri ist eine Gesellschaft zum Bau einer Brücke incorporirt, und zugleich die andern dabei interessirten Staaten aufgefordert worden, vermittelst der verlängerten Eisenbahn von Charleston und Cincinnati durch den südlichen Theil von Illinois, die südlichen und östlichen Märkte mit der Mineralgegend in Verbindung zu setzen.

Bei diesen außerordentlichen Vorzügen ist Grand Tower der Aufmerksamkeit der Einwanderer und Fremden, die sich im Westen ankaufen wollen, höchlich zu empfehlen, indem die Niederlassungen oder Ankäufe daselbst größere Vortheile mit sich bringen müssen, als in irgend einem andern Orte. Ein reicher Boden, Mineral-Land in der Nähe, gute Anlagen für Fabriken, ein hoher Breitegrad, hohe, schöne Lage, mildes Clima, — alles vereinigt sich, um eine Gelegenheit zur Niederlassung zu bereiten, wie sie nur gewünscht werden kann.

Der Unterzeichnete ist kein Freund von Übertreibungen; er hat sich bei Aufzählung der Vorzüge, die der Ort besitzt, nur auf die wesentlichsten und augenscheinlichsten beschränkt, und wer die Karte zur Hand nehmen und die Lage einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen will, wird die gehaltene Lobrede gerne unterschreiben.

Die Hausplätze sind 60 Fuß Front bei 170 Fuß Tiefe, die 12 Bauplätze in jedem Block werden von einer 30 Fuß breiten Alley durchschnitten. Die Straßen sind 70 Fuß breit, mit Ausnahme der Clarkstraße am Flusse, die 160 Fuß breit ist."

Buchertown.

„Der Unterzeichnete, welcher werthvolles Land mit einem Landungsplatze am Gascanode in Gasconade County, 20 M. oberhalb Herman, 7 M. von Mount Sterling, besitzt, beabsichtigt, ein Viertel der Sektion 30, Townschip 44, Range 6 westlich, in eine Stadt auszulegen, und die Hausplätze am liebsten an seine Landsleute zu verkaufen.

Alle diejenigen, welche Lust und Liebe haben, sich in dieser schönen und vortheilhaften Gegend niederzulassen, haben hier eine gute Gelegenheit, sich billige Wohnsitze zu verschaffen.

Von seinem umliegenden Land, welches mehr als 500 Acker beträgt, ist der Unterzeichnete Willens, Stücke von ein, zehn oder mehr Acker, wie es gerade erfordert wird, auf Kauf oder Pacht, abzutreten; ein großer Theil davon ist reiche Prairie, die mit geringer Mühe in Cultur gesetzt werden kann.

Auch beabsichtigt er, um den Ansiedlern alle Bequemlichkeiten zu bieten, die in seiner Macht stehen, ½ Acker Land für eine katholische und ½ Acker für eine evangelische Kirche herzugeben, so wie jeder anderen Secte einen Bauplatz für ein

Meetinghaus. Im Fall das County seinen Sitz dahin verlegen wollte, was wegen der schlechten Lage der gegenwärtigen Countystadt nicht unwahrscheinlich ist, bietet er dem County ebenfalls einen Platz unentgeldlich zum Bau eines Courthauses und einer Jail an.

Jedermann ist aufgefordert, sich von der guten und vortheilhaften Lage der Stadt zu überzeugen.

St. Louis, am 7. Jan. 1839.“ Jacob Bucher.

Auf meinem Ritte zu dem Herrn Professor Göbel aus Coburg kam ich auch nach Washington am rechten Ufer des Missouri-Flusses, ungefahr 80 Meilen oberhalb St. Louis. Das Städtchen war klein und armselig und hat sich auch seit dieser Zeit nicht sehr gehoben, und wird auch wohl, da so viele Städte an den Ufern des Missouri ausgelegt worden sind, von denen einige recht hübsch fortkommen, nie viel werden. In der Nähe desselben haben sich mehre Deutsche niedergelassen. Sieben Meilen davon wohnte Professor Göbel, der sich mit dem amerikanischen Landleben auch nicht recht befreunden konnte und Willens war, nach St. Louis zu ziehen und daselbst eine Art hoher Schule zu errichten. Wie kann es auch anders kommen? Wer nur mit Wissenschaften sich beschäftigt und nur in ihnen und für sie gelebt hat, wird als amerikanischer Bauer sich höchst selten wohlbefinden, und ich rathe keinem Gelehrten, eine Bauerei, vielleicht sogar Congreßland zu kaufen und den Bauer zu machen. Es gehört wahrlich mehr dazu, als man sich in Deutschland vorstellt. Eine Anzahl junger Leute hatte die große Idee, in demselben Staate eine Ansiedelung, Neu-Bremen genannt, zu gründen und die Landwirthschaft zu treiben. Die erste Zeit ging es recht gut, denn die Sache war ihnen neu und gab genug

Stoff zu Witzen und Scherz. Sie mögen wohl tüchtig gelacht haben, wenn sie, um sich in ihrem Blockhäuschen gegen den Regen zu schützen, die Regenschirme an die Betten stellten und, wenn es regnete, aufspannten. Das Leben jedoch wurde mit der Zeit zu prosaisch und trocken; die Meisten verließen die Ansiedelung und suchten als Commis oder auf andere Art fortzukommen. Dasselbe war der Fall mit jungen Leuten, die kein schöneres Leben sich denken konnten als das amerikanische Farmerleben, im Staate Illinois; anfangs ging es auch gut, bald aber wurde ihnen dieses Leben langweilig; sie zerstreuten sich und suchten sich andere Beschäftigung. Der eine von ihnen, mit dem ich die Seereise machte und der, wie er oft sagte, mit der Axt so arbeiten wollte, daß die Urbäume rechts und links fallen sollten, hat alle Bäume stehen lassen und ist jetzt Zeitungsschreiber, wozu er sich besser als zum Bäumefällen und Pflügen schickt.

Den Sonntag darauf predigte ich in Herrn Vetters Hause zu einer sehr zahlreichen Versammlung. Ich wurde gebeten, recht bald wieder zu kommen. In der Nähe liegen 600 Acker Schul-Land, von denen 16 urbar gemacht waren; dieses Land sollte der Prediger, wenn er zu gleicher Zeit Schule hielt, zu seiner Nutznießung bekommen und die Deutschen wollten ihn nach Kräften unterstützen. Herr Garlichs hat nach seiner Rückkehr von Deutschland diese Gemeinde wieder übernommen und bedient sie, so viel ich weiß, noch jetzt. Am andern Morgen wurde ich von einem Deutschen zur Taufe eines Kindes abgeholt. Die Hebamme, welche am Wege wohnte, sollte mitgenommen werden. Als wir an ihr Haus kamen, hörten wir, daß sie so eben fortgeritten sei. Wir ritten im scharfen Trabe nach und ich erblickte auch bald in

der Ferne ein Pferd und auf diesem ein Geschöpf. Zu welcher Gattung es gehörte, konnte ich noch nicht unterscheiden, auch mein Führer, den ich darauf aufmerksam machte, konnte mir keine Auskunft geben. Nachdem wir noch ein Stückchen geritten waren, sagte er: I, das ist die Kindfrau? Ist das die Hebamme? fragte ich erstaunt, denn noch nie war mir eine ähnliche Reiterin zu Gesicht gekommen. „Ja, das muß sie sein," war die Antwort. „Lassen Sie uns zureiten, damit wir sie einholen." Sie war es wirklich. Wie ein Mann saß sie zu Pferde, die Füße in den Steigbügeln, in der linken Hand die Zügel haltend, in der rechten eine Gerte führend. Die Mütze hatte einen fürchterlichen Deckel, der beim Reiten auf- und niederging, über das Corset war ein buntes Halstuch gebunden, das mit dem Mützendeckel gleichen Takt hielt und die langen wollenen Strümpfe waren doch nicht lang genug. Hätte ein Amerikaner diese Reiterin, die weder einer Weißen noch einer Indianerin glich, gesehen, er würde sie für ein Geschöpf ganz eigner Art gehalten haben, und hätte er gehört, daß es eine Deutsche sei, gesagt haben: The dutch women are worse than the Squas. Wir ritten eine Zeitlang mit ihr und ihr vielleicht zu langsam. „Ich muß vorausreiten und die Sachen in Ordnung bringen, Sie können langsam nachkommen," bei diesen Worten gab sie ihrem Pferde die Gerte und trabte fort. Mützendeckel und Tuch flatterten im Winde. Wenn sich doch diese Leute nach der herrschenden Sitte richteten und nicht so auffallend erschienen. Die Indianerin reitet nicht so. Nach Belleville, in der Grafschaft St. Clair, im Staate Illinois, sollen deutsche Weiber und Mädchen zu Pferde ohne Sattel wie Männer sitzend, gekommen sein. Es ist eine wahre Schande!

Als wir ankamen, war Alles zur Taufe vorbereitet. Nach verrichteter heiliger Handlung führte mich der Vater des Kindes auf seinen Acker, den er selbst urbar gemacht hatte und zeigte mir, froher als ein König, sein ganzes Besitzthum. „Sehen Sie, Herr Pfarrer, Amerika ist doch ein herrliches Land. Hier kann man sich noch etwas erwerben. In Deutschland hatte ich nicht so viel Eigenthum, wie ich auf meine Hand legen kann und durfte auch nicht hoffen, bei all meinem Fleiße und bei all meiner Genügsamkeit je zu einem Eigenthume zu kommen. Was Sie hier sehen, gehört mir. Ich muß fürchterlich arbeiten, das ist wahr, aber ich habe auch etwas dafür. Hier habe ich in einem Jahre mehr Schweinefleisch gegessen, als ich in Deutschland in meinem ganzen Leben gesehen habe. Kartoffeln haben wir auch genug, was wollen wir mehr; wenn wir nur gesund bleiben.“ Die Freude und Zufriedenheit des Mannes spiegelte sich auf seinem Gesichte. Wir aßen zu Mittag Schweinefleisch und Kartoffeln, die mir im Kreise dieser frohen Leute, die ihre Auswanderung nicht bereuten, vortrefflich schmeckten. Das sind die rechten Bauern für den Westen; sie verlangen weiter nichts, als von dem sauren Schweiße, den sie vergießen, das Meiste zu behalten, von drückenden Nahrungssorgen befreit zu sein, von den Beamten menschlich behandelt zu werden und ruhig und ungestört ihrem Tagewerke nachgehen zu können. Geistige Bedürfnisse haben sie nicht, denn sie kennen keine; haben sie einen Pastor, der zu gewissen Zeiten ihnen predigt, ihre Kinder tauft und confirmirt, ihnen das heilige Nachtmahl reicht, dazu sie besucht und in seinem ganzen Wesen ein niederträchtiger, d. h. ein herablassender, leutseliger Mann ist, so sind sie zufrieden und glücklich. Im Ganzen bekümmern sie sich gar wenig darum, ob Martin, Heinrich oder Johann

auf dem Präsidenten= oder Michael oder Peter auf dem Gouverneursstuhle sitzt. Aus ihrer politischen Lethargie werden sie nur nach und nach herausgerissen.

Am folgenden Donnerstage, Nachmittags um 3 Uhr, predigte ich in St. Charles in der englischen Methodistenkirche. Die Versammlung war bei dem schlechten Wetter und noch dazu an einem Werkeltage wider mein Erwarten ansehnlich, und ich versprach, wenn möglich bald wiederzukommen, und sollte ich in St. Louis bleiben, alle 4 Wochen zu predigen. In St. Charles selbst, das an einem sanften Abhange recht hübsch liegt, aber nur langsam emporkommt, wohnen wenige Deutsche, desto mehr aber in der Umgegend, so daß, wenn sie zusammenhalten, eine sehr ansehnliche Gemeinde gebildet werden kann. Wer jetzt Prediger ist, weiß ich nicht. Der Grund des langsamen Emporkommens dieser alten Stadt liegt theils in dem schlechten Landungsplatze, theils darin, daß es zu nahe bei St. Louis liegt, dann aber auch, daß die Bauplätze in den Händen von Speculanten sind, die hohe Preise fordern. So lange das dortige Collegium (College) unter der Aufsicht der Presbyterianerkirche stand, wollte es nicht in Aufnahme kommen; seitdem es in die Hände der Methodisten gefallen, wird es stark besucht. Es ist dieß eine eigne Erscheinung. Ganz derselbe Fall war mit dem Collegium zu Carlisle in Pennsylvanien. Unter den Presbyterianern drohte es einzugehen, unter den Methodisten ist es eine blühende Anstalt geworden.

Am folgenden Tage, Freitag, kehrte ich nach St. Louis zurück und am Sonntage Nachmittags predigte ich in der englischen Methodistenkirche, die den deutschen Protestanten aus Gefälligkeit um diese Zeit zum Gebrauche überlassen war. Die Aufforderungen, welche ich nun im Laufe der

Woche von vielen Seiten erhielt, mit Korndörfer auf irgend eine Weise mich zu vergleichen und die Gemeinde anzunehmen, die Gewißheit, daß die Gemeinde unter den obwaltenden Umständen zu Grunde gehen müsse, das Entgegenkommen Korndörfers, die Liebe und Freundlichkeit, mit welcher ich überall aufgenommen wurde und die dadurch bedingte Hoffnung, die deutsche evangelisch protestantische Gemeinde aufbauen und mit Segen wirken zu können, bestimmten mich den von Korndörfer gemachten Vorschlag in der am folgenden Sonnabend gehaltenen Versammlung des Kirchenrathes anzunehmen. Korndörfer verpflichtete sich, allen Ansprüchen auf die Gemeinde oder besser gesagt auf das von der Gemeinde für das halbe Jahr für ihn aufgezeichnete Geld zu entsagen, sich alles Einmischens in die kirchlichen Angelegenheiten zu enthalten und den Frieden und die Einigkeit, die jetzt einzutreten schienen, nicht zu stören, und ich verpflichtete mich, ihn für seine Verzichtleistung auf die Subscriptionsgelder durch 140 Dollars, in 2 Terminen zahlbar, zu entschädigen. Der Kirchenrath war sogleich bereit, mir, der ich kein Geld hatte, das vorhandene Opfergeld 24 Dollars 12 Cents als Darlehn vorzuschießen (den Rest mußte ich leihen), und war froh, daß diese Angelegenheit auf diese Weise friedlich beigelegt worden war. Korndörfer wollte nämlich, falls die Gemeinde mich annehmen würde, das halbe Jahr hindurch, auf welches er noch angenommen war, predigen und wenn er nur einen oder zwei Zuhörer haben sollte und am Ende des halben Jahres Jeden, der das aufgeschriebene Geld nicht bezahlen würde, gerichtlich belangen und zur Bezahlung zwingen. Nach dem Gesetze konnte er dieß thun; allein ein solches Verfahren würde einen gräßlichen Scandal in der Gemeinde hervorgebracht haben. In Wheeling wurde vor mehren Jah-

ren dadurch, daß der Prediger R. seine ihm schuldigen Gemeindeglieder vor den Friedensrichter hatte laden lassen und noch dazu auf Charfreitag, der zwar kein allgemeiner Festtag ist, aber von den Deutschen, wo es angeht, durch Gottesdienst gefeiert wird, die Gemeinde fast gänzlich zerstört. — Ich hatte ein großes Opfer gebracht, gebracht aus der reinsten Absicht, das Beste der Gemeinde zu befördern und für das Evangelium zu wirken. Es hat mich bis auf diese Stunde nicht gereut und wird mich nie reuen. Ein Freund, dem Heuchelei und Falschheit ein Greuel sind, schrieb mir: „Echt deutsch und bieder ist die Weise, in welcher Sie Sich mit dem alten Prediger abgefunden haben und sie hat meinen vollkommenen Beifall. Ein Glück auf den Trümmern eines zerstörten, ist kein Glück, ist Unsegen.“

Am folgenden Sonntage predigte ich Vormittags um 10 Uhr in der zweiten presbyterianischen Kirche. Nach der Predigt trat Korndörfer auf, erklärte, daß er das Amt in meine Hände gelegt und wir in Liebe und Frieden zum Wohl der Gemeinde unsern Vergleich abgeschlossen hätten, forderte die Glieder, welche davon nichts gewußt und etwas dagegen einzuwenden hätten, auf, vorzutreten und ihre Einwendungen vorzubringen, und verkündigte nun, da Niemand vortrat, im Gegentheil Alle damit sehr zufrieden waren, daß er seine Abschiedspredigt künftigen Sonntag Vormittags um 10 Uhr halten würde. Die Gemeinde wollte eben das Gotteshaus verlassen, da trat ein ehemaliger Student der Rechte und Demagog, der nicht einmal Mitglied der Gemeinde war, auf, bat um das Wort und fing an ein Langes und Breites zu erzählen von dem Drucke, unter welchem das deutsche Volk im alten Vaterlande schmachte, und daß hauptsächlich durch die Pfaffen, jene gehorsamen Knechte der

Fürsten, derselbe aufrecht erhalten werde, sprach dann von Pennsylvanien und den pennsylvanischen Synoden, welche Finsterniß beförderten und forderte zuletzt die Deutschen auf, sich ja unter kein Consistorium von Pennsylvanien zu stellen, das den Glauben vorschriebe, und den Prediger, der von einem solchen geschickt sei, anzuhalten, an dasselbe zu schreiben, daß die Gemeinde in St. Louis eine freie und unabhängige Gemeinde sein und bleiben wolle. Ich erklärte ihm und der Gemeinde, wie es gekommen, daß ich geschickt sei, und machte sie mit den Ansichten meiner Synode bekannt. Die Glieder der Kirche traten auf meine Seite und einige der einflußreichsten ersuchten den Redner, kein Wort weiter zu verlieren, da er nicht einmal zur Gemeinde gehöre, und keine Störung und keinen Streit anzufangen. Damit war die Sache abgemacht und vergessen.

Die ersten und letzten Tage der Woche wurden angewendet, mit den alten Kirchenvorstehern, den Herrn Carstens, Katz und Weber, denen ich für ihre viele Mühe meinen Dank hiermit öffentlich abstatte, die deutschen Protestanten aufzusuchen und für meine Besoldung Unterschriften zu sammeln. Die Ärmeren nahmen den größten Antheil an der Kirche. Am nächsten Sonntage Vormittags hielt Korndörfer seine Abschiedspredigt, nach welcher er das Lied: „Nun danket alle Gott“ singen ließ, und ich hielt Nachmittags meine Antrittspredigt und ließ einen neuen Kirchenrath aus 6 Gliedern bestehend, wählen. Mit den besten Vorsätzen und dem innigsten Gebete zu Dem, der in den Schwachen mächtig ist, daß er mich stärken und kräftigen wolle, und mich führen auf rechter, ebner Bahn und das Werk segnen, das ich angefangen, trat ich mein Amt an. Am folgenden Sonntage setzte ich den Kirchenrath feierlich ein. Es erheischt die

Dankbarkeit die Glieder desselben, die sich meiner und der Gemeinde auf das Beste angenommen haben, öffentlich zu nennen. Den Kirchenrath bildeten die Herren Katz, Weber, Gottschalk, Geisel, März und Schröer; vor Allem verdient Herr März ausgezeichnet zu werden. Ich sah bald zu meiner großen Freude, daß die Gemeinde wuchs und kräftig wurde. Ich brauchte die Deutschen nicht mehr aufzusuchen und sie zum Anschluß an die Gemeinde aufzufordern, sie kamen aus eigenem Antriebe und unterzeichneten Namen und die kleinen Summen zu meiner Besoldung.

Überraschend war das Zusammentreffen mit dem auf der Synode zu New Lisbon examinirten und lizensirten Candidaten der Theologie. Er war durch den Staat Ohio um sich Gemeinden zu suchen bis Cincinnati zu Fuß gereist und von dort auf einem Dampfboote nach St. Louis gefahren. Auf seiner merkwürdigen Fußreise hatte er, wie er mir erzählte, keine vakanten Gemeinden gefunden und Gemeinden zu bilden keine Lust gehabt, da er doch nicht recht gewußt, wie anzufangen. Überdieß wäre ihm auch nach dem, was er von dem deutschen amerikanischen Predigerleben gesehen und gehört habe, die Lust gänzlich vergangen, Gemeinden anzunehmen. Hier habe er aus Mangel an Geld zu einem leichten aber keineswegs angenehmen Geschäfte (er wischte im National-Hôtel die Teller ab und half serviren) seine Zuflucht nehmen müssen, wolle das Geld, das er verdiene (16 Doll. mit Kost und Logis war der monatliche Lohn) zu Rathe halten, und mit einer guten Gelegenheit nach New Orleans und von dort nach Frankreich reisen, wo er besser und leichter als in Amerika durchzukommen hoffe. Seine offene Erklärung gefiel mir und ich konnte ihn nur loben, daß er nicht einen Beruf ergreifen und fortsetzen wollte, zu dem ihm die

nöthige Liebe und Aufopferung fehlte. Er verließ bald darauf St. Louis; ob er nach Frankreich gereist ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Welcher Schlag von Candidaten und Predigern nach den Vereinigten Staaten auswandern soll, werden wir später sehen. Nicht Jeder soll dorthin gehen, am allerwenigsten der, welcher in seinem Vaterlande auf eine Stelle keine oder nur späte Aussicht hat und gerne Pfarrer werden und sein gutes Brod haben möchte, auch nicht der, welcher Prediger und dabei politisch und geistig frei sein will. Sie finden sich bitter getäuscht.

Einen alten Universitätsfreund, der demagogischer Umtriebe wegen Deutschland hatte verlassen müssen und nach Amerika, dem Asyl der Geächteten, geflohen war, fand ich in einem kleinen Kauf- und Schenkladen. Er war eine Art Commis, wurde aber von dem Polen, dem Besitzer des Ladens, nicht eben freundlich behandelt. Von seiner Demagogie war er völlig geheilt und dachte an sie als an Jugendträume zurück. Späterhin wendete er sich dem Geschäfte der Schildmalerei zu, brachte es bei seinen in Deutschland gewonnenen Kenntnissen des Zeichnens und der Malerei durch Fleiß und Ausdauer bald zu einer großen Fertigkeit und Schönheit und fand sein reichliches Auskommen. So muß oft der Mensch das, was er als Lieblingssache getrieben, zur Brodsache machen. Wohl dem, der etwas gelernt und in der Zeit der Noth zu gebrauchen weiß!

Nicht minder überraschend war das Zusammentreffen mit einem meiner Seereisegefährten, einem Altenburger, der, obgleich beweibt, Soldatendienste genommen hatte und in den Jefferson Barracks, 12 Meilen von St. Louis, in Garnison lag. Die beiden Leute waren mit ihrer Lage zufrieden, da sie zu der Löhnung noch hübsches Geld verdienten, der Mann

mit Schuhebesohlen und Flicken, die Frau mit Waschen, wegen der Zukunft aber in großen Sorgen. Sie fürchteten nämlich, daß die Compagnie nach dem Staate Arkansas commandirt werden würde, um die Indianer zu beobachten und im Zaume zu halten, und daß sie mitmarschiren müßten. Dazu aber hatten sie keine Lust, und sie wünschten nichts sehnlicher, als daß sie, was sie auch geglaubt hatten, in den Jefferson Barracks bis zur abgelaufenen Dienstzeit bleiben konnten. Der Wunsch war ihnen nicht zu verdenken, da die Soldaten an den äußersten Posten unsägliche Leiden und Beschwerden zu ertragen haben und sehr viele ihnen unterliegen. Dort gestaltet sich das Leben ganz anders, als die großen Werbezettel in den Städten verheißen haben, durch die so mancher Leichtgläubige betrogen worden ist.

Die Überschrift auf diesen Zetteln in großen Buchstaben ist: Vereinigte-Staaten Armee (**United States Army**); darunter steht der amerikanische Adler mit dem Motto: **E Pluribus Unum**, das jedoch auf die Soldateska nicht angewendet werden kann. Nun folgt:

„Rekruten-Dienst."

Es werden für die Vereinigte-Staaten Armee einige gut gebaute Bürger zwischen 18 — 35 Jahren alt und gegen 5 Fuß 5 Zoll hoch, von gutem Charakter *) und respectabler Stellung unter ihren Mitbürgern, gesucht. Nur solche, welche 5 Jahre lang treu und redlich dienen wollen, brauchen sich zu melden.

*) Die Worte „Bürger und von gutem Charakter" dürfen nicht so genau genommen werden. Man nimmt, wer kommt, ohne lange zu fragen, und ist froh, wenn nur Jemand kommt und sich einschreiben läßt.

Diese Tabelle zeigt die Summe der Löhnung, welche die Soldaten nach ihren Graden zu erhalten berechtigt sind.	Löhnung der Artilleristen und Infanteristen, und der Dragoner, wenn sie zu Fuß dienen.			Löhnung der Dragoner, wenn zu Pferde.		
	Monatlich.	Jährlich.	In 5 Jahren.	Monatlich.	Jährlich.	In 5 Jahren.
	Dollars.	Dollars.	Dollars.	Dollars.	Dollars.	Dollars.
Der Sergeant-Major, Quartiermeister-Sergeant, erster Musikus und erster Hornist, jeder	17	204	1020	17	204	1020
Erster Sergeant einer Compagnie . . .	16	192	960	16	192	960
Ordonnanz-Sergeanten	18	216	1080			
Alle übrigen Sergeanten, jeder . . .	13	156	780	13	156	780
Korporale	9	108	540	9	108	540
Hornisten	8	96	480	9	108	540
Musikanten	8	96	480			
Roßärzte und Hufschmiede	11	132	660	11	132	660
Handwerker	11	132	660			
Gemeine	7	84	420	8	96	480

„Außer der monatlichen Löhnung wird jedem Soldaten täglich eine Ration erlaubt, die für seine Subsistenz hinreichend ist, eben so eine große Ausstattung mit feiner und bequemer Kleidung. Gutes Quartier und Feuerung werden zu allen Zeiten verabreicht, und nur jegliche Aufmerksamkeit wird verwendet werden, um denen, die sich einschreiben lassen und Willens sind, ihrem Lande mit Treue zu dienen, ihre Lage angenehm und sie mit ihr zufrieden zu machen. Der kranke Soldat genießt die beste medizinische Behandlung und erleidet während der Zeit seiner Dienstunfähigkeit keinen Abzug von seiner Löhnung. Sollte er im Dienste verstümmelt werden, so bestimmen die Gesetze ihm Pension.“

„Aus dem Vorhergehenden leuchtet ein, daß die Löhnung und die Rationen ansehnlich sind, und daß bei kluger Sparsamkeit der Soldat seine monatliche Löhnung zurücklegen kann, da jede für seinen Unterhalt und seine Bequemlichkeit nöthige Sache, seinen Zucker und Kaffe mit eingeschlossen, ihm von der Regierung gegeben wird. Der kluge Soldat kann daher während seiner 5jährigen Dienstjahre von 420 bis 1020 Dollars zurücklegen und sich nach Ablauf der Dienstpflicht, wenn er will, in irgend einem der westlichen Staaten eine kleine Bauerei kaufen und sich für den Rest seines Lebens auf seinem eigenen Lande gemächlich niederlassen.“

„Jeder Bürger, nicht dienstthuende Officier oder Soldat, der einen tauglichen Rekruten zum Einschreiben bringt, erhält 2 Dollars Werbegeld.“

Diese Lockungen und auch das Handgeld, das seit 1838 wiedergegeben wird, haben schon manchen armen Deutschen den Soldatenrock wählen lassen und ihn in das größte Elend gestürzt. Könnte ich doch Jeden vor diesen verführeri-

schen und lügenhaften Anpreisungen des amerikanischen Soldatenlebens warnen; denn von dem, was den Rekruten versprochen wird, wird mit Ausnahme der Löhnung sehr wenig gehalten. Ich habe so Manchen gesprochen, der während der Dienstzeit seine Gesundheit ruinirt und aus dem unruhigen, martervollen Leben bei aller Sparsamkeit nichts als einen siechen Körper für seine ganze Lebenszeit davongetragen hatte. Wer der Fahne entlaufen kann, läuft und athmet freier, wenn er glücklich entwischt ist. Daher sind auch Desertionen sehr häufig, die Anwerbungen neuer Mannschaft außerordentlich schwer und die Lobpreisungen auf den Werbezetteln erklärlich.

Es liegen zwei Briefe vor mir, die von Deutschen, die im Dienste der Vereinigten-Staaten Truppen standen, der eine als Freiwilliger, im Staate Arkansas, der andere als Angeworbener, in Florida, geschrieben und auch in zwei deutschen Zeitungen Nord-Amerika's publizirt worden sind, und ich kann nicht umhin, da ihre Ächtheit und Wahrheit unbestreitbar ist, aus ihnen einige Auszüge zu liefern, theils damit man in Deutschland das Soldatenleben der Republik kennen lerne, theils damit ja Keiner dorthin gehe, um Soldat zu werden.

„Man hat im Auslande eine hohe Achtung vor dem System des freiwilligen Dienstes in den Vereinigten Staaten, und die inländischen Zeitungen beeifern sich, dieselbe zu erhalten; durch glänzende Phrasen und lächerliche Rodomandaten erheben sie die geringsten Verdienste bis zum Himmel, mit Stillschweigen bedecken sie dagegen alle faulen Flecken. Wer von meinen Landsleuten sich vielleicht aus der Geschichte der deutschen Freiheitskriege ein Bild von Freiwilligen entworfen hat, der möge sich

hüten, diese Conturen auf das hiesige Leben übertragen zu wollen. Dort schlug man für Ehre und Unabhängigkeit, hier aber läuft man für's Geld zum Werbeplatz und für's Leben — vom Posten. Das System der Freiwilligen mag gut sein, wo der Idee des Gesetzgebers der Geist der Bevölkerung entspricht, wo jener aber nicht durch den Muth, die moralische Kraft und den Patriotismus seiner Mitbürger unterstützt wird, da hängt das Wohl des Landes, die Sicherheit der Person und des Eigenthums nur von günstigen äußern Umständen ab. Ich wenigstens habe die Überzeugung bekommen, daß sich die V. Staaten nur durch ihr ausgedehntes Territorium und die Schwäche ihrer Nachbarn einiger Sicherheit erfreuen.

Wir erwählten als Freiwillige unsere Officiere selbst; dadurch sollte man meinen, müßte die Achtung und der Gehorsam gegen dieselben nur noch verstärkt werden. Dem ist aber nicht so; sie mußten sich im Gegentheil von der Zügellosigkeit der Mannschaft viel gefallen lassen, und es kam im Laufe meines Dienstes sogar vor, daß dem Einen ein Pistol auf die Brust gesetzt wurde, was ungestraft hinging. Ein Grund dieses Mangels an Achtung ist wohl der, daß sie oft ihre Stellung dazu benutzen, sich unerlaubten Gewinn zuzueignen. Unter andern waren sie angewiesen, mit ihrem Sold auch die Beköstigung ihrer Person und das Futter ihrer Pferde zu bestreiten; aber meines Wissens ist dieß nur von sehr wenigen geschehen, die übrigen lebten von den Rationen der Mannschaft. Freilich banden sie sich dadurch so die Hände, daß sie nachher allen Unordnungen freien Lauf lassen mußten.

Wenn von neu eintretenden Truppen gerade nicht viel Mannszucht, Ausdauer in außergewöhnlichen Strapazen und am wenigsten Kriegskunst erwartet werden darf, so findet

man doch gewöhnlich, daß das Zusammensein einer kräftigen bewaffneten Jugend und die Aussicht, vielleicht bald gemeinsame Gefahren bestehen zu müssen, eine gewisse gegenseitige Zuversicht, Lust zu Waffenübung und gemeinsamen Evolutionen, Selbstthätigkeit zur Erhaltung der Ordnung, und Freudigkeit zur Unterziehung unvermeidlicher Beschwerden zeugt. Von alle dem war in unserm Freicorps nicht die leiseste Spur zu bemerken.

Man sah den Leuten an, daß nur die Hoffnung, den Lohn von sechs Wintermonaten davon zu tragen, dafür so wenig als möglich zu thun und so wenig als möglich zu entbehren, sie in das Lager gelockt hatte. Zu jeder Arbeit waren sie unwillig, am meisten aber haßten sie das Postenstehen, sie ließen ihre Gewehre verrosten und wunderten sich, daß ich das meine im Stand erhielt. Als später das Campiren allerdings empfindlich wurde und einige Schrecken von Indianeranfällen dazukamen, bestürmten sie den Commandanten mit Gesuchen, ihnen von der kurzen Dienstzeit noch mondelangen Urlaub zu geben. „Es ist nicht wie zu Hause", jammerten sie und bekannten offen, daß sie bei einem Angriff davonlaufen würden. Während dem gab es täglich theils unter ihnen selbst, theils mit den benachbarten Cherokees, mit denen sie sich oft im Spiel und in Ausschweifung herumtrieben, Zänkereien und Gefechte, die nicht selten mit dem Messer entschieden wurden.

Unser Zustand verschlimmerte sich, als mit Ankunft der Linientruppen unser Lager in das Freie verlegt wurde. Diese Lager werden ohne Wall und Graben aufgeführt und bestehen aus so viel Reihen Zelten, als Compagnien da sind. Die Zelte der Offiziere sind fest und geräumig und schützen gegen Wind und Wetter, die der Gemeinen dagegen sind eng und

von dünner Leinewand. Sechs Mann werden in jedes Zelt zusammengedrängt. Bei Eintritt der kalten Witterung war es nicht möglich, uns zu erwärmen, und wenn Regen und Wind kamen, was von Januar an sehr häufig der Fall war, so mußten einige das Zelt halten, damit es nicht fortgeführt wurde. Am Morgen fühlten wir uns dann am ganzen Körper erstarrt und durchnäßt. Am meisten litten wir aber vom Rauch der Wachtfeuer, die zur Hervorbringung einiger Wärmegrade am Eingang der Zelte unterhalten werden mußten. Das ganze Lager war bei kühler feuchter Witterung mit Rauch bedeckt, und man konnte sich stellen, wie man wollte, so war es nicht möglich, sich vor ihm zu schützen.

Wenn wir durch langes Stehen im Lager erschlafft und erkrankt waren, traten öfter Vorfälle ein, die wieder eine zu große Anstrengung der Kräfte erforderten. So mußten wir plötzlich einen forcirten Streifzug in das Land der Osagen machen, welche in die Creeknation eingefallen waren und Schweine geraubt hatten. Ein andermal galt es, 10,000 Dollars in Silber nach dem Lande der Seminolen zu bringen. Diese wurden auf 12 Maulthiere gepackt und jeder Begleiter hatte ein Maulthier zu leiten. Der detaschirte Offizier war so ängstlich vor einem Überfall der Indianer, daß wir 63 Meilen an einem Tage zurücklegten, ohne ein einziges Mal den Sattel verlassen zu dürfen. Auf dem Rückwege kampirten wir ohne Zelte auf der freien Prairie. Hier wurden wir von einem Gewitter überfallen, dem ein eiskalter Wind folgte, so daß wir bis auf das Mark erstarrt waren. Bei der Rückkunft zum Arkansas verweigerte uns der Commandant die Fähre; wir sahen uns daher genöthigt, in Canoes überzusetzen und die Pferde vor uns herzutreiben. Mehrere der letzten ertranken, ohne uns je wieder ersetzt zu werden.

Nach solchen Strapazen erkrankten natürlich viele Freiwillige und mich selbst hielt nur meine feste deutsche Natur aufrecht. Vierzig und mehr lagen zugleich in dem Lazareth des Forts; viele aber fürchteten sich vor diesem Ort, und unterlagen lieber der Härte der Witterung in den elenden Zelten des Lagers. Wir haben in der kurzen Zeit etwa 15 von unsern Cameraden begraben.

Die Kost, welche uns aus dem Fort gereicht wurde, war von der geringsten Art. Wir erhielten scharf gesalzenes Schweinefleisch, selten frisches Rindfleisch, Zucker, Kaffee und etwas Weißmehl. Die Bewohner von Arkansas versorgten jedoch unsern Markt reichlich mit andern Viktualien, die freilich theuer genug bezahlt werden mußten. Wir bezahlten für Kornmehl 3 Dollars, für Kartoffeln (Bushel) 2 Dollars, Hühner 50 Cents. Da unser Monatsgehalt nur auf 23 Dollars 50 Cents gesetzt war, und uns ungerechter Weise noch um 3 Dollars gekürzt wurde, so ging begreiflich für den Ankauf einiger Erfrischungen Alles auf, und diejenigen, welche um Gewinn zu machen, sich hatten einzeichnen lassen, sahen sich arg betrogen. Der Verkauf geistiger Getränke ist an der Grenze durchaus verboten und das Verbot wird pünktlich gehalten. Wenn dieselben in einer Handlung angetroffen werden, so läßt man die Fässer auslaufen und macht das Gebäude dem Boden gleich. Nur mit Erlaubniß des Commandanten, oder durch Bestechung der Köche im Magazine kann zuweilen Whisky erhalten werden, aber auch dieser ist sehr schlecht und der Preis von 12 Dollars für die Gallon schreckt jeden ab. Für unsere Pferde erhielten wir hinlänglich Korn und Heu, da sie aber die ganze Zeit hindurch an Bäume gebunden im Freien aushalten mußten, so gingen doch viele verloren, und wurden uns nicht wieder ersetzt.

Das Grenzleben der regulären Truppen der V. Staaten ist um vieles drückender als das der Freiwilligen, und ihre Behandlung so, daß man sie wenigstens in einer Republik nicht erwarten sollte. Sie erhalten monatlich 6 Doll. (jetzt 7 D.). Ihr Dienst ist äußerst schwierig und die Beschäftigung geht nicht aus. Außer den eigentlichen Militairdiensten, die in dem Garnisondienst und gelegentlichen Streifzügen durch das Indianerland bestehen, haben sie alle Hausdienste zu thun und im Sommer das Feld zu bestellen. Die zu Schiff ankommenden Transporte für ihre eigenen Magazine und zur Vertheilung an die Indianer haben sie auszuladen und an Ort und Stelle zu bringen. Dabei liegt den Dragonern noch die Fütterung und Versorgung von 2—3 Pferden ob. Empörender aber, als selbst in den despotischen Staaten Europa's sind die Strafen, denen sie unterworfen werden. Sie erhalten Stockschläge durch den Trompeter, die gesetzlich nur bis zu 50 ausgetheilt werden dürfen, aber wie ich mich selbst überzeugt habe, durch die Willkühr der Offiziere noch vermehrt werden. Dieß ist die gewöhnliche Strafe bei der zweiten Desertion. Für Ausschweifungen besonders im Trunk, wenn sie dazu Gelegenheit hatten, ist der Eselsritt (wooden horse) angedroht. Dieß ist ein scharf zulaufendes Gestell, was oft 5 Tage lang vom Frühstück bis Mittag, und nach einer Pause, von Mittag bis Abend bestiegen wird. Noch eine andere schmerzliche und entehrende Strafe ist die, daß der Deliquent an die Wand gestellt, und an den Daumen festgebunden, in Kreuzesform ausgestellt wird. Auch diese Strafe wird oft mehre Tage wiederholt. Dieser äußerst schlechten Behandlung ist es zuzuschreiben, daß die Regimenter nie vollzählig sind. Als wir von Fort Gibson abgingen, lagen dort 3 Compagnien Dragoner und 8 Compagnien

Linientruppen. Viele derselben zählten aber nicht mehr als 7—8 Mann. Desertionen sind äußerst häufig, und es ist schon vorgekommen, daß 20 auf einmal die Fahne verließen. Neue Mannschaft anzuwerben fällt natürlich unter solchen Umständen außerordentlich schwer."

Tampa Bay, Florida, den 15. Mai 1841.*)

"Das hiesige Soldatenleben ist sehr verschieden von dem in Europa. Obwohl die Bezahlung und Kleider besser sind, wie im alten Vaterlande, so sind hier andere Dinge, die den Dienst sehr erschweren. Hier in Florida hat der Soldat nichts anderes, als täglich Schweinefleisch und Schiffszwieback, und früh und Abends seinen Kaffee. Es gehört ein starker, gesunder Körper dazu, um bei dieser Lebensweise (geschlafen wird zu jeder Jahreszeit auf der bloßen Erde, mit einer wollenen Decke) starke Märsche und andre harte Arbeiten auszuhalten. Die Truppen haben Wege durch die Wälder zu hauen, Brücken über Sümpfe und Flüsse zu bilden, Forts und andre Vertheidigungswerke zu bauen und dergl. mehr. Dabei werden sie größtentheils barsch und rauh von ihren Obern behandelt. O! wie jammert es mich, wenn ich so

---

*) Das Regiment, in welchem der Schreiber des Briefes diente, wurde nach dem westlichen Theile der V. St. commandirt, um die Indianer zur Ruhe zu bringen; es landete in Greenbay und durchzog von dort aus das Land in verschiedenen Richtungen; sammelte sich wieder in Winnebago und marschirte nach Prairie du Chien am Mississippi. Später wurde es von dort den Mississippi hinuntergeschifft, und nachdem es in Jefferson Barracks, nahe bei St. Louis, ausgeruht hatte, über New-Orleans den Golf hinüber nach Florida gebracht, wo es in Tampa Bay landete und Florida nach allen Richtungen durchschneiden mußte.

viele junge Deutsche hier ankommen sehe, die entweder in den Hospitälern sterben, oder sich sonst einen elenden Körper und verpestete Seele holen. Unser Regiment hat mehr als 200 Deutsche, unter welchen Sie beinahe jeden Stand finden, Edelleute, gewesene Offiziere, Aerzte, Prediger, Studenten, Kaufleute, Handwerker u. s. w., die alle hier in der gemeinen Soldatenjacke herummarschiren; und so ist es in den meisten Regimentern. O! wenn doch der Deutsche nicht der lockenden und lügenhaften Stimme des Werbers folgte, sondern sich, wenn er auch in den elendesten Verhältnissen seufzte, lieber durch seine Händearbeit kümmerlich nährte. Meine Dienstzeit ist jetzt hier aus, ich habe 3 Jahre gedient — und obschon das Glück mir wohl gewollt, obschon meine Verhältnisse hier besser waren, als die der meisten andern, so wollte ich doch nicht wieder Soldat werden, unter keinen Bedingungen, sondern ich eile, sobald ein Schiff hier ankömmt, diesen Schauplatz des Jammers und Elends zu verlassen. Ich könnte Ihnen sehr viel über das schimpfliche Behandeln der Soldaten mittheilen, aber es geschehe für jetzt nicht, — warnen Sie jeden Deutschen vor dem amerikanischen Soldatendienst, und könnte ich nur Einen retten von diesem Elende und Verderben — ich würde mich glücklich fühlen. — Vor einiger Zeit wurde ein Deutscher, ein junger liebenswürdiger Mann, von den Indianern gefangen; zwei Tage darauf fanden wir seinen Körper zerstümmelt, wie es der Indianer Weise ist, aufgehängt. Die Augen waren ihm ausgestochen, Ohren und Nase abgeschnitten, das Zeugungsglied abgenommen und in seinen Mund gesteckt. Das ist meistens die Weise, wie sie unsere Gefangenen behandeln. Wie glauben Sie nun wohl, daß die Indianer behandelt werden, wenn sie in unsere Hände kommen? Unsere Offiziere beschenken sie mit Decken, Messern

und andern Dingen, geben ihnen so viel Rum zu trinken, als sie wollen, spielen mit ihren Weibern und Töchtern u. s. w. Oft hat es viele Soldatenleben gekostet, einige Indianer-Familien zu fangen; wenn sie nun im Lager sich mit den Offizieren betrunken hatten, entwischten sie wieder und tödteten den ersten Soldaten, dessen sie habhaft werden konnten.

Nachschrift. Vorgestern wurde wieder ein sehr achtungsvoller junger Deutscher von den Indianern ermordet; sie hatten ihn auf die fürchterlichste Weise verstümmelt. Ein Detaschement Truppen fand einen Indianer, der dieses Deutschen Kleider anhatte, und da er sich zur Wehre setzte, wurde er erschossen und sein Leichnam zur Warnung für andere blutdürstige Indianer an einem Baume aufgehängt.

Siebentes Kapitel.

Predigen — die deutsche Niederlassung 15 Meilen südlich von St. Louis — Pfr. Nollau — Strapazen — Gründung des Anzeigers des Westens — Schicksale und Tendenz desselben — Gründung einer deutschen Schule — Fortgang und jetziger Zustand derselben — die anderen deutschen Schulen — die deutsche Sonntagsschule — deutsche Erziehungs-Anstalten im Staate Missouri — zu Dortmund — zu Lindenthal — und in der Ansiedelung der Altlutheraner — meine Arbeiten und mein Leben — wie ich in den Geruch des Rationalismus komme — der lutherische Missionar Haverstich — mein Missionsbericht — Wunsch, eine dentsche Kirche zu bauen — Anstalten dazu — Stellvertreter — Kopf und Best — Confirmation — die Confirmanden — was geistliche Behörden in Deutschland erlauben sollten — Ausstattung zur Reise — Abreise von St. Louis.

In der ersten Zeit predigte ich abwechselnd in der zweiten presbyterianischen und in der methodistischen Kirche, späterhin nur in letzterer, da erstere verkauft und in ein Postgebäude verwandelt wurde. Die Gemeinde in St. Charles wurde noch einige Male von mir besucht, mußte aber, weil meine Gemeinde jeden Sonntag wenigstens ein Mal Gottesdienst haben wollte, aufgegeben werden. Dafür predigte ich einige Male in einer deutschen Niederlassung, 15 Meilen südlich von St. Louis, wo eine große Anzahl deutscher Familien wohnte, die das Wort Gottes mit Freuden hörte. Dort ist auch eine Gemeinde gebildet worden, die in der letzten Zeit von einem gewissen Herrn E. L. Nollau, wenn ich nicht

irre, bedient worden ist. Ich traf Herrn Nollau 1841 in New York, als er eben im Begriff war, nach Deutschland zurückzukehren, und erinnere ich mich recht, so erzählte er mir, daß er diese Gemeinde bedient hat. Ob Herr Nollau wieder zurückgekehrt ist, weiß ich nicht, möchte es aber fast bezweifeln, denn er schien eben nicht sehr für das Predigen unter den Deutschen eingenommen zu sein. — Die Entfernung war jedoch zu groß, um diese Gemeinde mit der St. Louis'er an einem Tage zu bedienen, und der Arbeit zu viel, zumal da ich eine deutsche Schule zu halten anfing. Ich sah mich daher genöthigt, mich auf meine Gemeinde allein zu beschränken und ihr ausschließlich meine Zeit und Kräfte zu widmen.

In frischem Andenken ist mir noch ein Sonntag, an welchem ich die genannte Niederlassung besuchte und den Tod davon haben konnte. Ich hatte in St. Louis Vormittags gepredigt und weil der Vorsänger fehlte, vorsingen müssen. Nach dem Gottesdienste setze ich mich auf das Pferd, reite in einer brennenden Sonnenhitze den 15 Meilen langen Weg, predige in einem von Menschen überfüllten Schulhause, taufe in zwei Häusern Kinder und kehre den Abend nach St. Louis zurück. In der Nacht fühle ich eine unbeschreibliche Beklemmung in der Brust, so daß ich kaum Athem holen kann und ersticken zu müssen glaube. Ich poche den Arzt, der glücklicherweise neben an schläft, aus dem Bette, die Medizin ist schnell bereitet und eingenommen und nach einer halben Stunde fängt die auf das Äußerste gestiegene Beklemmung an, etwas nachzulassen. Ich war so schwach geworden, daß ich am andern Tage beim Aderlaß zum ersten Male in meinem Leben in Ohnmacht sank. Das zweimalige Predigen, am meisten das Vorsingen, mochte mich etwas angegriffen

haben, allein die größte Schuld trug die drückende Sonnenhitze am Tage und auch wohl die Kühle und Frische des Abends. Die Nächte sind im heißen Sommer ausnehmend kühl und oft um 12° und mehr von der Tagestemperatur verschieden.

In diese Zeit fällt die Gründung der deutschen Zeitung „des Anzeigers des Westens.“ Ein gewisser Herr von Festen aus Hamburg, der nach St. Louis gekommen war, um daselbst etwas anzufangen, das ihn ehrlich nährte, kam zu mir, um sich Raths zu erholen. Sein Plan, eine Witt- wen- und Waisenkasse zu errichten, wurde sogleich als unausführbar verworfen, da er das zu einer solchen Anstalt nöthige Capital oder Bürgschaften nicht hatte, und er nicht erwarten konnte, daß die Amerikaner und Deutschen einem Fremden, den sie gar nicht kannten, so sans façons ihre Gelder anvertrauen würden. Der andere Plan, eine deutsche Zeitung zu gründen, war vernünftig und zeitgemäß, denn eine solche that Noth, und wurde gut geheißen. Da ein gewisser Herr Bimpage, ehemaliger Studiosus juris, der ein Adreß- und Nachweisungsbureau errichtet hatte, den Dollmetscher machte und kleine Advokatengeschäfte abthat, sich früher geäußert hatte, daß er eine deutsche Zeitung etabliren wollte; so ging ich, um etwaige Collisionen zu vermeiden, mit Herrn von Festen zu demselben, eröffnete ihm den Plan und fragte ihn: ob er Willens sei, mit Herrn von Festen, der zur Etablirung einer Zeitung das Geld hergeben wolle und einen tüchtigen Compagnon suche, in Compagnie zu treten um das Unternehmen gemeinschaftlich anzufangen. Die Antwort war bejahend. Bimpage reiste nach Cincinnati, um eine Druckerei zu kaufen, und bald darauf machte der Anzeiger des Westens seine Erscheinung. Festen trat nach kurzer Zeit

aus dem Geschäfte und Bimpage führte es nun auf alleinige Rechnung. Es wollte aber mit der Zeitung nicht recht vorangehen, ja sie drohte aufzuhören. Da schlugen sich die angesehensten deutschen Bürger der Stadt ins Mittel, errichteten eine Actiengesellschaft, kauften die Zeitung dem Herrn Bimpage ab und ernannten Herrn Weber, einen Altenburger, ebenfalls Studiosus juris, der schon unter Bimpage viel für die Zeitung gearbeitet hatte, zum Redacteur. Späterhin brachte Herr Weber die Zeitung käuflich an sich und giebt sie noch jetzt heraus. Sie führt das Motto: „Dieß ist Einer von Uns; dieß ist ein Fremder!“ So sprechen niedere Seelen. Die Welt ist nur ein einziges Haus. Wer die Sache des Menschengeschlechts als Seine betrachtet, nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil, vertheidigt die Grundsätze der democratischen Partei, kämpft, in der auftauchenden Gewalt der Geistlichkeit den Untergang der politischen und religiösen Freiheit findend, nicht nur gegen die Orthodoxie und ihre Anhänger, sondern selbst gegen den mildern Rationalismus der protestantischen Kirche. Um der im freien Amerika immer weiter um sich greifenden Pfaffengewalt einen Damm vorzuziehen,“ sollte Johann Christian Edelmann's abgenöthigtes, jedoch Andern nicht wieder aufgenöthigtes Glaubensbekenntniß unverändert abgedruckt werden, da „den freisinnigen Landsleuten keine bessere Materialien dazu in die Hand gelegt werden könnten, als die in diesem körnigen Werke enthaltenen.“ Im December 1839 erschien das erste Heft, geheftet, im Einzelnen 37½ Cents, in Dutzend 4 Dollars. Diesem sollten noch drei Hefte folgen, jedes von drei bis vier Bogen, und das Ganze für 2 Dollars verkauft werden. So viel ich weiß, ist das zweite Heft nicht erschienen, vermuthlich weil das erste nicht gekauft wurde, und das

Unternehmen scheint an dem christlichen-religiösen Sinne der deutschen Bevölkerung gescheitert zu sein. Um die deutsche Bevölkerung des Westens hat sich Herr Weber verdient gemacht durch den Verlag des Buches: Auszug aus den Gesetzen des Staates Illinois, oder Sammlung derjenigen Rechtsvorschriften, die im bürgerlichen Leben am häufigsten zur Anwendung kommen 2c. von Gustav Körner, Rechtsanwalt. Von dem Gesetzbuche von Missouri, bearbeitet und herausgegeben von Theod. E. Engelmann, ist nur das erste Heft erschienen. Der Übersetzer wird nur dann seine Arbeiten fortsetzen, wenn er sieht, daß die Aufnahme, welche das Unternehmen beim deutschen Publicum findet, eine Fortsetzung und Vollendung rechtfertigt. Ich habe mich bei dieser Zeitung und der Tendenz derselben etwas lange, für die Leser vielleicht zu lange aufgehalten. Es ist geschehen, weil dieses Blatt in den Staaten Missouri und Illinois und in den Territorien Jowa und Wisconsin ein bedeutendes Lesepublicum hat, in jedem deutschen Kaufmannsladen und Wirthshause an den Flüssen Missouri, Mississippi und Illinois gefunden wird und einen bedeutenden Einfluß auf die Deutschen ausübt.

St. Louis hatte bei der großen Anzahl deutscher Kinder keine deutsche Schule. Von vielen Eltern wurde der Mangel einer solchen zwar gefühlt, dabei blieb es aber auch. Es schien fast, als ob die deutschen Eltern ihre Kinder des Unterrichts nicht würdig hielten, oder als ob diese desselben im freien Lande nicht bedürften. Da ließ sich ein gewisser Herr Ulrici aus Berlin in St. Louis nieder. Ihm war es sehr auffallend, daß in dieser Stadt, in welcher so viele Deutsche lebten und den Berichten nach Deutschthum herrschen sollte, keine deutsche Schule existirte. Als rechtschaffener Va-

ter, dem das Wohl seiner Kinder am Herzen lag, suchte er diesem Mangel abzuhelfen. Er kam zu mir, stellte mir die Lage seiner noch nicht confirmirten Knaben und die Nothwendigkeit für die deutschen Kinder eine Schule zu errichten, von der ich schon längst überzeugt war, vor und fragte mich: ob ich nicht Willens sei, seine Söhne zu unterrichten und mit ihnen den Anfang zu einer deutschen Schule zu machen. Mit Freuden willigte ich ein, in der frohen Hoffnung, daß in Kurzem eine schöne und zahlreiche Schule sich bilden würde. Ich ließ mir eine große Tafel und zwei lange Bänke machen, strich sie, damit sie gegen meinen andern Hausrath nicht zu sehr abstachen, und durch die Tintenflecke unscheinbar gemacht werden sollten, roth an, stellte sie in meine Wohn- und Arbeitsstube und begann den Unterricht. Dieß ist der Anfang der deutschen Schule in St. Louis und Herrn Ulrici gebührt die Ehre, den Impuls dazu gegeben zu haben. Nach und nach fanden sich mehr Schüler ein, so daß die Zahl auf funfzehn stieg, allein, was war dieß gegen die große Anzahl der deutschen Kinder, die sich in der Stadt befand?

Herr Kopf, mein Stellvertreter, konnte, weil er fast erblindet war, die Schule nicht übernehmen und ein gewisser Herr Schulz wurde Lehrer. Später vereinigten sich die deutschen Bürger zur Bildung einer deutschen Volksschule, und legten in einer am 4. November 1836 gehaltenen Versammlung, in welcher Herr Pfarrer Kopf den Vorsitz führte, die Grundzüge der zu bildenden Schule nieder. „In Betracht, daß es sich nun darum handle, eine Schule für die deutschen Bewohner von St. Louis zu gründen, ohne Rücksicht auf religiösen Glauben oder Konfessionen, daß auch der Religionsunterricht bei kleinen Kindern als unzertrennbarer Theil der häuslichen Erziehung zunächst den Ältern obliege

und bei der reiferen Jugend unmittelbar zum Wirkungskreise der Geistlichen gehöre; wurde beschlossen, daß aller Religionsunterricht ausgeschlossen bleiben soll. Andere wesentliche Beschlüsse waren, „man soll von dem Lehrer nicht verlangen, in den untern Klassen seiner Schule das Lesen und Schreiben der englischen Sprache zu lehren; es soll dieß erst in den höheren Klassen, deren Schüler wenigstens schon mit dem Lesen ihrer Muttersprache vertraut sind, Gegenstand des Unterrichts werden. Die deutsche Sprache soll stets als Hauptgegenstand des Unterrichts betrachtet und derselbe in den Morgenstunden vorgenommen werden, der Unterricht im Lesen und Schreiben der englischen Sprache die Nachmittagsstunden ausfüllen. Diesen Gegenständen reihen sich rücksichtlich ihrer Wichtigkeit zunächst Arithmetik, Geographie und Naturgeschichte an. Die Bestimmung der Unterrichtsstunden bleibt dem Lehrer überlassen, die sechs Stunden nicht zu überschreiten brauchen. An den Nachmittagen des Mittwochs und Samstags soll der Unterricht ausgesetzt bleiben.“ Es wurde ein Schulvorstand gewählt, Geld collectirt, ein passendes Local gemiethet und ein tüchtiger Lehrer eingesetzt; nachdem dieser abgedankt hatte, wurden zwei Lehrer angestellt. Allein die Schule konnte trotz der ungeheuren Mühe und Aufopferung einiger Glieder kaum aufrecht erhalten werden.

„Die deutsche Schule von St. Louis, schreibt der Anzeiger des Westens vom 13. April 1839 ist in elenden Umständen und muß, wenn ihr nicht bald geholfen wird, zu Grunde gehen. Die Schuld davon liegt weder an den Lehrern der Anstalt, noch an den Vorstehern der Gesellschaft, sondern lediglich an dem Publikum. Der erste Lehrer der Schule, Herr Friedr. Steines, welcher nach dem Zeugniß Aller, die sein Wirken gesehen haben, die entschiedensten

Fähigkeiten und den größten Eifer in dem Unterricht gezeigt hat, konnte bei einer Bevölkerung von mindestens 5000 Deutschen die Zahl seiner Zöglinge nie über 80 bringen. Dabei mußte er seinen spärlichen Gehalt mit Mühe und Aergerniß zusammenbringen, und die Gesellschaft war gegen ihn nicht selten um Monate in Rückstand. Zerrüttet in seiner Gesundheit und entmuthigt durch den Mangel an Eifer, den er bei dem Publikum fand, zog er sich zuletzt von seiner Stelle und aus der Stadt zurück, um aus eignen Mitteln auf dem Lande eine Erziehungsanstalt zu errichten. Die Gesellschaft stellte darauf zwei Lehrer an, die noch jetzt die Schule verwalten, Herrn Mindrup und Herrn Henne. Diese mußten sich in den, schon an sich schwachen Gehalt des einen Lehrers theilen, und sind nun bei aller ihrer notorischen Sparsamkeit und Genügsamkeit kaum im Stande, ihr tägliches Brod zu erwerben. Obgleich jetzt die Schule in zwei Classen getheilt ist, so daß den einzelnen Kindern bei dem Unterrichte mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden kann, und obgleich beide Lehrer großen Eifer und schulmännische Fähigkeiten entwickeln, so ist doch die Zahl der Kinder bei einer — nun mehr als 6000 starken deutschen Bevölkerung — auf 60 geschmolzen. Die Hausrente kann kaum bezahlt werden und an neue Anschaffungen von Lehrmaterialien oder vollends an die früher beabsichtigte Errichtung eines eignen Schullokals kann gar nicht gedacht werden. Die Lehrer haben sich streng an den ursprünglichen Lehrplan der Schule gehalten, der von fähigen Männern ausgearbeitet wurde, und wonach alles Nützliche und Taugliche den Kindern gelehrt wird. Auch haben wir von Eltern, die ihre Kinder die Schule besuchen lassen, nie eine Klage, wohl aber Vieles und Entschiedenes zum Lobe der Anstalt und der Lehrer gehört. Religiöse Be-

denklichkeiten der Eltern können auch nicht stattfinden, weil beide Lehrer, deren keiner dem andern untergeordnet ist, zu verschiedenen christlichen Religionspartheien gehören, und jeder den andern in seine Schranken zurückweisen würde, wenn er sich einen ungebührlichen Einfluß auf die religiöse Bildung der Kinder erlauben wollte. Ebenso wenig kann der Einwurf gemacht werden, daß die Kinder hier zu Lande besser eine englische, als eine deutsche Erziehung genießen; denn in unserer Schule werden beide Sprachen gelehrt, und beide Sprachen zu erlernen ist bei den Verhältnissen, wie sie sich jetzt durch die zahlreiche Einwanderung zu gestalten beginnen, doch gewiß mehr werth, als an eine Sprache und an eine Gesellschaft gebunden zu sein.“ — —

„Was sind nun wohl die wahren Gründe der traurigen Erfahrung, die wir jetzt an unserer Schule machen?

1) Gleichgültigkeit, verwerfliche Nachlässigkeit der Eltern in Bezug auf die Bildung und das künftige Wohlergehen ihrer Kinder. Wenn wir nach kurzem Aufenthalt in diesem Welttheile mit Grauen und Schrecken die Menge und Gräßlichkeit der Verbrechen, die Unzahl der Executionen und Verhängungen harter Strafen, die allgemeine Mißachtung des Eigenthums und Lebens, die Verspottung und Hintergehung selbstgegebener Gesetze, die Ruchlosigkeit der noch zarten Jugend und den Mangel an humanen, edlen Gesinnungen überhaupt bemerken müssen; so sind wir alle gleich einstimmig mit unserm Urtheile zur Hand: Es ist der Mangel und die Verkehrtheit der Erziehung in diesem Lande.

„Dessen sind wir uns alle hinlänglich bewußt. Aber daß wir dieser Verworfenheit und diesem Unglücke in unsern eignen künftigen Generationen vorbeugen müssen, daran denkt niemand. Glauben die Deutschen vielleicht, daß durch ein

Wunder Gottes ihre Jugend minder geneigt sein dürfte, Taugenichtse und Bösewichter zu werden, wenn das einzige Vorkehrungsmittel dagegen: Bildung und Jugenderziehung von ihnen fern gehalten wird? Wenn die Amerikaner als einen Vorzug ihres Landes mit Fug und Recht uns ihre trefflichen politischen Einrichtungen vor Augen halten, und gestützt auf diesen Vorzug den obersten Rang unter den cultivirten Völkern in Anspruch nehmen, so sind die Deutschen augenblicklich mit ihrer höher stehenden Literatur und Kunst und mit ihrer allgemeinern Verbreitung ihres Volksunterrichtes in Bereitschaft. Aber sich dieses Ruhmes auch in der Ferne würdig zu erhalten und diesen Vorzug unserer Nation auch vor andern Völkern praktisch zu beweisen, daran denken sie nicht. Wenn in Deutschland auch nicht die zwingenden Staatsgesetze zu diesem Zwecke vorhanden wären, so ist etwas anderes da, was die Familienväter bestimmt, ihre Kinder zum Schulunterricht anzuhalten; sie würden sich vor ihren Verwandten, Nachbarn und Mitbürgern schämen, es zu unterlassen. Wer aber schämt sich hier — selbst wo die Noth nicht dazu zwingt, — seine Kinder bis zum zwölften, vierzehnten Jahre ohne allen Unterricht zu lassen, sie zu andern Geschäften zu benutzen, und ihnen etwa nur gelegentlich, bruchstücksweise und in zu späten Jahren einigen Unterricht zukommen zu lassen?

„Wie betrübend diese Schilderung auch sein möge, so ist sie nichts desto weniger wahr, und betrifft nicht allein die Deutschen in St. Louis, sondern in den Vereinigten Staaten überhaupt. *) Wenn hierin nicht ein besserer Geist geweckt

*) Leider ist dieß nur zu wahr. Ein Schreiber in dem Weltbürger, der deutschen Zeitung in Buffalo, spricht sich in einem

wird, so steht es bald schlimm um die Ehre und den Zustand der hiesigen deutschen Bevölkerung.

2) „Ursache ist ferner wirkliches Unvermögen der Eltern, für ihre Kinder in dieser Hinsicht zu sorgen. Bei einer neueinwandernden Bevölkerung, die großentheils aus unbemittelten Familien besteht, muß dieß öfters der Fall sein. Eltern bedürfen nicht selten die Hülfe ihrer Kinder zu ihrem nothdürftigen Lebensunterhalt, und wenn auch dieß nicht, so wird es ihnen doch schwer, die Kosten des Unterrichts zu bestreiten. Öffentliche Fonds, woraus der Unterricht armer Kinder bestritten wird, giebt es nicht, *) oder sie sind wenigstens für uns entweder nicht oder nur schwer zugänglich. In solchen Fällen sollte die vereinte Hülfe der gesammten deutschen Bevölkerung das Ihrige thun.

„Leider finden wir aber [illegible]

3) zu großen Mangel an Gemeinsinn unter den Deutschen überhaupt. Die Befriedigung der eignen Bedürfnisse

---

Artikel über die Nothwendigkeit deutscher Schulen für die Kinder deutscher Eltern in Amerika unter Anderm folgendermaßen aus: „Es giebt deutsche Aeltern, die sich nicht bekümmern um den Unterricht ihrer Kinder, weder in einer englischen, noch in einer deutschen Schule; sie lassen ihre Kinder lieber herumlaufen in Tagedieberei oder gebrauchen sie fast wie Sclaven. Solche bedenken freilich nicht, daß sie einmal Rechenschaft für ihre Kinder zu geben haben. In Europa sandten vielleicht eben diese Aeltern ihre dermaligen Kinder zur Schule — aus Furcht vor der angedrohten Strafe; aber in Amerika, meinen sie, sei Alles frei. Allein erfordert nicht auch hier die Bürgerpflicht, das Land mit wohlerzogenen Kindern zu segnen, da dieselben nicht nur den Aeltern angehören, sondern dem ganzen Lande? Doch mit solchen gewissenlosen Vätern hat man hier nichts zu thun: man würde tauben Ohren predigen.“

*) In vielen Staaten giebt es Freischulen, die aber auch leider von den deutschen Kindern wenig besucht werden.

und die Verbesserung des eignen Zustandes ist das, was jeder Einzelne ausschließlich vor Augen hat. Sie bedenken zu wenig, daß Bemühungen und Opfer, die sie für ihre Landsleute bringen, ihnen durch wechselseitige Hülfe in andern Fällen wieder zu gute kommen wird; sie bedenken noch weniger, daß die Vernachlässigung der deutschen Einwanderer in einem so wichtigen Punkte, wie die Schulerziehung, einen Schatten auf sie ins Gesammt und auf jeden Einzelnen zurückwirft. Zuweilen, und so auch bei der Gründung unserer Schulanstalt, zeigt sich ein momentaner, rühmlicher Eifer und Gemeinsinn. Aber nur zu schnell tritt wieder die gewöhnliche Gleichgültigkeit ein. Alle Versuche der fortwährend thätigen Schulkommission haben nur theilweisen, der Menge und den Mitteln der hiesigen deutschen Bevölkerung bei weitem nicht angemessenen Erfolg gehabt und jetzt stehen die Sachen so, daß selbst der Eifer der Bestgesinnten und Thätigsten erlahmen und die ganze Anstalt ihrem raschen Untergange entgegengehen muß, wenn nicht schnelle und durchgreifende Hülfe von dem Publikum kommt. Mitbürger, laßt uns diese Schande ersparen! Wir haben vor Jahren der ganzen Welt proklamirt, daß wir im Stande und Willens sind, in unserer Mitte eine deutsche Schule zu halten; laßt uns jetzt nicht das demüthigende Eingeständniß geben, daß wir zu schwach und lästig sind, das Begonnene auszuführen.

„Die Schulkommission hat für den nächsten Montag über acht Tage eine allgemeine Versammlung ausgeschrieben. Die Annahme der neuen Incorporationsakte von der Legislatur und die Berathung über Anschaffung der Mittel zur Erhaltung der Anstalt, über Einrichtung eines passenden Lokals, wo möglich eines eigenen, sind die wichtigen Gegenstände, die daselbst zur Sprache kommen werden. Möge kein

Deutscher fehlen, dem das Wohl und der gute Name seines Volksstammes am Herzen liegt!" —

Dieser Aufsatz verfehlte seine Wirkung nicht. In der am 22. April gehaltenen Versammlung wurde die Incorporations-Akte einstimmig angenommen; die Trustees wurden ermächtigt, einen Bauplatz zum Bau eines Schulhauses auf Grundrente zu miethen und ein Backsteinhaus zu erbauen, unter der Bedingung, daß das Haus nach Ablauf der Miethzeit vom Eigenthümer des Platzes für den abgeschätzten Werth angenommen werde. Auch wurde eine Comité von 5 Personen ernannt, um eine neue Constitution und Statuten auszuarbeiten und dieselbe der General-Versammlung vorzulegen. Am 1. Juni wurde vom Schulvorstande in der Zeitung angezeigt, daß ein Platz mit einem Schulhause an der südlichen Seite der Myrtelstraße zwischen der dritten und vierten bereits angekauft worden wäre und die Schule in kürzester Zeit dahin verlegt und gehalten werden würde. Der Ankaufspreis von 2000 Dollars war zur Hälfte baar, zu einem Viertel in 6 und für den Rest in 12 Monaten zu bezahlen. Die erste Zahlung von 1000 Dollars wurde aus eingegangenen Beiträgen und andern Mitteln sogleich berichtigt und für die zwei Fristzahlungen wurden Subscriptionslisten sofort aufgelegt und circulirt. Im Monat August wurde Herr Weyse, der eine Schule in Cincinnati gehabt hatte, mit einem jährlichen Gehalte von 450 Dollars angestellt. Am 1. Septbr. übernahm er den Unterricht mit 30 Schülern, welche bis zum 7. Januar 1840 bis auf 71 sich vermehrt hatten. Nach dem Berichte des Präsidenten der Schul-Commission, abgestattet am 7. Januar 1840, war der Vermögenszustand der Schule ungefähr folgender:

Der Werth des Grundstückes und Hauses	Doll.	2500.
Das Inventarium von beweglichen Effecten	"	160. 76.
Ausstände an freiwilligen und Quartal-Beiträgen, so wie an Schulgeldern	"	318. 50.
Summa		2979. 26.

Dagegen schuldete die Anstalt noch auf das Eigenthum	Doll. 500.	
Anleihen von der Insurance-Compagnie	" 500.	
Anleihen v. Unterstützungs-Verein und Andern	" 197.	
Rückstand auf Reparaturen und Gehalt der frühern Lehrer	" 246. 62½.	1443. 63.
Überschuß von		Doll. 1535. 63.

Die Besoldung des Herrn Weyse wurde, vom 26. Januar desselben Jahres an, auf 600 Dollars festgesetzt. Der am 7. Januar 1841 der General-Versammlung der Mitglieder der Schule, welche Deutsche Akademie von St. Louis genannt wird, abgestattete Bericht war ein sehr erfreulicher. Durch die Bemühungen des Schul-Vorstandes waren dem Vereine von Seiten des Directoriums der öffentlichen Schulen drei aneinander liegende Baulotten (Bauplätze) an der Süd vierten Straße bewilligt worden. Diese Grundstücke haben eine Gesammt-Breite von 75 Fuß und etwa 90 Fuß Tiefe; sie sind dem Schul-Vereine auf 50 Jahre gegen einen jährlichen Grundzins von nur 10 Dollars zugesichert und überdieß ist nach Ablauf dieser Zeit eine weitere Benutzung auf 50 Jahre vorbehalten worden. Der damalige Vermögens-Zustand war folgender:

1) Werth des Grundstücks mit dem jetzigen Schul-Locale, wie früher	Doll.	2500.	—
2) Werth der drei Lotten vom öffentlichen Schul-Fond	"	2000.	—
3) Schul-Utensilien	"	182.	—
4) Ausstände an freiwilligen und Quartal-Beiträgen, so wie an Schulgeldern	"	547.	—
5) Baares Geld	"	37.	50.
	Doll.	5266.	55.

Rückstände

a. an die Herren Frankſen und Wesselhöft	Doll.	500. —		
b. an die Perpetual-Insurance-Company	"	200. —		
c. Schulden verschiedener Art	"	147. —		
d. Rückständiger Gehalt des Lehrers	"	299. 12.	1146.	12.
Überschuß		Doll.	4120.	38.

Die Durchschnittszahl der in der Anstalt im Laufe des verflossenen Jahres unterrichteten Schüler war 56; unter denselben befanden sich verschiedentlich 6 — 10 Freischüler; die Zahl der letztern hatte sich bis dahin auf 12 gesteigert. Die allgemeine Klage über geld- und nahrungslose Zeiten hatten ihren nachtheiligen Einfluß auch auf die Schule ausgeübt; nicht nur waren manche Eltern veranlaßt worden, ihre Kinder ganz aus der Schule zurückzuhalten, sondern die rückständigen Schulgelder mehrer Kinder erstreckten sich auf 8—12 Monate zurück. Dasselbe war leider mit vielen der vierteljährigen Beiträge der Fall. Dagegen sprach der Schulvorstand seine öffentliche Anerkennung darüber aus, daß

man ihm bei einer kurz vorher angestellten Collecte allgemein mit der größten Bereitwilligkeit entgegengekommen war und dadurch ein sehr erfreuliches Resultat herbeigeführt hatte. Mit dem Lehrer war der Vorstand ganz zufrieden. In späterer Zeit sind auch öffentliche Prüfungen eingeführt worden. Die erste öffentliche Prüfung wurde am 16. Juli 1841 gehalten.

Das Fortbestehen der deutschen Schule oder Akademie in St. Louis hängt, wie das Vorhergehende deutlich zeigt, von dem Eifer des Schul-Vereins und von der Theilnahme und dem Gemeinsinn der dortigen deutschen Bevölkerung ab. Möge der Eifer nicht erkalten, im Gegentheil immer wärmer werden; mögen die Deutschen durch freiwillige Beiträge und durch den zahlreichen und pünktlichen Schulbesuch ihrer Kinder die lebhafteste Theilnahme an der Anstalt zeigen und die Anstalt selbst dem deutschen Volke zur Ehre und zum Nutzen gereichen! Wir hätten es herzlich gern gesehen, wenn der christliche Religions-Unterricht eine und zwar die erste Stelle unter den Lehrgegenständen einnähme; allein es scheint unter den obwaltenden Umständen, da die Schule eine allgemeine, für alle deutsche Kinder, sein soll, nicht thunlich zu sein. Der Verein wird auch in dieser Hinsicht das Beste wählen und durchführen.

Ein gewisser Herr G. W. Pötter, der in einem deutschen Seminar gebildet, 7 Jahre einer Schule in Deutschland mit gutem Erfolge vorgestanden hatte, zeigte im Februar 1840 die Errichtung einer deutschen Schule (ob allgemeinen, katholischen oder protestantischen? ist nicht gesagt) an, in welcher über folgende Gegenstände Unterricht ertheilt werden sollte: Lesen, Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache, Styl-Übung, Aufsätze für's gewöhnliche Leben, Geographie, allgemeine und besondere Geschichte, Naturlehre und Naturgeschichte, Reli-

gion und Religionsgeschichte, Geometrie und Gesang. Im September desselben Jahres kündigte er an, „daß er von Montag d. 12. October eine deutsche Abendschule für Erwachsene anfangen werde, wo drei Tage der Woche: Montag, Dienstag und Donnerstag von halb 7 bis halb 9 Uhr, Unterricht über Rechnen, Schreiben, Styl-Übung, deutsche Sprache, Geschichte, Geographie und Mathematik ertheilt wird und werden kann.“ Auch offerirte er die Bildung und Leitung eines Gesang-Vereins in seinem Lokale. Mann kann dieß wohl für ein Zeichen ansehen, daß seine deutsche Schule in's Leben getreten ist und besteht.

Im October 1840 machte Lawrence War „einem geehrten deutschen Publikum die Anzeige, daß er bis nächsten Montag, als den 26. October, seine deutsche und englische Schule eröffnen und auch Erwachsenen, die am Tage beschäftigt sind, Abendstunde ertheilen würde, namentlich klassischen Unterricht in der deutschen, englischen, lateinischen und griechischen Sprache, nebst Geographie, Geschichte, Mathematik und andern Fächern. Da er seine Erziehung im hiesigen (St. Louis) College vollendet hat, so glaubt er besonders befähigt zu sein, deutschen Kindern und Erwachsenen eine gründliche Kenntniß der englischen Sprache beibringen zu können. Er bittet das Publikum höflichst um geneigten Zuspruch.“

Demnach existiren in St. Louis drei deutsche Wochenschulen, in denen die deutschen Kinder laut der Anzeigen in Allem, was sie zu wissen nöthig haben, unterrichtet werden.

Unter dem Prediger G. W. Wall, einem Zöglinge des Baseler Missions-Instituts, welcher nach dem Abgange des Herrn Kopf die Gemeinde angenommen hatte, wurde eine deutsche Sonntagsschule errichtet. Am 30. December 1838 wurde eine allgemeine Versammlung der Freunde der-

selben gehalten und 26 neue Mitglieder unterzeichneten die 1836 abgefaßte Constitution. Die Schule hat im Anfange mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, soll aber nach dem Vortrage, den Herr Wall in dieser Versammlung hielt, von großem Nutzen für die Deutschen gewesen sein. Seit dem Bestehen derselben sollen bis damals nicht weniger als 500 Schüler unentgeldlich den Unterricht von Lehrern genossen haben, welche aus eigenen Mitteln eine Bibliothek von 1500 Bänden anschafften. Es wurde in dieser Versammlung beschlossen:

1) daß jedes Mitglied des deutschen Sonntagsschul-Vereins halbjährlich 50 Cents zu bezahlen habe, um die Kosten des Instituts zu bestreiten;
2) daß, wenn es sonst Freunden beliebe: Geschenke und Zugaben zu geben, solche vom Vereine mit Dank angenommen werden sollten;
3) daß Jeder, der sich für das Wohl und Bestehen dieses Instituts interessirt, zum Beitritt von dem Vereine eingeladen werden solle;
4) daß der Verein halbjährlich einen Ausschuß von 6 Mitgliedern erwähle, die sich der Sache annehmen.

In dieser Sonntagsschule, deren Kosten die liberalen Amerikaner größtentheils getragen haben, werden Erwachsene und Kinder in der englischen Sprache unterrichtet. Die Bücher, welche gebraucht werden, sind natürlich die in den englischen Sonntagsschulen eingeführten, und bestehen aus Alphabet und Buchstabirbüchern, moralischen Erzählungen für die Kinder, Traktaten und dem Neuen Testamente. Sie enthalten zwar nicht die Grundlehren besonderer Secten, sind aber in dem Geiste der amerikanischen Orthodoxie verabfaßt. Auch dieser Verein feiert, wie die amerikanischen Sonntagsschulen, den

vierten Juli durch Umzüge mit den Kindern in Verbindung mit einigen andern englischen Sonntagsschulen der Stadt. Welchen Fortgang die Schule jetzt hat, ist mir unbekannt; doch läßt sich annehmen, daß bei der großen Anzahl protestantischer Deutschen die Zahl der Kirchenglieder und durch diese die Zahl der Sonntagsschüler sich sehr vermehrt hat.

Da ich von den deutschen Schulen in St. Louis gehandelt habe, kann ich nicht umhin, die Anstalten zu erwähnen, welche für die Erziehung der deutschen Jugend auf dem Lande errichtet worden sind. Es sind deren drei: Deutsche Knaben- und Mädchen-Erziehungsanstalt zu Dortmund am Missouri, St. Charles County, die Lehr- und Erziehungs-Anstalt für Knaben zu Lindenthal, Franklin Co., und die Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt am Ansiedelungsplatze der deutschen oder Alt-Lutheraner in Perry County, unweit des Obrazo.

Die erste Anstalt für Knaben und Mädchen zu Dortmund ist von einem gewissen Herrn Konrad Mallinckrodt in einer der gesundesten Gegenden auf dem Hügellande des nördlichen Missouri-Ufers, 30 M. oberhalb St. Charles, gegründet und befolgt folgenden Unterrichtsplan:

I. Für Knaben.

1) Sprachen.

A. Deutsch: lesen und schreiben, nach der allgemeinen Sprachlehre und mit deren Anwendung. — Wöchentlich 4 Stunden.

B. Englisch: lesen und schreiben, nach Lloyds Grammatik. — Wöchentlich 4 Stunden.

C. Französisch: lesen, schreiben und sprechen. — Wöchentlich 4 Stunden.

Italienisch, Latein und Griechisch, wenn es gewünscht wird, privatim.

2) Naturwissenschaften.

A. Mathematik a. Rechnen (wenn es nöthig ist). — Wöchentlich 4 Stunden.

b. Algebra. — Wöchentlich 1 Stunde.

c. Geometrie, Stereometrie und Trigonometrie. — Wöchentlich 3 Stunden.

B. Physik, Chemie und Mechanik (erste Anfangsgründe mit Anwendung auf Gewerbe). — Wöchentlich 2 Stunden.

C. Naturbeschreibung (Sammeln und Ordnen von Mineralien, Pflanzen und Thieren). — Wöchentlich 2 Stunden.

D. Erdbeschreibung und Himmelskunde (nach Ritter). — Wöchentlich 2 Stunden.

Geschichte soll durch die deutsche Lektüre erlernt werden.

3) Künste.

A. Zeichnen: Freies Handzeichnen nach der Peter Schmidt'schen Methode. Gegenstände aus dem Leben, Landschaften und Köpfe. — Wöchentlich 2 Stunden.

B. Musik: Singen — Anfangsgründe auf dem Piano oder der Guitarre. — Wöchentlich 2 Stunden.

C. Kalligraphie. Wird durch Aufmerksamkeit auf Ausführung schriftlicher Arbeiten geübt werden.

D. Gymnastische Übungen: nach Maaßgabe des Alters und der physischen Anlagen der Kinder.

II. Für Mädchen.

1) Sprachen.

Deutsch 2 Stunden und Englisch 2 Stunden.

2) Naturwissenschaften.

A. Naturbeschreibung. — Wöchentlich 4 Stunden.

B. Erdbeschreibung und Himmelskunde. — Wöchentlich 2 Stunden.

3) Geschichte.

Lektüre der besten deutschen und englischen Geschichtswerke. — Wöchentlich 6 Stunden.

4) Künste, zu gleicher Zeit:

A. a) Zeichnen nach der Natur, Blumen und Landschaften.
b) Malen in Wasser- und Honigfarben.

B. Sticken, Nähen und feine Handarbeiten. — Wöchentlich 6 Stunden.

C. Sticken und Verfertigen künstlicher Blumen. — Wöchentlich 2 Stunden.

D. Musik, Singen und die Anfangsgründe auf dem Piano und der Guitarre. — Wöchentlich 3 Stunden.

E. Als Leibesübung Anleitung in der Gartenkunst.

Was den Religions-Unterricht anlangt, so spricht sich der Gründer der Anstalt so aus: „Alle Thätigkeit des Lehrers aber würde auf ein bloßes Abrichten zu gewissen Fertigkeiten hinauslaufen, wenn nicht sittliche Veredlung ihre Grundlage wäre und ihr Hauptaugenmerk bliebe. Es ist solche auch nicht, wie heutzutage ja auch immer allgemeiner anerkannt wird, von irgend einer Confession oder Glaubensfrage abhängig; da ja jeder Mensch, wes Glaubens er auch sei, auch ein guter, ein edler Mann sein kann. Wir (nämlich er und seine Frau) werden deshalb alles thun, um gute Gesinnungen und wahrhaft religiösen Sinn in unsern Zöglingen zu wecken, und namentlich den Sonntag Morgen zum Unterricht in der reinen christlichen Lehre verwenden."

Für Unterricht, Kost, Logis, Feuerung, Licht und Wäsche wird die Summe von 150 Dollars mit viermonatlicher Vorausbezahlung für jedes Kind bezahlt.

Die zweite Anstalt, Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben zu Lindenthal, wurde von Herrn Friedrich

Steines, ehemaligem Lehrer an der deutschen Schule zu St. Louis, gegründet und am 3. April 1838 eröffnet. Lindenthal, so heißt das Landgut des Herrn Steines, liegt in einem romantischen Thale, 37 Meilen westlich von St. Louis, 2 Meilen vom Missouri-Flusse, an der von St. Louis nach Washington und Hermann führenden Straße. Die Gegënd ist als eine gesunde anerkannt.

„Unterrichts-Gegenstände sind:

1) Deutsche, englische und französ. Sprache. Mündlicher und schriftlicher Gedanken-Ausdruck wird besonders berücksichtigt werden.

2) Naturkunde: Naturbeschreibung und Naturlehre. Den Unterricht in Botanik und Chemie ertheilt der in der Nähe wohnende Bruder des Unternehmers, welcher Pharmacie studirt hat. — Der Unterricht in der Obstbaumzucht wird theoretisch und praktisch mit großem Fleiße betrieben, und den Zöglingen zu einer angenehmen Erholung gemacht werden.

3) Geographie: mathematische, physische (physikalische) und politische.

4) Allgemeine Weltgeschichte. Die Geschichte der Vereinigten Staaten wird besonders ins Auge gefaßt werden.

5) Mathematik: Arithmetik und Geometrie.

6) Zeichnen.

7) Gesang.

8) Schönschreibekunst.

Unterricht in der lateinischen Sprache, auch im Klavierspielen, wird privatim, gegen eine jährliche Vergütung von zwölf Dollars für ersteren und dreißig Dollars für letzteren, auf besonderes Verlangen gegeben.“

Die Zöglinge erhalten Kost und Wäsche, haben übrigens für Bettung selbst zu sorgen und bezahlen jährlich 100 Dollars, jedoch mit vierteljähriger Vorausbezahlung. — Über den Religionsunterricht ist nichts Näheres bestimmt.

Die dritte Anstalt, Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt, wurde im Jahre 1839 von einigen Gliedern der altlutherischen Gemeinde in Perry County errichtet. Diese Anstalt soll sich laut der Anzeige von den gewöhnlichen Elementarschulen besonders dadurch unterscheiden, daß sie außer den allgemeinen Elementarkenntnissen sämmtliche Gymnasialwissenschaften umfaßt, die in einer wahrhaft christlichen und wissenschaftlichen Ausbildung erforderlich sind, als: Religion, lateinische, griechische und hebräische, deutsche, französische und englische Sprache, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Anfangsgründe der Philosophie, Musik und Zeichnen.

In genannten Disciplinen sollen die Zöglinge dieser Anstalt so weit gefördert werden, daß sie nach Absolvirung eines vollständigen Lehrcursus zu den Universitätsstudien tüchtig sind. Die Unternehmer sind C. Ferd. W. Walter, Th. Jul. Brohm, Ottomar Fürbringer, Joh. Fr. Bünger.

Welcher Religionsunterricht in dieser Anstalt ertheilt wird, ist klar; es ist der Glaube der Altlutheraner.

So ist im Missouri Staate auch für die deutschen Kinder auf dem Lande in Hinsicht der Erziehung und Bildung gesorgt. Ob im Staate Illinois ähnliche Anstalten bestehen, ist mir unbekannt. Jedenfalls werden auch dort, wo sehr viele Deutsche wohnen, einige angelegt werden, sobald man sieht, daß die in Missouri existirenden besucht werden. —

Ich hatte genug zu arbeiten. Vormittags von 8 — 12 Uhr hielt ich meine Schule und Nachmittags von 2 — 4

Uhr an 4 Tagen ertheilte ich den Confirmandenunterricht, so daß mir wenig Zeit übrig blieb, meine Gemeindeglieder so regelmäßig zu besuchen, wie ich wünschte. Der Sonnabend war der einzige Tag, den ich ganz für mich hatte. Für die zwei Zimmer, von denen das eine mein Wohn-, Arbeits- und Schul-, das andere mein Schlafzimmer war, bezahlte ich monatlich 15 Dollars und war herzlich froh, wenn ich bei Ablauf des Monats das Geld beisammen hatte und es dem Hauswirthe, der ein Franzose war, hinauftragen konnte. Kost und Logis nahmen die ganze Einnahme hinweg und hätte mir meine Classis nicht noch 50 Dollars nachgeschickt, ich hätte in der That nicht gewußt, wie ich die Schuld an Korndörfer, die mich sehr drückte, hätte bezahlen können. Von dem Gehalte zu leben, war rein unmöglich. Schule und Accidentien mußten das Fehlende einbringen und zum Lobe meiner Gemeinde muß ich sagen, daß die Accidentien gut und pünktlich bezahlt wurden. Am aller unangenehmsten waren mir die häuslichen Arbeiten, die ich, weil ich keine Bedienung hatte, selbst verrichten mußte, und die oft sehr störend auf mich einwirkten. Der Umgang mit einigen deutschen Familien, Carstens, Ulrici, März und einigen andern, der mir manchen frohen Abend verschaffte, milderte das Unangenehme meiner Lage und die Achtung und Liebe, die ich bei der Gemeinde genoß, stärkte meinen Muth und meinen Eifer, zu arbeiten und zu wirken für dieselbe, so viel in meinen Kräften stand. Die Bibeln, welche ich von Pittsburg mitgenommen hatte, vertheilte ich an solche Deutsche, die zu arm waren, sich Bibeln zu kaufen und verkaufte außer den mitgebrachten noch 30 Stück, die ich von der Missouri Bibelgesellschaft das Stück zu 25 Cents gekauft hatte, für den Einkaufspreis. Eine große Anzahl Bibeln, die von

den Studenten zu Mercersburg geschickt worden waren, waren in Pittsburg liegen geblieben und sind nicht in meine Hände gekommen.

Hier nun darf ich nicht unerwähnt lassen, wie ich bei vielen lutherischen Predigern im Osten ohne Wissen und Schuld in den Geruch des Rationalismus kam. Das ist nun freilich in Amerika sehr leicht und schnell geschehen und Mancher, der in Deutschland für einen Orthodoxen galt, dort aber die Äußerlichkeiten, in denen man nur gar zu oft das Wesen des Christenthums sucht, nicht mitmacht, oder des christlichen Grundsatzes eingedenk: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, verdammet nicht, auf daß ihr nicht verdammet werdet,“ in das absprechende und verdammende Urtheil nicht mit einstimmt, wohl aber ein Wort der Liebe und der Vertheidigung fallen läßt, ist als Rationalist verschrieen worden; allein die Art und Weise, auf welcher ich in den Verdacht kam, ist wirklich originell und spricht für die amerikanische Glaubens-, Gewissens- und Redefreiheit außerordentlich.

Als ich von einem Besuche, den ich einem Gemeindegliede gemacht hatte, zurückkehrte, wurde mir gesagt, daß ein deutscher Missionär angekommen wäre und in Herrn Carstens Hause logirte. Froh, einen deutschen Mitbruder zu finden, (ich hatte seit meiner Anwesenheit in St. Louis keinen deutschen Prediger gesehen), ging ich sogleich zu Herrn Carstens, in dessen Hause ich den Missionär auch glücklich fand. Er nannte sich Haberstich und war von der ostpennsylvanischen lutherischen Synode abgeschickt. Ich ladete ihn ein, in mein Haus zu kommen, wo wir ungestört sprechen könnten, und er nahm die Einladung an. In meinem Logis kochte ich ihm nach ächter deutscher Sitte (es war Nachmittags) Kaffee

und bewirthete ihn, so gut ich konnte. Haberstich hatte, nachdem er sich einige Zeit auf dem Gettysburger Seminar aufgehalten hatte, 6 Monate unter Tholuck in Halle und 6 Monate unter Hengstenberg in Berlin studirt und nach vollendetem Studium Deutschland bereist, ja sogar Wien gesehen. Nach seiner Rückkehr war er als das geeignetste und tüchtigste Subject von der ostpennsylvanischen lutherischen Synode zum Missionär für den Westen bestimmt worden. Er erzählte viel von seinem Aufenthalte in Berlin und Halle, von seinem Besuche in Wien und fing an, auf die Rationalisten, die man in Amerika schlechtweg Neologen nennt, tüchtig loszuziehen. Ich hörte ihm gelassen zu, ob es mich gleich ärgerte, daß der Mann so lieblos urtheilte und ließ nur hie und da ein Wort der Vertheidigung fallen. Seine Angriffe wurden heftiger und seine Urtheile liebloser. Ich konnte nicht länger schweigen, besonders als er die Herren Generalsuperintendenten Dr. Röhr und Bretschneider arg durch die Hechel zog, und vertheidigte sie. „Sie sollten, Herr Haberstich, sagte ich unter Anderm, wenn sie auch mit den theologischen Ansichten dieser Männer nicht übereinstimmen, doch mit der Achtung von ihnen reden, die ihre ausgezeichnete und tiefe Gelehrsamkeit verlangt, und Gott danken, daß er Sie den andern Weg, der nach Ihrer Meinung der allein richtige ist, geführt hat. Die christliche Demuth steht einem Manne, wie Sie, gar schön an. Sie haben ein Jahr in Deutschland studirt und jene Männer haben ihr ganzes Leben dem Forschen und Prüfen gewidmet, und werden wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihrer Consequenz selbst von ihren aufrichtigen Gegnern geachtet. Wie können Sie sich ein Urtheil über solche Männer anmaßen? Sie sind nicht werth, was Gelehrsamkeit betrifft, ihnen die Schuhriemen aufzulö-

sen." Ich wanderte nun auf dem Felde der Theologie umher und zeigte dem guten Manne, was diese von ihm verschrieenen Gelehrten für die Theologie, selbst für die Orthodoxie gethan haben, stellte dieß in Vergleich mit den möglichen Kenntnissen des Missionärs und mochte etwas witzig und beißend verfahren haben. Es ist dieß eine eigene Sache mit mir. Ich nehme immer die Partei der Abwesenden und suche sie gegen die ungerechten Angriffe der Anwesenden zu schützen und zu vertheidigen, und kann es durchaus nicht leiden, wenn Halb- oder Viertel-, vielleicht gar Achtelwisser, sich liebloser Urtheile über wahrhaft Gelehrte erlauben, selbst wenn ich mit den Ansichten der letztern nicht übereinstimme. **Suum cuique** ist mein Wahlspruch und „Du sollst nicht verleumden, afterreden oder bösen Leumund machen," die schöne Luther'sche Auslegung des achten Gebotes. Dazu kam noch das Dankbarkeitsgefühl gegen den Herrn Generalsuperintendenten Röhr für so manche Beweise seiner Liebe zu mir, das meine Vertheidigungsrede schärfte und den Missionär bitter machte.

Ich bat ihn, über Sonntag in St. Louis zu bleiben und zu predigen, der Aufenthalt sollte ihm nichts kosten, allein er gab Eile vor und ließ sich nicht halten. Des andern Tages begleitete ich ihn nach St. Charles, machte ihm ein Quartier bei Herrn Schäfer aus und nahm Abschied von ihm. Von Herrn Haberstich sah und hörte ich nichts wieder. Im folgenden Jahre fielen mir auf meiner Reise im Osten die Verhandlungen der am 29. Mai 1836 zu Easton versammelten ostpennsylvanischen lutherischen Synode in die Hände. Angehängt war ihnen der Reise-Prediger-Bericht des Herrn Haberstich. In demselben war auch meiner Person gedacht und unter Anderm gesagt: „Der Herr Büttner

selbst spöttelt manchmal (!!) über die steife Orthodoxie, wie er solche nennt, welche in der Lutherischen Kirche herrsche, und daher verweigerte er, sich selbst an irgend einen kirchlichen Körper in diesem Lande förmlich anzuschließen. (Ich war schon Glied der westpennsylvanischen Classis.) Dennoch scheint er in manchen Hinsichten zu seiner Lage wohlgeschickt, in welcher er sich schmeichelte mit der Hoffnung eines guten redlichen Erfolgs.“ O über den christlichen frommen Mann! Hätte ich in seine Urtheile eingestimmt und derb raisonnirt, hätte ich über den Unglauben der deutschen Bevölkerung von St. Louis geseufzt, gestöhnt und die Augen verdreht und den Herrn Missionär gut bewirthen können, so wäre ich ein liebenswürdiger Mann, ein orthodoxer Prediger und ein Werkzeug in den Händen des Herrn gewesen. So sollte ich über die steife Orthodoxie der lutherischen Kirche gespöttelt haben, und ich war — ein Neolog.

Der Verdacht, in welchen ich gekommen war, wurde durch meinen zweiten Missionsbericht, aus welchem ein Auszug gemacht und den Verhandlungen der Westpennsylvanischen Classical-Synode (gehalten in Greensburg, Pennsylvanien, vom 1. bis 5. Mai 1836) beigefügt worden war, bei den Herren im Osten, die der Vereinigung der beiden Kirchen gar sehr entgegen sind, noch mehr bestärkt. Ich hatte den Bericht geschrieben ohne von dem Haberstich'schen etwas zu wissen, und zum Schlusse gesagt: „Es ist wahr, wenige Prediger finden wir im Staate Missouri und viele Deutsche giebt es, die gern das Wort Gottes hören möchten und was in ihren Kräften steht, beitragen würden, um Prediger, die zu gleicher Zeit Schule halten müßten, zu unterstützen. Doch vermögen sie dieß nicht ganz aus eignen Mitteln und nur dadurch könnte ihnen geholfen werden, daß man stehende

Prediger, deren Einkommen gering ist, unterstützt, und daß man Gemeinden durch Beiträge zu Kirchen verhülfe, welche ja allein der Halt- und Mittelpunkt der Gemeinden sind. Sogenannte Reiseprediger, von Synoden abgeschickt, werden hier niemals viel ausrichten, im Gegentheil mehr schaden, da man im Westen gegen solche Männer ein Vorurtheil hat und haben muß; denn mit Schrecken sieht der protestantische Christ, wie solche Synoden bemüht sind, nicht Protestantismus, sondern Lutherthum und Reformirtthum fortzusetzen, wie sie in ihrem christlichen Eifer so weit gehen, schon bestehende vereinigte Gemeinden wiederum zu trennen und 300 Jahre zurückzustellen. — Möchte doch einmal dieser arge Particularismus, gegen welchen das Evangelium so entschieden ist, dieses Verketzern und Verdammen von heillosen Zeloten ein erwünschtes Ende haben und endlich die Zeit gekommen sein, wo nach Jesu Geist und Willen ein Hirt und eine Heerde würde! — Der lebensvolle, glaubensfrische Westen bietet dazu die Hände, abwehrend mit aller Kraft jeden Gewissens- und Glaubenszwang, jedes Secten- und Kastenwesen, jedes Aufdringen von Glaubensformeln, die nicht in dem Evangelio von Christo begründet sind. Auch meine Gemeinde ist eine evangelisch-protestantische und wird es bleiben; evangelisch, weil das Evangelium die Quelle unsers Glaubens und Handelns ist, protestantisch, weil sie gegen alle Menschensatzungen, von wannen sie auch kommen mögen, wenn sie nicht mit dem Evangelium übereinstimmen und in demselben gefunden werden, protestirt." —

Ich war damals in den kirchlichen Zuständen Nord-Amerikas noch ein zu großer Neuling und wußte nicht, daß man nur als Sektirer fortkommen kann. Ich glühte für das Evangelium und für eine evangelische Vereinigung und arbeitete für beide,

so viel ich konnte, und diese Gluth und dieses Arbeiten, die Aufrichtigkeit, die ich zeigte, brachte mich bei Vielen in den Verdacht des Nationalismus. Meine Synode gab jedoch demselben keinen Raum, was ich hier lobend erwähnen muß und rechtfertigte mich durch meine Erwählung zum Professor an ihrem Seminarium im J. 1838, wie im Verlaufe der Erzählung gezeigt werden wird.

Der Wunsch, eine eigene Kirche zu besitzen, welcher während des Predigtamtes des Herrn Korndörfer laut geworden war, wurde jetzt lauter und heißer, besonders da wir einige Male Schwierigkeiten hatten, das methodistische Versammlungshaus zu erhalten. Meinem Eifer, für die Gemeinde zu arbeiten, kam dieser Wunsch gelegen und ich nahm mir fest vor, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis eine deutsche protestantische Kirche in St. Louis gebaut sei. Der Kirchenrath stand mir treulich zur Seite. Das Erste nun, was gethan werden mußte, war: unter den Gliedern der Kirche zum Ankaufe eines Bauplatzes Geld zu collectiren. Ich besuchte daher mit den Vorstehern die deutschen Gemeindeglieder, fand fast überall gute Aufnahme und den Vermögensumständen angemessene Beiträge. Manches Glied kam auch zu mir und bezahlte oder unterzeichnete seinen Beitrag. Es wurden Bauplätze angesehen und endlich einer für 750 Dollars gekauft. Das Geld mußte baar bezahlt werden; ein Gemeindeglied schoß das unserer collectirten Summe Fehlende her. Damit hatten wir aber noch keine Kirche, und doch wollten wir eine haben. Unter den Deutschen von Neuem zu collectiren, war nicht möglich. Viele hatten sogar über ihre Kräfte gegeben und Andere wollten erst sehen, was aus unserem Bau werden würde. Bei den Amerikanern hätten wir wohl einige Hülfe bekommen können; allein diese hätte

nicht ausgereicht. Die Baptisten wollten eine Kirche bauen, die Unitarier hatten schon einen Bauplatz für 1800 Dollars zu einer Kirche gekauft und collectirten zum Bau derselben, die zweite presbyterianische Gemeinde, deren Kirche in das Postgebäude verwandelt worden war, mußte ein andres Gotteshaus haben und die Episcopalen hatten ihre Kirche, die zu klein wurde, verkauft und waren im Begriff, eine größere zu errichten. Ich hatte von der Freigebigkeit der Amerikaner zur Errichtung protestantischer Kirchen vorzüglich da, wo viele Katholiken wohnen und das ist in St. Louis der Fall, gehört und gelesen, ich hoffte auf die Unterstützung der zu meiner Classis gehörenden Prediger, der reformirten Kirche von Nord-Amerika und der lutherischen Gemeinden, und machte, mich darauf stützend, dem Kirchenrathe und der Gemeinde den Vorschlag, eine Reise nach dem Osten zu unternehmen, um zum Bau unserer Kirche Gelder zu collectiren. Der Vorschlag fand Beifall, nur mußte ein Stellvertreter herbeigeschafft werden, damit die Gemeinde nicht predigerlos war. Wir, der Kirchenrath und ich, machten in dem Anzeiger des Westens bekannt, daß ein Stellvertreter für mich, der ich eine Collectenreise unternehmen wolle, gesucht werde und forderten einen unverheiratheten Candidaten oder Prediger auf (ein Prediger mit Familie hätte mit dem Gehalte nicht auskommen können), nach St. Louis zu kommen und die Stelle bis zu meiner Rückkehr zu verwalten. Wir bemerkten zugleich, daß er um sein ferneres Fortkommen nicht ängstlich besorgt zu sein brauche, da in Illinois und Missouri deutsche Gemeinden gebildet werden könnten, die ihn gewiß nach Kräften unterstützen würden. Es meldeten sich, so viel ich mich erinnern kann, nur zwei; ein gewisser Herr Best aus Palmyra und Herr Kopf, ein Rheinbaier, ein nicht

unwissenschaftlicher, aber leider fast erblindeter Mann. Letzterer erhielt die Stelle.

Am ersten Ostertage verrichtete ich die höchst feierliche Handlung der Confirmation, wozu ich Confirmations-Lieder hatte drucken lassen, an 24 jungen Christen. Ich hatte zwar weder Zeit noch Mühe gespart (dieß darf ich mir gestehen, ohne ruhmredig zu werden), die Kinder für die Confirmation, die mir so wichtig ist, gehörig vorzubereiten; allein es that mir im Herzen wehe, als ich sie einsegnete und in die Gemeinde aufnahm. Sie waren noch zu weit zurück, und doch wollten und mußten sie confirmirt werden. Ich erklärte auch der Gemeinde öffentlich, daß in dieser Hinsicht eine Änderung eintreten müsse, und daß ich, sollte ich Prediger der Gemeinde bleiben, Kinder, die in der Kenntniß der christlichen Religion so weit zurück sind, nie confirmiren und wenn ich müßte, die Stelle lieber aufgeben würde. Um den Confirmanden-Unterricht steht es in Amerika jämmerlich schlecht. Die deutschen Kinder, wenn sie auch in die Schule gehen, erhalten keinen Religions-Unterricht, viele besuchen gar keine Schule. Nur in den deutschen Schulen, die unter der Aufsicht der Kirchen stehen, wie in New-York, Philadelphia, Baltimore, Pittsburg, wird Religions-Unterricht ertheilt. Die meisten meiner Confirmanden konnten, als ich den Unterricht begann, kaum lesen und wußten von Religion entweder nichts oder blutwenig. Viele, die in Deutschland bis zu ihrem elften oder zwölften Jahre die Schulen besucht, ihren Katechismus auswendig gelernt und in der Kenntniß der Religion einen guten Grund gelegt hatten, mit ihren Ältern nach Amerika auswanderten und dort ohne allen Unterricht blieben, hatten, wenn sie nun nach einigen Jahren an die Confirmation dachten, Alles vergessen. Manche denken gar nicht daran, sich confir-

miren zu lassen, leben in den Tag hinein und schließen sich in spätern Jahren, weil sie sich schämen, den Confirmanden-Unterricht zu besuchen und ihre Unkenntniß zu zeigen, an solche Secten an, die ihre Glieder auf das bloße Bekenntniß hin aufnehmen. Möchten doch deutsche Ältern, die nach Amerika auswandern, dafür sorgen, daß ihre Kinder, die in Deutschland einen guten Grund gelegt haben, auf diesem Grunde — in der Schule, wo eine solche sich findet, oder zu Hause — fortbauen! Sie können die Vernachläßigung ihrer Kinder nicht verantworten. Geistliche Behörden in Deutschland sollten ihren Pastoren die Erlaubniß geben, die Kinder solcher Ältern, welche nach Amerika auswandern wollen und die Confirmation ihrer Kinder, die zwar nicht das gesetzliche Alter, aber die nöthigen Kenntnisse haben, wünschen, auch außer der gewöhnlichen Confirmationszeit confirmiren zu dürfen. Es ist besser, daß solche Kinder mit der Weihe der Confirmation als ohne dieselbe auswandern, da sie dort auch oft keine Gelegenheit haben, confirmirt zu werden.

Am Sonntage nach Ostern theilte ich das heilige Abendmahl an 140 Communikanten aus. Herr Kopf, der nun Stellvertreter geworden war, predigte. Ich überließ ihm mein Logis, Bett, Meubles, kurz Alles, was ich besaß, zum Gebrauche. Von meinem Kirchenrathe erhielt ich das glänzendste Empfehlungsschreiben und 24 Dollars Reisegeld, und von den englischen Predigern, welche sich für mich und die Gemeinde sehr interessirten, rühmliche Empfehlungen. Wie schön träumte ich mir die Zukunft! Im Geiste sah ich die deutsche Kirche in St. Louis vollendet und die Gemeinde als eine der größten diesseits der Alleghenygebirge. Des andern Tages reiste ich mit meinen Hoffnungen von St. Louis ab, — um es nie wieder zu sehen.

Achtes Kapitel.

Die Stadt St. Louis — Gesundheitszustand und Sterblichkeit — die Deutschen daselbst — der deutsche demokratische Verein — die Versammlung wegen der eingebornen Amerikaner — der deutsche Rede = Verein — der Unterstützungs = Verein — Erholungsplätze, Vergnügungen — Kaufleute, Aerzte u. s. w. — Wohnungen — Lebensmittel — Ländereien — deutsche Gemeinden — Reiseroute nach dem obern Mississippi — Abreise von St. Louis — Sturm auf dem Ohio — Pittsburg — Classical = Synode zu Greensburg — Aufenthalt in Pittsburg — Canonsburg — Jefferson Collegium — Theologisches Seminar der Associate Church.

Die Einwohnerzahl der Stadt St. Louis war im Jahre 1830 innerhalb der Stadtgrenzen 5,852; im Jahre 1833: 6,397; in 1837: 12,040 innerhalb der Stadtgrenzen und 2,213 in den Vorstädten, zusammen 14,253; in 1838 in Stadt und Vorstädten zusammen 18—bis 20,000 und im J. 1840: 24,585. Im Jahre 1838 wurden 500 Häuser gebaut. Im Mai 1839 erschien eine Ordonnanz des Stadtraths, durch welche bei 1000 Dollars Strafe verboten wurde, innerhalb des Theiles der Stadt, der zwischen der fünften Straße und dem Flusse und zwischen der Oak= und Myrtle=Straße liegt, hölzerne Gebäude zu erbauen oder alte zu verändern und auszubessern. Der Stadt=Marschall hatte den Auftrag, alle solche Gebäude, die von dem bestimmten Datum an aufgerichtet würden, auf den Grund niederzureißen.

Der Gesundheitszustand ist von dem in New = York und Philadelphia, da in St. Louis das Klima eben so abwechselnd,

wenn nicht abwechselnder ist, nicht sehr verschieden, stellt sich aber doch im Ganzen günstiger heraus. Der bedeutendste Unterschied ist, daß man am Mississippi und überhaupt im Westen die Auszehrung und Lungenkrankheit weit weniger, Gallenfieber desto mehr hat. Die Sterblichkeit in St. Louis anlangend, so sagt die Evening Gazette vom October 1839 Folgendes: „Auf viele persönliche Nachfragen bei den Vorstehern der hiesigen Todtenäcker ist uns folgende Angabe in Form einer Mittheilung zugekommen. Es wurden nämlich beerdigt auf dem

	katholischen Kirchhofe.	methodistischen Kirchhofe.	presbyterianischen Kirchhofe.
Im Januar . .	12	7	5
„ Februar . .	14	9	6
„ März . . .	16	8	7
„ April . . .	18	9	8
„ Mai . . .	21	10	11
„ Juni . . .	24	15	16
„ Juli . . .	35	20	14
„ August . .	41	25	17
„ September	44	28	21
	225	131	99

Demnach ist die Zahl der Beerdigten auf den erwähnten Kirchhöfen soweit 455; nimmt man an, daß auf den übrigen Kirchhöfen noch ein Viertel mehr beerdigt wurden, so kommt auf die ersten 9 Monate im Jahr auf die Bevölkerung von St. Louis und Vorstädten 569, und dasselbe Verhältniß für die übrigen 3 Monate angenommen, auf das ganze Jahr 711, was bei einer Bevölkerung von mehr als 22,000 nicht völlig 3 pCt. beträgt. Dieses Resultat ist günstig in Vergleich mit New-York und Philadelphia. Höchst merkwürdig ist die regel-

mäßige arithmetische Zunahme mit dem Vorrücken der Jahreszeit bis zum Herbst.“ Von der Liste der Beerdigten kann auch auf die starke katholische Bevölkerung der Stadt geschlossen werden. Daß man in keiner Stadt Deutschlands gesunder lebt, als dort, wie Duden in seinem 23. Briefe behauptet, ist nicht wahr. Es ist kein deutsches Klima dort. Kinder sollen mehr als im Osten sterben und vorzüglich rafft die häßliche Sommerkrankheit viele hinweg.

Das erste politische Lebenszeichen gaben die Deutschen in St. Louis durch die Errichtung eines demokratischen Vereins von St. Louis County am 4. März 1840. In der zu diesem Zwecke gehaltenen Versammlung wurden folgende Beschlüsse angenommen:

„Beschlossen, daß wir unmittelbar zur Gründung einer deutschen, demokratischen Gesellschaft von St. Louis County schreiten; daß unsere Pflicht als Bürger, als Republikaner und als deutsche Männer es gebieterisch von uns fordert, diese Gesellschaft von ganzem Herzen und mit allem Vermögen zu unterstützen; daß wir unser Männerwort zum Pfande setzen, sie aufrecht zu erhalten in den Stürmen der Zeit, in guten und bösen Tagen, wenn die Majorität oder Minorität für uns ist, wenn wir siegen oder unterliegen müssen.

Beschlossen, daß es die Pflicht eines jeden Deutschen sei, welcher sich dieses Land zum bleibenden Wohnort erwählt hat, ohne Aufschub, ohne Rücksicht, ohne Bedenken die nöthigen Schritte zu thun, um Bürger der V. Staaten zu werden; daß es seine Pflicht sei, sich mit der Constitution, den Gesetzen und Rechten und der Geschichte des Landes, soweit es in seinen Kräften steht, vertraut zu machen und daß es der Zweck dieser Gesellschaft ist, ihm zu Beidem, so viel als möglich, behülflich zu werden.

Beschlossen, daß wir durch die Gründung dieser Gesellschaft uns von unsern amerikanischen Mitbürgern nicht abschließen, sondern vielmehr ihnen anschließen wollen; daß wir ihnen durch dieselbe Achtung vor dem deutschen Namen und vor deutschen Männern einflößen wollen, wie wir unsere Bürgerpflichten kennen und erfüllen; nichtsdestoweniger aber wollen wir niemals verbergen, oder aufhören darauf stolz zu sein, daß wir Deutsche sind, und deutsche Sprache und deutsche Sitte unter uns erhalten."

Die Verfassung des deutschen demokratischen Vereins von St. Louis County ist folgende:

§. 1. Der Zweck des Vereins ist Sicherung und Erhaltung der Verfassung der Vereinigten Staaten und des Staates Missouri, durch Verbreitung der demokratischen Grundsätze und durch Beförderung jeder Art von staatsbürgerlicher Ausbildung.

§. 2. Jeder deutsche Einwohner von St. Louis County, welcher Bürger der Ver. Staaten ist, oder doch seine Absicht, Bürger der Ver. Staaten zu werden, gerichtlich erklärt hat, kann durch Unterzeichnung dieser Verfassung Mitglied des Vereins werden.

§. 3. Der Verein hält in jedem Monate eine regelmäßige Versammlung, und außerordentliche, so oft sie von der Verwaltungs-Committee einberufen werden.

§. 4. Die Verwaltungs-Committee soll bestehen aus den Beamten des Vereins, welche in regelmäßiger Versammlung auf ein Jahr gewählt werden sollen, und aus den Vorsitzenden der stehenden Committee.

§. 5. Die Beamten des Vereins sollen sein: ein Präsident, drei Vice-Präsidenten, ein Protokollführer, ein Secre-

tair für die Führung der Correspondenz und ein Schatzmeister, welche die mit diesen Ämtern gewöhnlich verbundenen Obliegenheiten zu erfüllen haben.

§. 6. Alle Ausgaben des Vereins sollen durch freiwillige Beiträge der Mitglieder bestritten werden.

§. 7. Änderungen und Zusätze zu dieser Verfassung sollen in jeder regelmäßigen Versammlung des Vereins durch Stimmenmehrheit geschehen können.

Nach dem Vorgange dieses Vereins bildete sich am 25. April desselben Jahres ein deutscher demokratischer Verein in St. Charles County, der gleichen Zweck „Verbreitung und Beförderung richtiger Begriffe über die Verhältnisse des Landes unter den deutschen Bewohnern des County St. Charles, Aufrechterhaltung rein-demokratischer Grundsätze zum Schutz unserer Freiheit, zur Bewahrung der Constitution der V. St. und des Staates Missouri“ verfolgt und sehr stark ist. Auch in Illinois sind solche Vereine gebildet worden. So werden die Deutschen nach und nach aus ihrer politischen Gleichgültigkeit, ich möchte sagen Lethargie, herausgerissen. Immer müssen es aber einige sein, die sich an die Spitze stellen, sonst geht es nicht. Leiten und geleitet werden ist so gut in der Republik wie in der Monarchie.

Noch kräftiger und männlicher traten die Deutschen von St. Louis und Umgegend in einer Versammlung auf, in welcher über mehre durch den Verein der eingebornen Amerikaner von Missouri gemachte Publikationen öffentliche Reden gehalten und Beschlüsse gefaßt wurden. Diese saubere Gesellschaft, die gräßlichste Satyre auf die amerikanische Freiheit, die unversöhnlichste Gegnerin der Einwanderung, werden wir später kennen lernen; hier sei nur bemerkt, daß sich die Deutschen wie Männer bewiesen und die lügenhaften Beschul-

digungen dieser Gesellschaft mit Mäßigung und Würde von den Einwanderern abgewiesen haben.

Nach dem Beispiele der Amerikaner, die auch in dem kleinsten Städtchen ein sogenanntes Lyceum, einen Verein, in dessen wöchentlicher von Damen und Herren besuchten Versammlung von einem Mitgliede eine ausgearbeitete Abhandlung über irgend einen Gegenstand und von andern dazu bestimmten Mitgliedern über eine aufgeworfene Frage disputirt wird, errichtet haben, haben die Deutschen in St. Louis einen Redeverein gegründet, in welchem Fragen besprochen werden und die Mitglieder im freien Vortrage sich üben und ihre Gedanken gegenseitig austauschen können. Das Beispiel sollte in andern Städten nachgeahmt werden. Die Einrichtung ist gut und lobenswerth. Nur einige Fragen, über welche debattirt worden ist, mögen hier angeführt werden: „Ist es der Ehre und den Rechten der hiesigen Einwanderer, ist es überhaupt der Freiheit und den Menschenrechten angemessen, zu behaupten, die Einwanderer seien darum den Eingebornen einen Dank schuldig, weil ihnen die Gesetze ebenfalls die Ausübung ihrer unveräußerlichen Menschenrechte zusichern?“ — Wie hat sich ein patriotischer Bürger der Ver. Staaten bei der obschwebenden Frage über die Sclaverei zu verhalten? — Beschlossen, daß die Mäßigkeits-Gesellschaften in den V. St. eine menschenfreundliche, wohlthätige und moralische Tendenz haben. — Beschlossen, daß nach der Meinung dieses Vereins die Anwendung der Todesstrafe eine barbarische, unmenschliche und unzweckmäßige Maßregel ist. — Ist es recht, daß wir in einer Republik einander „Herr“ heißen und einander Ehren erweisen? Ich glaube nicht. — Beschlossen, daß die deutschen Einwanderer ihrem Charakter und ihrem Interesse

nach daran gebunden sind, sich unter den hier bestehenden politischen Parteien, der demokratischen anzuschließen.“ —

Zu bedauern ist es, daß der deutsche Unterstützungs-Verein, dessen edler Zweck war, seine Mitglieder und deren Familien und, soweit es seine Kräfte erlaubten, überhaupt bedürftige Deutsche in der Stadt und deren Umgegend in Krankheit und anderer Noth durch Geld und auf sonstige passende Weise zu unterstützen (jedes Mitglied hatte mit dem Beginn eines jeden Monats 50 Cents als Beitrag zur Gesellschafts-Kasse zu zahlen), am 14. Januar 1841 sich auflöste. Das Capital des Vereins wurde der deutschen Volksschule von St. Louis übertragen. Solche Vereine sind in großen Städten von der größten Wichtigkeit und dem heilsamsten Einflusse und sollten wo möglich aufrecht erhalten werden. Es müssen ganz besondere Gründe vorhanden gewesen sein, daß dieser Verein, der eine ziemliche Zeit bestanden und manchen armen Deutschen unterstützt hat, aufgelöst wurde. Vielleicht wird bald ein neuer errichtet.

An deutschen Kosthäusern und Schenken, sogenannten Groceries, ist kein Mangel und es sind den Berichten nach unter ihnen mehre gute, in denen man reine Getränke und eine anständige Behandlung findet. Die Vauxhall, ein angenehmer, nahe der Stadt gelegener Vergnügungsort mit einem schönen Garten, wo man jeden Sonntag Nachmittag eine angenehme Gesellschaft von Deutschen, Amerikanern und Franzosen antraf und musicirt wurde, ist eingegangen. So etwas zumal am Sonntage und noch dazu Musik kann in Amerika auf die Dauer nicht bestehen. Ein Vergnügen dieser Art gilt nun einmal für Sabbathschänderei und also für eine große Sünde und der Deutsche bringt dem Amerikaner keinen andern Begriff bei. Wenn auch nach einigen Zeitungs-

berichten die Kopfhängerei dort nicht so häufig wie in manchen Theilen des Ostens zu finden ist, sie wird durch die Söhne Englands schon eingeführt werden. Körner hat Recht, wenn er in seinem Buche S. 52 sagt: „Wer Europa auf immer verläßt, der nehme Abschied von all den Museen, Gallerien, gothischen Kirchen und griechischen Tempeln, von all den Mausoleen, Gärten und Theatern, die ihm vielleicht so vielfache Genüsse bereitet haben, und mache sich mit dem Gedanken vertraut, daß ihm für Alles dieses nur das Grün der dichten Wälder und die Blumenflur ausgebreiteter Prairien (in einer großen Stadt wie St. Louis nicht einmal dieses, und auf dem Lande nur kurze Zeit) einigen Ersatz leisten werden.“ Der Amerikaner hat für die Schönheiten der Natur keinen oder wenig Sinn, und besitzt er ja einigen, so wird er durch die Kirche erstickt, die eben keine Spaziergänge in Gottes freier Natur am Sonntage ihm gestattet. In der Woche hat er vollauf zu arbeiten und kann sich nicht um die Natur bekümmern. Junger, voller Rasen, reinliche Gänge, zahlreiche lebendige Hecken und Lauben, an allen passendsten Punkten eines Wäldchens angebracht, in Verbindung mit der natürlichen Schönheit der schlanken Schattenbäume, was einen Ort zum schönsten Lustort machen kann, haben für ihn, wenigstens für das Kirchenglied (church member) wenig Anziehendes und werden ihm Gegenstände des Gräuels, wenn, wie in Camp Spring bei St. Louis, für das Vergnügen der Männer durch Schießstand und Kegelbahnen, für das der Jugend durch Turnanstalt und freie Tummelplätze Sorge getragen ist und dieses Vergnügen am Sonntage genossen wird. St. Louis hat zwar auch ein Theater, allein Kirchenglieder besuchen die Theater nicht. Weniger streng ist die katholische Kirche und die Secte der Unitarier. Dasselbe gilt von Bällen,

und wenn Deutsche einen Ball halten, so spricht der am Ballhause vorübergehende Amerikaner mit einer gewissen Verachtung: **there is a dutch ball.** Bierfreunde finden dort ein Bierhaus zum Heidelberger Faß und das Wirthshaus „Unser Vetter“.

Übrigens giebt es deutsche Kaufleute genug, bei denen für Geld, wie in Deutschland, Alles zu haben ist, auch deutsche Advocaten und Ärzte, unter letzteren einige recht tüchtige, Dr. Engelmann, Dr. Lüthy und Dr. Pulte, und einige deutsche Apotheken, von denen die von Carstens und Schütze die älteste und wohl auch die beste ist. Im J. 1838 hielt sich auch ein deutscher Portrait- und Historienmaler, ein Schüler des Cornelius, Herr Gerke, dort auf und ist vielleicht noch dort. Auch eine deutsche Buchhandlung findet sich dort. Liebhaber der Musik finden ein deutsches Blechmusikchor, das oft Concerte giebt und mitunter geistliche Concerte. Im Winter bildet sich ein Singverein, so daß auch Freunde des Gesanges ihr Vergnügen haben können.

Für Wohnungen und Läden in den Hauptheilen der Stadt zahlt man eine hohe Miethe und Privatwohnungen, die nur einige Bequemlichkeiten für ein angenehmes Leben bieten und die zur Erhaltung der Gesundheit, namentlich im Westen, so wesentlich nothwendig sind, sind theurer als in Philadelphia; der Arbeitslohn ist in manchen Geschäften zwar höher, steht aber in zu schlechtem Verhältniß mit der Ausgabe. Der Lohn für niedere Arbeiten, Tagelohn, ist durch die Masse der Deutschen herabgedrückt worden und unmöglich, ihn wieder zu steigern. Die Lebensmittel sind theils theurer, theils billiger als im Osten. Gutes Rindfleisch kostet 6¼ Cents per Pfund. Dagegen ist der Preis der Kartoffeln selten unter 50 Cents per Bushel, und alles Gemüse im Preise höher, als im Osten. Auch Brod ist etwas theurer. Obst findet

einen vortrefflichen Markt. Am allerschlechtesten sieht es im Winter um den Markt aus, wenn die Illinois=Bauern, die den Markt besser versehen als die Missouri=Bauern, nicht über den Mississippi kommen können.

Der Werth der Ländereien steigt sehr und man mußte im Jahre 1838 in einer Entfernung von 10—15 Meilen von der Stadt, je nach der Güte des Landes, 20—50 Dollars für den Acker bezahlen. In der Entfernung von einigen Meilen wurden 100—200 Dollars für den Acker verlangt. Nur sehr bemittelte Deutsche können sich dort ankaufen.

Die deutsche evangelisch=protestantische Gemeinde muß seit meiner Abreise sehr zugenommen haben, denn aus Deutschland und den östlichen Staaten sind sehr Viele nach St. Louis gezogen und haben daselbst sich niedergelassen. Im J. 1840 wurde die Kirche vollendet. Von den gebildetern Deutschen scheinen jedoch nur wenige zu dieser Gemeinde zu gehören und sie und den Prediger zu unterstützen. Gar Mancher läßt sich von dem Friedensrichter copuliren. Die pecuniäre Lage des Predigers mag sich indeß sehr verbessert haben, wenigstens hat die deutsche Zeitung fast wöchentlich Copulations=Anzeigen und oft deren vier und fünf und mehr, und Kindtaufen sind bei einer so starken deutschen Bevölkerung an der Tagesordnung. Ob aber die Stellung selbst eine angenehme und Manchem erwünschte ist, lasse ich dahingestellt sein. An Reibungen, die sich auch manchmal in der deutschen Zeitung kund thun, fehlt es nicht und die in ihr mitunter publicirten Gedichte und Reden sind nicht geeignet, den Sinn für Kirche unter den Deutschen zu wecken und zu nähren. Der Prediger muß sich an seine ihm folgende Gemeinde eng anschließen und die Andern gewähren lassen.

Von der altlutherischen Gesellschaft, welche in Perry County sich niederließ, waren Viele in St. Louis, um ein besseres Fortkommen zu finden, zurückgeblieben. Aus ihnen und andern Gleichgesinnten wurde eine Gemeinde unter dem Namen die evangelisch-lutherische Gemeinde gebildet, deren Pastor Herr H. Walther wurde. Den neuesten Nachrichten zufolge ist er gestorben. Diese Gemeinde ist noch größern Anfechtungen ausgesetzt, als die evangelisch-protestantische und wird schwerlich die Freistatt finden, von welcher sie in Deutschland träumte. In der Pfingstlitanei, den echt gläubigen Dickköpfen gewidmet von H. Koch, gedruckt in der 32. Nummer des Anzeigers des Westens vom Jahre 1840, lautet der zweite Vers:

O Du, lieb Pastorlein unsers Herrn Jesulein,
Du, Du bist heilig nur; zeig uns die Himmelsspur!
Du, Du von Sünden rein, wollest uns gnädig sein!
Ja, schimpf und schilt uns recht, sind wir doch Deine Knecht'! —
Fern vom „verfluchten" Land küssen wir Dir die Hand.
„Gideon" ging davon, sei Du nun Gideon;
Steck doch Dein Schlüsselein bald in das Schloß hinein,
Oeffne die Himmelsthür und stelle Dich dafür,
Nimm von Herrn Jesulein das Flammenschwertelein,
Und kommt ein andrer Tropf, der nicht trägt unsern Zopf,
Dann nimm Dein Schwertelein, schlag ihm den Schädel ein!

Ich rathe den sogenannten Altlutheranern, welche Deutschland „des Glaubens und des Gewissens willen" verlassen, nicht, nach Amerika auszuwandern und dort das neue Jerusalem aufzubauen. Sie finden Opposition von allen Seiten und nicht einmal Unterstützung von der lutherischen Kirche, die zwar orthodox ist und sich für das **non plus ultra** der protestantischen Kirchen hält und ausgiebt, daher auch keine Vereinigung mit den Reformirten wünscht, aber was ihr zum Ruhme gereicht, nicht so verketzernd und verdammend

auftritt als jene oder doch die meisten der Altlutheraner, d. h. der altlutherischen Prediger, denn die Andern beten nach, was ihnen vorgebetet wird. Australien ist meiner Ansicht nach für die Altlutheraner, die nun einmal auswandern und ihren Glauben, wie sie sich ausdrücken, bewahren wollen, das Land, wo sie ihre Wünsche erfüllt sehen werden, Amerika ist es nicht.

Einwanderung, Reisen und Handel von St. Louis nach dem obern Mississippi sind so frequent, daß es gewiß vielen der Leser uicht unlieb sein wird, wenn wir folgende Tabelle der an dem Flusse gelegenen Städte und Hafenplätze nebst den Entfernungen von St. Louis aus und zwischen jedem Orte mittheilen, da Bromme's Taschenbuch für Reisende diese Route mangelhaft angiebt.

Von St. Louis nach der Mündung des Missouri . .	18	Meilen.
Alton, in Illinois	6	24
Hamburg, in Illinois	15	39
Clarksville, in Missouri	60	99
Louisiana	12	111
Saverton	23	134
Hannibal	7	141
Marion City	10	151
Quincy, in Illinois	10	161
Lagrange, in Missouri	12	173
Tully	8	181
Warsaw, in Illinois, bei Fort Edward . .	20	201
Mündung des Des Moines-Flusses, Missouri .	2	203
Keokuk, in Iowa	1	204
Commerce, in Illinois, Spitze der Des Moines Stromschnellen	18	222
Appanoose, in Illinois, gegenüber Fort Madison .	10	232
Burlington, in Iowa	20	232
Yellow Banks, in Illinois	15	267
New Boston, in Illinois, an der Mündung des Iowa-Flusses, gegenüber	15	282
Iowa, an der Mün ung des Pine-Flusses . .	35	317

		Meilen.
Rockport, in Illinois, an der Mündung des Rockriver Montevideo, in Iowa, dem obigen gegenüber	10	327
Senasepo, in Iowa	4	331
Stevenson, in Illinois Davenport, in Iowa, diesem gegenüber . .	5	336
Rock Island, Illinois, unteres Ende der oberen Rapiden	1	337
Canaan, Illinois, Spitze der oberen Rapiden .	18	355
New Philadelphia, Iowa	40	395
Savanna, Illinois	20	415
Smithville, Illinois	10	425
Belleview, Iowa	6	431
Feverfluß, Illinois	6	437
Galena, Illinois	8	445
Du Buque, Iowa	30	475
Cassville, Wisconsin Gebiet (Illinoisseite) . .	30	505
Prairie la Porte	8	513
Prairie du Chien	22	535
St. Anthony Fälle	265	800

Reisende in der Kajüte zahlen in der Regel für 100 Meilen 3 Dollars bei langen Reisen, und 25 Cents mehr für die Meile bei kurzen. Die Deckpassage ist ungefähr der dritte Theil des obigen. Die Boote laufen in der Regel 6 Meilen in der Stunde flußaufwärts, und 10 Meilen flußabwärts.

Meine Reise ging östlich. Ich hatte auf dem Dampfboote **Potosi**, auf welchem ich die Passage bis Pittsburg accordirt hatte, (je weiter die Fahrt, desto wohlfeiler die Passage), eben meine Einrichtungen getroffen, als gerufen wurde: **all on board**. Die Taue wurden gelöst, die Maschine fing an zu arbeiten, das Boot wurde gewendet und nun ging es pfeilschnell den Mississippi hinab.

Der Mississippi war bedeutend angeschwollen und hatte die Niederungen überschwemmt. Da, wo der Ohio sich mit ihm vereinigt, sah er einem großen Landsee nicht unähnlich. Wie verschieden die Beschreibungen dieser Flüsse ausfallen

müssen! Als ich sie das erste Mal befuhr, konnten auf dem Ohio nur kleine und auf dem Mississippi nur mittelmäßige Dampfboote gehen, jetzt fuhren die größten Boote ohne Hindernisse, ja es hätten sogar Kriegsdampfboote fahren können. Auf der Illinois Seite hatte der Ohio das Land 6 Meilen tief überschwemmt und von unserm Boote aus sahen wir manches Blockhaus unter Wasser gesetzt und von seinen Bewohnern verlassen. Wo jetzt Cairo steht, fuhr man in Kähnen.

In Louisville wurde unser Dampfboot für 12,000 Dollars verkauft und wir mußten, obgleich bis Pittsburg accordirt und bezahlt worden war, das Boot verlassen und mit einem andern, das uns zwar für den accordirten Preis aufnahm, aber lange nicht so bequem und elegant als das vorige war, vertauschen.

Auf unserer Fahrt von Cincinnati bis Portsmouth hatten wir einen so heftigen Sturm, daß unser Boot von den Wellen von der einen auf die andere Seite geworfen wurde. — Wer nicht mit dem Boote von der einen auf die andere Seite geschleudert werden wollte, mußte sich an irgend einem festen Gegenstande festhalten. Die Damen wehklagten, einige weinten, ein methodistischer Prediger betete und machte durch seine Zusprache die Damen noch ängstlicher, die Herzhaften unter den Herren lachten, der Kapitän fluchte und suchte die ängstlichen Gemüther zu beruhigen. Es war eine tolle Wirthschaft. Die Meisten baten, das Boot ans Land zu treiben, daß sie aussteigen könnten; allein es ging nicht, obgleich die Maschine mit aller Kraft arbeitete. Wir mußten mitten im Strome bleiben. Nach und nach legte sich der Sturm. Als wir nach Portsmouth kamen, erklärte der Kapitain, daß er die Nacht über nicht

beilegen könne und Jeder, der es vorzöge, hier zu bleiben, aussteigen möge. Viele verließen das Boot, ich blieb, weil ich Eile hatte und keine Furcht kannte. Die Nacht war rabenschwarz und gegen Mitternacht erhob sich wieder der Sturm; doch hielt er zum Glück nicht lange an. Unsere Fahrt ging gut und ohne Unfall ab, bis 6 Meilen vor Pittsburg. Da that es einen Krach, als ob Alles in tausend Stücke gehen wollte, und unser Boot saß still. Wir waren auf eine Sandbank gerathen; das eine Rad war ganz zertrümmert, das andere beschädigt. Letzteres wurde so gut es gehen wollte ausgebessert und mit diesem fuhren wir nun, nachdem das Boot nach vieler Mühe und Anstrengung wieder flott geworden war, Pittsburg zu. Wir kamen glücklich und wohlbehalten an.

Von hier reiste ich nach Greensburg, wo in einigen Tagen die Synode sich versammeln sollte. Der Hauptgrund dieser Reise war: von der Synode in Betreff meiner Angelegenheit ein Empfehlungsschreiben und durch dieses leichtern Eingang in die Gemeinden und reichlichere Unterstützung zu erhalten; denn solche Sachen, wie die meinige und ähnliche, müssen, wenn sie gelingen sollen, von geistlichen Körperschaften den Gemeinden empfohlen werden; der andre Grund war: meiner Synode über meine Missionsreise und meine Arbeiten Bericht abzustatten. Am Tage vor der Eröffnung der Synode hielt ich die Vorbereitungspredigt zum heiligen Abendmahle. Bei uns, so wie bei mehren andern Synoden der hochdeutsch reformirten Synode von Nord-Amerika und von Ohio, der Synode und des Ministeriums der Evangelisch Lutherischen Kirche in dem Staate von Ohio, der Evangelisch Lutherischen Synode von Pennsylvanien u. s. w. herrscht die schöne Sitte, vor dem Anfange

der Sitzungen das heilige Abendmahl zu genießen, um zu den wichtigen Arbeiten, die abgethan werden sollen, Kraft und Stärke zu erhalten und die brüderliche Eintracht und Liebe zu befestigen. Alle anwesenden Prediger mit ihren Deputirten und über 100 Gemeindeglieder genossen das heilige Mahl in frommer Andacht und Erhebung und fühlten sich dadurch aufs Neue belebt mit Glauben, Liebe und Hoffnung.

Nach Eröffnung der Sitzung (die Sitzungen werden Vormittags, gewöhnlich von 9 — 12, oft von 8 — 12, je nachdem die Geschäfte sind, und Nachmittags von 3 bis 6 Uhr, auch unbestimmt, gehalten, und mit Gesang und Gebet begonnen und beschlossen) wurde sogleich zur Wahl der Beamten, eines Präsidenten, eines Secretairs und eines Schatzmeisters (Treasurer) geschritten. Ich wurde zum Secretair gewählt. Hierauf wurden die anwesenden als Delegaten abgeschickten Prediger und nach diesen die zu andern Synoden gehörenden und der Sitzung beiwohnenden Prediger als berathende, aber nicht als stimmfähige Mitglieder aufgenommen. *) Die Aufnahme geschieht mit einer gewissen Feierlichkeit.

Sodann wurden von dem Präsidenten die Prediger der Synode aufgefordert, über ihre Amtsführung seit der letzten Sitzung Bericht abzustatten. Der älteste Prediger fängt an und so geht es der Reihe nach fort. Es wird eine gewisse Anciennität beobachtet. Die Berichte trugen fast alle eine Farbe (man könnte sie für Stereotypausgaben nehmen) und lauteten folgendermaßen: „Herr Präsident! Ich bediene so und

*) In der Evangelisch Lutherischen Synode von Pennsylvanien haben die Delegaten Sitz und Stimme; sie werden als Glieder der Synode anerkannt.

so viele Gemeinden, und predige in ihnen so und so oft; ich verkündige das Evangelium nach den Vorschriften der Bibel, taufe Kinder, confirmire, theile das heilige Abendmahl aus, besuche die Kranken und Schwachen und arbeite für das Evangelium, so viel ich kann. In meinen Gemeinden ist Ruhe und Frieden und wenn ich von dem Äußern auf das Innere schließen darf, so glaube ich, nicht umsonst gearbeitet zu haben. Mein Deputirter wird das Nähere aussagen, hier ist mein Zeugniß.*)" Der Präsident richtet nun einige Worte an den Sprecher: "Die Synode freut sich, daß Friede und Ruhe in ihren Gemeinden herrscht und ermuntert Sie, fortzufahren in Ihrem beschwerlichen, aber schönen Berufe" u. s. w. Die Wahrheit dieser mündlichen Aussagen muß sowohl von den anwesenden Deputirten, als auch durch die schriftlichen von den Kirchenräthen der verschiedenen Gemeinden ausgestellten Zeugnisse bestätigt werden. Diese Zeugnisse sind größtentheils von den Predigern selbst ausgestellt und von den Kirchenräthen unterschrieben. Sie lauten im Ganzen gleich: "Wir, die Endesunterschriebenen Kirchenräthe der — — Gemeinden in — County, Staat —, bezeugen hierdurch einer Ehrwürdigen Reformirten Classical-Synode, daß

*) Mitunter kommt noch, wie bei einer Schulcensur zu dem Lobe ein Appendix, der also lautet: „Wenn man aber die Sache recht untersucht, so findet sich viele Heuchelei darunter, manche Judas Brüder und Schwestern, welches sich oftmals zeigt durch Trunkenheit, Uebertretung des Gesetzes des Herrn, Lügen, Fluchen u. s. w. Also sind Gute und Böse unter einander, welches Unkraut wir nicht ausreuten können, sondern müssen stehen lassen bis zur Ernte und der Herr den Schnittern sagen wird: Sammlet den Weizen in meine Scheuer, aber das Unkraut bindet in Bündeln, und verbrennet es mit ewigem Feuer. Endlich hoffe ich immer das Beste." (Ein wörtlicher Bericht.)

wir mit dem Lebenswandel und den Predigten unsers Pfarrers N. N. wohl zufrieden sind und denselben noch länger als unsern Seelsorger zu behalten wünschen. Wir wünschen der Synode Gottes Segen zu ihren Verhandlungen.“ Oder: „Wir Endesunterschriebenen, Kirchenrath der Gemeinde zu N. bescheinigen hiermit, daß wir mit unserm Prediger N. N. vollkommen zufrieden sind, sowohl hinsichtlich seines sittlichen Betragens, als auch hinsichtlich der Verwaltung seines Amtes.“ Oder: „Wir Endesunterschriebenen bezeugen hiermit, daß Herr Pfarrer N. N. seit geraumer Zeit hier gepredigt und das Wort Gottes der Bibel gemäß verkündigt hat, und daß wir recht gut mit ihm zufrieden sind und hoffen und wünschen, ihn noch lange als unsern Seelsorger behalten zu können.“

Diese Zeugnisse werden von dem Präsidenten oder dem Secretair vorgelesen. Nach Vorlesung eines Zeugnisses tritt der Deputirte, ein schlichter Bauersmann, der vielleicht zum ersten Male einer Synode beiwohnt und um Worte verlegen ist, hervor. Der Präsident fragt ihn: Wie sieht es denn in Euren Gemeinden aus? Seid Ihr mit Eurem Prediger zufrieden?“ „Ja, Herr Präsident, wir sind mit ihm zufrieden und wir wünschen, daß er bei uns bleibt.“ Darnach tritt er wieder ab. So geht es, bis Alle berichtet haben. Nach diesen Berichten nun wird der Bericht über Religion ausgearbeitet. Daß bei diesen Bestätigungen drollige Sachen vorkommen, ist bei dem Schlage von Deputirten, der mitunter nach der Synode geschickt wird, nicht anders zu erwarten. Auf dieser Synode kam ein Spaß vor, bei dem wir uns kaum des Lachens enthalten konnten. Der Präsident fragte den Deputirten eines Predigers, der kurz vorher die Gemeinden, welche der Deputirte repräsentirte, angenommen

hatte: „Nun, wie kommt denn Euer Pfarrer an?“ „Well,“ antwortete dieser, „er kommt so ziemlich gut an; er hat schun e Kühle und e Säule (eine Kuh und ein Schwein.)“ Ja, lieber Freund, sagte der Präsident mit erzwungenem Ernste: Das wollen wir nicht wissen, sondern wie die Gemeinden den Pfarrer gleichen.“ Ganz ruhig antwortete der Deputirte: „Ja so, sie gleichen ihn arg gut.“

Die Legitimation eines Deputirten ist gewöhnlich folgende: Wir, die unterzeichneten Kirchenräthe der verschiedenen Gemeinden, bedient vom Pfarrer N. N., bescheinigen hiermit, daß in einer Versammlung, gehalten —, Herr N. N. zum Deputirten erwählt worden ist, um der dießjährigen Synodal-Versammlung beizuwohnen, die gehalten wird in —, und unsere Gemeinden in unserer Aller Namen zu repräsentiren.

So geschehen zu —, den —.“ (Unterschriften.)

Die Deputirten haben Sitz und Stimme, können gegen Vorschläge, die von Predigern gemacht werden und ihrer Ansicht nach den Gemeinden nachtheilig sind, sprechen und stimmen, werden zu Gliedern der Comitén ernannt und stehen also mit den Predigern auf gleicher Stufe. Leider sind es aber Männer, die entweder gar nicht sprechen können oder wenn sie können, ängstlich sind und sich scheuen, den Mund aufzuthun. Ihre Gründe, der Synode beizuwohnen, sind sehr verschieden. Der Eine hat in der Stadt oder deren Umgebung, in welcher die Synode sich versammelt, Verwandte und Freunde, die er gern besuchen möchte. Der Andere hat „die Landschaft“ noch nicht gesehen und möchte seine Wißbegierde befriedigen. Der Dritte ist noch auf keiner Synode gewesen; er möchte auch einer beiwohnen und mit

eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören; den treibt Neugierde. Der Vierte glaubt dem Prediger einen Gefallen damit zu thun. „Well, Parre, ich denk, ich muß mit Euch zur Synode gehen. Ihr nehmt mich doch mit.“ „Ja wohl, es ist mir recht.“ Der Fünfte kann die Reisekosten aus seinem eigenen Beutel bestreiten und das ist eine Hauptsache. Der Sechste geht mit, weil sich kein Anderer findet, der Siebente und Achte vielleicht, um die Gemeinden zu repräsentiren und nicht nur für ihr, sondern für das Wohl der ganzen Synode, und aller mit ihr verbundenen Gemeinden zu rathen und zu beschließen. Daher kommen denn auch solche drollige Sachen vor, wie die oben erzählte und wie sie jeder deutsche Prediger in seiner Synode erlebt haben wird. Nur noch einiges aus meinem Leben.

Der Synode zu Osnaburg in der Graffschaft Stark im Staate Ohio im Jahre 1837 wurde von einigen Gliedern der Gemeinde zu Canton, das 5 Meilen entfernt ist, gegen den Prediger eine Klageschrift eingericht. Es wurde eine Comité bestimmt, die Sache genau zu untersuchen. Als die Namen der Glieder, welche die Comité bilden sollten, verlesen wurden, sagte ein Deputirter, der als Glied miternannt war und geschlafen hatte, sich aufrichtend: „Herr Präsident, ich kann nicht mit nach Canton gehen, mein Gaul ist einige Meilen von der Stadt auf der Weide.“ „Nach Canton sollt Ihr auch nicht gehen, die Comité soll die Sache hier untersuchen.“ „Well, da will ich diene.“

Auf der Synode zu Lancaster 1839 fragte nach der ersten Sitzung, in welcher die Mitglieder zu den stehenden Comitén ernannt werden, ein Abgeordneter: „Nun, Herr Pfarrer, sind Sie auch mit auf einer Comödie?“ Der Pfarrer fragte erstaunt: „Was? Auf einer Comödie? Hier giebt

es doch keine Comödien!“ „Nun, hat Sie denn der Herr Präsident auf keine Comödie mitgesetzt?“ Jetzt wurde dem Pfarrer erst klar, daß der Deputirte Comitén meinte. „Ach ja,“ sagte er, „ich bin auf zweien von diesen Comödien.“ „Ich bin auch auf einer,“ antwortete seelenvergnügt der Deputirte.

Die drolligste Geschichte ereignete sich auf der lutherischen Synode von Ohio, gehalten zu Carrolton 1837. Pfarrer Schweizerbarth, ein zelotischer Lutheraner, der besonders in den Abendmahlspredigten auf alle andern Benennungen loszieht und vorzüglich Zwingli durchhechelt, den er sammt Melanchthon nur Luthers Handlanger und Adjutant nennt, hielt die Abendmahlspredigt über Apostelgesch. 2, 38. 39 und behandelte, wie es sich erwarten ließ, sein Lieblingsthema. Seine Ausdrücke sind so derb, wie er selbst, und waren es auch damals. Als er nun auf die reformirte Lehre vom Abendmahle kommt, ruft er aus: „Ja, da sitzt der Teufel hinter dem Busch,“ und zeigt zufällig nach dem Orte, an welchem ein Deputirter, der Busch heißt, saß. Wie der arme Deputirte die Worte hört und den Prediger nach seinem Sitze zeigen sieht, glaubt er auch nicht anders, als daß wirklich der Teufel hinter ihm säße und sieht sich schnell um. Zu seiner Freude erblickt er aber einen guten Lutheraner hinter sich. Die Mitglieder der Synode, welche wußten, wo Busch saß, sahen ebenfalls neugierig nach Busch hin, können aber auch nichts vom Teufel erblicken.

Sie, die Deputirten, sind zwar Mitglieder der Comitén, thun aber fast weiter nichts, als daß sie zu den von den Predigern ausgearbeiteten Berichten ihre Zustimmung geben und ihre Namen darunter setzen. Mitunter unterschreiben sie die Berichte, ohne zu wissen, was in ihnen enthalten ist.

Viele hören auf das, was ihre Prediger sagen; sagen diese Ja, so sagen sie auch Ja, sagen diese Nein, so sagen sie auch Nein. Selten, daß ein Deputirter gegen seinen Prediger stimmt. Dadurch ist den Predigern ein freier Spielraum gegeben, den jedoch sehr viele von ihnen gar nicht haben wollen. Bei meiner Synode, bei andern wird es auch geschehen sein, ist so oft gebeten worden, Deputirte mitzubringen, die nicht nur verständig sind, sondern auch reden und sich zeigen können, und ich habe oft, wenn eine wichtige Sache vor der Synode war, ehe abgestimmt wurde, die Deputirten gefragt: Habt Ihr es auch verstanden, so daß Ihr stimmen könnt? und den Präsidenten gebeten, die Sache ihnen recht deutlich zu machen, und sie zum Sprechen aufgefordert. Die Deputirten städtischer Gemeinden, zumal solche, die öffentliche Ämter bekleidet haben oder bekleiden, machen hiervon eine Ausnahme; die reden oft zu viel. Die Deputirten der Landgemeinden sind mit wenigen Ausnahmen von gleichem Schlage. Doch wird es auch hierin besser werden.

Der Prediger, welcher keinen Deputirten oder kein schriftliches Zeugniß von seinen Gemeinden mitgebracht hat, muß triftige Gründe beibringen, wenn er deßhalb entschuldigt werden will. Die Entschuldigung wird in den Verhandlungen abgedruckt. „Bruder N. wurde wegen Nichtmitbringung eines Deputirten entschuldigt. Herr N. wurde wegen nicht beigebrachter schriftlicher Zeugnisse aus triftigen Gründen entschuldigt.“ Mitunter trifft es sich, daß der erwählte Deputirte durch häusliche oder andere plötzlich eingetretene Verhältnisse verhindert wird, der Synode beizuwohnen; in solchem Falle wird gewöhnlich von dem Prediger ein schriftliches Zeugniß eingereicht und dieser wegen des Nichterscheinens seines Deputirten entschuldigt. Später ist dieß dahin abge-

ändert worden, wie es sein muß, daß der Deputirte und nicht der Prediger entschuldigt wird. „Beschlossen, daß Herr N. N., Abgeordneter des Bruders N., wegen seiner Nichterscheinung bei der Synode entschuldigt werde.“ Ich hatte keinen Deputirten und konnte keinen haben, weil sich meine Gemeinde noch gar nicht erklärt hatte, daß sie sich an diese Synode anschließen wollte, und ich nur für meine Person zu der Synode gehörte, mußte aber dennoch dem alten Brauche gemäß entschuldigt werden. Das glänzende Zeugniß, das die Gemeinde mir ausgestellt, wollte nicht genügen, vermuthlich weil es nicht in dem alten herkömmlichen Style abgefaßt war, und ich bedurfte auch deßhalb der Entschuldigung. Ich ließ die Synode gewähren und nahm die gegebene Entschuldigung an. Schriftliche Zeugnisse habe ich auch in der Folgezeit nicht beigebracht, theils weil die Prediger diese Zeugnisse sich selbst ausstellen und von ihren Freunden unterschreiben lassen, ich demnach auf diese Zeugnisse gar nichts gebe, theils weil die Gemeinden, wenn sie gegen ihren Prediger etwas vorzubringen haben, wissen, an wen sie sich wenden müssen und es auch thun, theils aber auch, weil mir das Ganze zu schulbubenmäßig vorkam. Von der Fähigkeit der Gemeinden, über die evangelische Lehre des Predigers zu richten, will ich gar nicht sprechen. Ich habe den Fall erlebt, daß ein Prediger ein schönes Zeugniß mit vielen Unterschriften beibrachte und seinen Deputirten bei sich hatte, und daß unter den an die Synode eingegangenen Briefen eine Klageschrift gegen ihn sich vorfand und ein anwesendes Gemeindeglied von der klagenden Partei abgeschickt, die Klageschrift unterstützte und der Prediger nach genauer Untersuchung der Sache von den Klagepunkten nicht frei gesprochen werden konnte. Die lutherischen Prediger haben keine schriftlichen

Zeugnisse von ihren Gemeinden beizubringen, wohl aber Deputirte mitzubringen, und dieß ist meiner Ansicht nach auch genug. Die Gemeinden mögen klagen, wenn sie zu klagen und Beschwerde zu führen haben.

Die Einrichtung, welche der östliche Bezirk der Synode und des Ministeriums der Evangel. Lutherischen Kirche in dem Staate von Ohio auf der zu Carrollton am 15. October und Este 1837 gehaltenen Synode traf, gefällt mir am besten, daß nämlich jeder Prediger längstens 6 Wochen vor der jedesmaligen Sitzung der Synode einen Bericht von allen merkwürdigen Ereignissen in seiner Pfarrei, als da sind: Ecksteinlegung, Kirchweih, Bildung von Erziehungs- und Missions-Gesellschaften, Sonntagsschulen u. s. w. dem Präsidenten postfrei zusendet. Nach diesen Berichten arbeitet der Präsident seinen Bericht aus, den er beim Anfange der Synode vorlies't und der in den Verhandlungen abgedruckt wird. So ist es auch bei der lutherischen Synode des Staates New York, und seit 1840 bei der Deutschen Evangelisch Lutherischen Synode von Pennsylvanien.

Hierauf werden alle an die Synode eingegangenen Briefe, Schriften und Gesuche dem Präsidenten eingehändigt, der sie einer besondern Comité übergiebt, deren Geschäft es ist, diese Schriften rc. zu untersuchen, zu ordnen und den respectiven Comitén zuzustellen. Stehende Comitén waren: 1) Die Examinations- und Missions-Comité; 2) Die Comité über Correspondenz; 3) die Comité über den Zustand der Religion; 4) die Comité, die Casse zu untersuchen. Andere Synoden haben mehr stehende Comitén, weil sie mehr Geschäfte haben oder sich die Sache leichter machen; so hat die Hochdeutsch Reformirte Kirche von Nord-Amerika zehn ständige Comitén. 1) Über Synodal-Verhandlungen; 2) über

Vorschläge (Mittheilungen); 3) über Correspondenz mit Schwester-Kirchen; 4) über die Verhandlungen der Classen; 5) über Examination, Licenz und Ordination; 6) über den Zustand der Religion und statistische Berichte; 7) über das theologische Seminar; 8) über auswärtige und einheimische Missionen; 9) über Finanzen; 10) über Ernennungen. Die Evangelisch-Lutherische Synode von Pennsylvanien hatte 1836 acht, (eben so viele die Allgemeine Synode der Ev. Lutherischen Kirche im Staate Ohio) und im Jahre 1839 sogar zwölf Comitén. Alle acht oder zwölf Comitén haben nur die an die Synode gerichteten Papiere durchzusehen und darüber Bericht zu erstatten, also nicht mehr zu thun, als bei uns die Missions-Comité und die Comité über Correspondenz. Von der Lutherischen General-Synode in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sprechen wir bei einer andern Gelegenheit. Im Laufe der Verhandlungen werden Comitén ernannt, so oft es nöthig ist, vorzüglich, ehe eine wichtige Sache abgehandelt und entschieden wird.

Auf dieser Classical-Synode wurden verschiedene wichtige Sachen verhandelt und abgemacht. Die Licenz, welche bei der vorjährigen Sitzung dem Candidaten Bogen ertheilt worden war, wurde, weil er sich weder mündlich noch schriftlich bei dem Präsidenten der Classical-Synode gemeldet hatte, außer Kraft gesetzt und J. H. Kieffer, wegen seiner öftern Nichterscheinung und der bösen Gerüchte, die über ihn im Munde des Volkes gingen und zu der Classis gelangt waren, aus der Liste der Prediger der Classis gestrichen. Um das geistige und kirchliche Leben der Gemeinden zu wecken und zu nähren, wurde beschlossen, daß die Prediger gehalten seien, wo es möglich ist, ein Mal im Jahre eine Versammlung der Kirchenräthe ihrer verschiedenen Gemeinden

abzuhalten, in welcher über das Wohl der letztern gesprochen, berathen und verhandelt wird. Der Beschluß der General-Synode, den Charfreitag als einen Buß- und Bettag in den zu ihr gehörenden Gemeinden zu feiern, wurde gutgeheißen und die Eintheilung der Klassen in Synoden gebilligt. Das Wichtigste jedoch war die Entscheidung, in Verbindung mit der reformirten Synode von Ohio ein westliches theologisches Seminar zu gründen. Schon mehrere Jahre hindurch hatte diese Classis mit genannter Synode wegen der Errichtung einer theologischen Anstalt in Unterhandlung gestanden. Im Jahre 1835 hatte die Synode von Ohio beschlossen, „dieses so nöthige Werk in Vereinigung mit unsrer Classis so bald als möglich in Stand zu setzen und die Classis hatte die General-Synode ersucht, ihr zu erlauben, in Verbindung mit der Ohioer Synode unabhängig von der General-Synode ein Seminar zu errichten. Der Bescheid lautete: „daß die Synode das Gesuch der West-Pennsylvanischen Classis, sich mit der Reformirten Synode von Ohio in der Errichtung eines theologischen Seminars zu vereinigen, unabhängig von der (General-) Synode, für jetzt nicht gewähren könne." Mit diesem Bescheide war die Classis nicht zufrieden und die Sache wurde einer Comité übergeben. Diese legte folgenden Bericht ab: „Obgleich die Synode sich abrathend gegen die Errichtung eines westlichen Seminars erklärt hat, so kann doch die Comité nicht einsehen, daß deßhalb diese Errichtung noch länger verschoben werden solle, indem, es mag die Sache auch noch so schwierig in ihrem Beginnen sein, ihre Nothwendigkeit nimmer abgeleugnet werden kann und zugegeben werden muß, daß Eile durchaus Noth thut. Deshalb schlägt die Comité vor: daß die Synode von Ohio und unsere Classis Delegaten für eine besondere Zusammenkunft ernen-

nen, die sich über diesen Gegenstand auf das genaueste und bestimmteste berathen und nichts unterlassen mögen, um das fragliche Vorhaben zu einer schnellen Ausführung zu bringen. Die Comité glaubt, daß New Lisbon, Ohio, der schicklichste Ort dieser Zusammenkunft, und etwa einige Wochen vor der Versammlung der Synode in Baltimore die bequemste Zeit dazu sein möchte. — Was nun die Besoldung des Lehrers der Anstalt in den ersten Jahren betrifft, so ist die Comité der Meinung, daß diese durch Collecten in den Gemeinden vorerst gesichert würde, daß aber sobald als möglich darauf gedacht werden müßte, einen Fonds zu errichten, der dadurch zu Stande kommen würde, daß alle Prediger der Verbindung verpflichtet würden, in ihren Gemeinden Beiträge zu sammeln, deren Anlegung auf Zinsen mit der Zeit ein Capital aufrichten würde, wodurch die nöthigsten Ausgaben gedeckt würden. Je mehr damit geeilt wird, desto schneller kommt das segensreiche Werk zu Stande. Daher wird sich gewiß jeder Prediger unserer Verbindung verbunden fühlen, so bald als möglich einen Anfang mit dieser Sammlung in seinen Gemeinden zu versuchen, um daraus auf das Gelingen des Werks schon im Voraus sicher schließen zu können."

Der Bericht wurde angenommen und es wurden 10 Delegaten, 5 Prediger und 5 Deputirte, für die Special-Versammlung ernannt. Der erste entscheidende Schritt war nun gethan und wurde zu unserer Freude von der General-Synode, welche vom 22. bis zum 30. September desselben Jahres in Baltimore gehalten wurde, gebilligt. Sie sprach sich über ihn folgendermaßen aus: "Daß ein theologisches Seminar in dem Westen nothwendig ist, leuchtet Jedem ein und der Eifer der West-Pennsylvanischen Classis, ein solches Institut zu errichten, ist, wenn gleich dem Rath der zu Cham-

bersburg gehaltenen Synode zuwider, dessen ohngeachtet lobenswerth, da er das Interesse zeigt, welches jene Brüder für den Ruhm Gottes, für die Vergrößerung des Reiches Christi und das Wohl unsterblicher Seelen haben. Erwägt man alle Umstände, so kann die Synode nicht länger den Brüdern der West-Pensylvanischen Classis von ihrem Unternehmen abrathen, sondern fühlt sich im Gegentheil genöthigt, denselben das Recht zu ertheilen, ihren Entschluß im Vertrauen auf Gott in Ausführung zu bringen. Und sollte es sich ergeben, daß dieß mit mehr Vortheil in Vereinigung mit der Synode von Ohio geschehen könne, so billigt die Synode ein solches Verfahren. Endlich ist es der Wunsch der Synode, daß die Verbindung zwischen der Classis von West-Pennsylvanien und dieser Synode fortbestehen möge und das Band der Liebe und brüderlichen Zuneigung immer fester und inniger werde.“ —

Es erschienen auch zwei Applikanten, Deutschländer. Der eine, J. Müller, schon längere Zeit in Amerika und die meiste Zeit Schule haltend, war von vier Gemeinden in Huntingdon und Franklin County an die Stelle des abgegangenen Predigers J. D. berufen worden und legte der Synode von den Kirchenräthen dieser Gemeinden und dem abgegangenen Prediger lobenswerthe Zeugnisse vor, in denen zugleich um seine Bestätigung und Ordination dringend gebeten wurde. Der andere, Friedrich Becher, kürzlich von Deutschland gekommen, hatte ebenfalls rühmliche Zeugnisse und Empfehlungen von bekannten Professoren und Geistlichen Deutschlands und wünschte als Missionar ausgesendet zu werden, wozu er seit seiner Kindheit so viele Lust und Neigung gehabt habe und auch von der Mutter bestimmt worden sei. Die Synode

gestattete beiden die Examination und, im Fall sie gut bestehen würden, die Ordination. Das Examen fiel zur Genüge aus und beide wurden ordinirt, Müller als stehender Prediger und Becher als Missionsprediger. Die Synode sah sich aber leider in den Hoffnungen, zu welchen diese Männer sie berechtigten, bitter getäuscht und schmählig betrogen. Müller wurde noch in demselben Jahre auf einer Special-Synode, von der späterhin die Rede sein wird, aus der Liste der Prediger gestrichen und Becher besuchte die ihm angewiesenen Gegenden gar nicht, und ging später nach dem Osten.

Es that uns herzlich leid, daß wir so bitter getäuscht worden waren und wir nahmen uns vor, in der Aufnahme deutscher Candidaten vorsichtiger zu sein. Auch andern Synoden ist es nicht besser ergangen und auch bei ihnen ist die Aufnahme schwieriger geworden, worüber man sich durchaus gar nicht beklagen kann und darf. Die Umstände erforderten es. Nur ist zu bedauern, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden muß. Die Deutsche Evangelisch-Lutherische Synode von Pennsylvanien, versammelt in der Stadt Easton am 29. Mai bis zum 2ten Juni 1836, beschloß: „daß, wenn Männer von Europa hierher kommen und sich „als Applikanten bei unserer Synode melden, es die Pflicht „des Präsidenten der Synode sei, nähern Bericht von ihrem „moralischen Charakter aus ihrem Wohnort einzuziehen.“ Ob unter „Männern von Europa“ auch ordinirte und schon im Amte gestandene Prediger zu verstehen sind, kann ich nicht sagen, die Wörter „Männer und Applikanten“ lassen es jedoch vermuthen. Die hochdeutsche reformirte Synode von Ohio änderte im Juni 1839 in ihrer Constitution den Artikel über einwandernde Prediger so;

„Alle einwandernde Prediger von Europa in unsern Staat, die „sich an uns anschließen wollen, sollen das erste Jahr keine Stimme „haben, aber als rathgebende Glieder soll ihnen ihr Sitz „vom Präsidenten angewiesen werden und alsdann bei der „künftigen Sitzung können sie sich durch gute Zeugnisse legiti„miren, und als Mitglieder aufgenommen werden. Refor„mirte Prediger, die mit ehrenvollen Entlassungen aus andern „Staaten der Vereinigten Staaten kommen, können bei ihrer „Applikation als Glieder dieses Körpers aufgenommen werden.“ Die hochdeutsche reformirte Synode in den Vereinigten Staaten, gehalten vom 28. September bis 7. October 1839 zu Philadelphia, beschloß: „daß alle vom „Auslande gekommene Candidaten für das Predigtamt, wenig„stens zwei Jahre in diesem Lande seyn sollen, ehe sie als „Prediger in (unsere) ihre Verbindung aufgenommen werden „können und daß sie bei ihrer Applikation für Aufnahme „Nachricht von ihrem Wohnort und Zeugniß von ihrem guten „Betragen geben sollen.“ In der lutherischen Kirche werden die aus Deutschland einwandernden Candidaten, wenn sie das Examen bestanden haben, in das Ministerium aufgenommen, aber ohne Stimme, und erhalten, sobald sie Berufe von Gemeinden oder Anstellung als Missionaire bekommen haben, Candidaten-Licenz, die Erlaubniß, die actus ministeriales zu verwalten. Jeder aufgenommene Candidat muß am ersten Tage seiner Erscheinung bei der Synode eine Predigt und sein Tagebuch dem Präsidenten einreichen, worüber ein Prediger dem Ministerio zu berichten hat. Die Berichte sind nach den Predigten und den Tagebüchern verschieden. „Die Predigt ist genügend, das Tagebuch jedoch nicht.“ „Die Predigt und das Tagebuch sind gut.“ „Die Predigt ist sehr gut und das Tagebuch schön und unterhaltend.“ Orthodox dog-

matische Predigten werden am meisten gelobt, weil man auf die Rechtgläubigkeit streng sieht. Über die Examina berichten wir zu einer andern Zeit.

Nachdem ich von der Synode für meine Angelegenheit, die mir sehr am Herzen lag, ein Empfehlungsschreiben bekommen hatte, reiste ich nach Pittsburg zurück, um daselbst mit dem Colleetiren den Anfang zu machen. Ich ließ mir von einem deutschen Buchbinder zwei schöne Collectir-Büchelchen machen, das eine für die englischen und das andere für die deutschen Kirchen, predigte mehre Male in der deutschen Kirche, um die Gemeindeglieder für meinen Zweck zu stimmen und glaubte meine Sache auf das Beste eingeleitet zu haben. Pfarrer Kämmerer widerrieth mir, eine Hauscolleete zu veranstalten und meinte, es wäre besser, wenn ich bis zu den Pfingstfeiertagen warten, am ersten Festtage predigen und der Gemeinde die Sache an's Herz legen, und am zweiten, an welchem die Kirchenstühle verkauft würden, mich in der Kirche einfinden und die Beiträge in Empfang nehmen würde. Ich that, wie mir gerathen worden war und machte in der Zwischenzeit einen Ausflug nach Washington und Canonsburg. Der Weg war damals fürchterlich schlecht und wegen der vielen Löcher bei Nacht gefährlich. Wir brauchten zu den 26 Meilen acht volle Stunden; für eine Postkutsche eine zu lange Zeit. Jetzt ist eine schöne Chaussee gemacht und man fährt noch einmal so sicher und in ziemlich kurzer Zeit.

In Washington, wo ich schon bekannt war, predigte ich zwei Male an einem Sonntage, erhielt aber von den Deutschen sehr geringe Beiträge. Die guten Leute konnten nicht mehr geben, weil sie selbst nicht viel besaßen. Hatte doch ihr Prediger sie verlassen, weil die Unterstützung, die er erhielt,

zu gering war. Herr Wotring, den meine Leser schon kennen gelernt haben, nahm sich meiner sehr an. Er unterzeichnete und bezahlte nicht nur 5 Dollars, sondern ging auch mit mir zu den angesehensten Amerikanern und sprach für mich. Die meisten erklärten: daß sie genug zu geben hätten, um ihre eigenen Kirchen aufrecht zu erhalten und ihre Prediger zu unterstützen und bedauerten, für mich nichts thun zu können. Ein Doctor sagte mir: daß er jährlich 100 Dollars zu seiner Kirche gäbe und in diesem Jahre seinen Beitrag noch erhöhen müsse und ein anderer Amerikaner, was auch von Andern bestätigt würde: daß er jährlich 500 Dollars, sage fünfhundert Dollars, zur Aufrechthaltung seiner Secte, die aus fünf Gliedern bestand und ihren eigenen Prediger hatte, beisteure. Kein Wunder daher, daß ich für meine Sache wenig oder nichts thun konnte.

Von Washington fuhr ich nach Canonsburg, einem kleinen, nur 700 Einwohner zählenden, aber durch das Jefferson College in den ganzen Vereinigten Staaten bekannten Städtchen. An dem College war ein Deutscher als Professor der Mathematik und der neuern Sprache angestellt. Ich machte ihm meinen Besuch. Er nahm mich auf das Freundschaftlichste auf, machte mich mit dem Präsidenten und den Professoren bekannt, führte mich in dem Collegegebäude umher und zeigte mir dessen Einrichtung und Herrlichkeit. Der Anfang dieses College war ein kleiner. Bald nach der ersten Ansiedelung in dieser Gegend wurde von den Predigern Dr. M'Millan und Henderson und andern Geistlichen von verschiedenen christlichen Benennungen eine Akademie vorzüglich in der Absicht gegründet, um junge Männer für das Predigeramt zu bilden. Dieß war die erste literarische An-

stalt westlich der Alleghenygebirge. Die Zahl der Studenten nahm zu und es wurde im J. 1799 ein geräumiges steinernes Gebäude aufgeführt. Die Anstalt wurde nun unter dem Namen „die Canonsbourgh Akademie“ (The Canonsburgh Academy) gefreibrieft und mit guten Professoren versehen. Aus ihr ging das Jefferson College hervor, das seinen Freibrief und seine Einrichtung im J. 1802 erhielt. Seit dem J. 1823 kam es in besondere Aufnahme und die Zahl der Graduirten, d. h. solcher, welche einen regelmäßigen Cursus durchgemacht und des Diplom Bacchelor of Arts erhalten haben (seit diesem Jahre bis auf 1841), war nicht weniger als 563, durchschnittlich jährlich 32, allerdings eine bedeutende Zahl. Im Ganzen sind seit der Gründung des Collegiums 691 graduirt worden. Von diesen haben sich 357 dem geistlichen Stande gewidmet; 17 arbeiten als Missionäre unter den Heiden, 115 sind Advocaten geworden, 65 haben Medizin studirt, 11 sind Präsidenten von Collegien, 65 wirken als Professoren in Collegien oder als Vorsteher von Akademien, 4 sind Präsident-Richter, 4 sitzen im Congreß, 3 haben den Gouverneurstuhl bestiegen und 2 sind ausgezeichnete Redner in dem Senate der Vereinigten Staaten. Daniel Webster erhielt seine classische Bildung im Jefferson College. Außer diesen Graduirten haben viele junge Männer, welche den regelmäßigen Cursus nicht absolvirt haben, ihre Erziehung und ihre Bildung hier erhalten und gar Mancher von ihnen ist ein angesehenes Glied der Gesellschaft.

Dadurch ist dieses College berühmt geworden und hat sich besonders unter den professional Christians einen ehrenvollen Namen erworben, weil auf ihm die meisten und bedeu-

tendsten Wiedererweckungen (revivals) gehalten worden sind. Von den seit 1823 Graduirten waren nach den Berichten der Fakultäten 355 professores of religion und 123 waren in der Anstalt hoffnungsvoll bekehrt worden (hopefully converted). Es gehört zu den sogenannten revival colleges.

Die Einkünfte des College bestehen in den Geschenken, welche ihm von Privaten gemacht worden sind, in den Geldbewilligungen von der Gesetzgebung des Staates und in dem Schulgelde. Ersteres, die Geschenke und die Geldbewilligungen, sind zum Bau der Gebäude und zu andern Bequemlichkeiten verwendet worden, letzteres, das Schulgeld, dient zur Besoldung der Lehrer, die eben nicht groß ist. Herr Smith, Professor der alten Sprachen, ein freundlicher und liebenswürdiger Mann, erhält 700 Dollars und bedient, um zu seiner Besoldung einen Zuschuß zu haben, einige presbyterianische Gemeinden bei Canonsburgh. Der Professor der Mathematik und der neuern Sprachen bekam ebenfalls nur 700 Dollars, sollte aber 1000 D. erhalten, wenn er bleiben wollte. Er wollte aus mehrern Gründen, unter denen die geringe Besoldung ein Hauptgrund war, die Anstalt verlassen und hat sie auch bald darauf quittirt. Die Fakultät besteht aus 6 Professoren und einem Gehülfen, Tutor genannt. Nach dem Abgange des Professors der neuern Sprachen hat die Anstalt keinen Professor dieser Sprachen bekommen, denn der Nachfolger, Herr M'Cartney, konnte nur Professor der Mathematik werden, und einen besondern Professor der neuern Sprachen anzustellen, dazu sind die Einkünfte zu schwach. Der Präsident, ein bejahrter, grämlicher und steif orthodoxer Presbyterianer und Revivalist, ein Feind der Deutschen und der deutschen Literatur, weil er sie gar nicht kennt, nur vom

Hörensagen, daß sie rationalistisch sein soll und die meisten Deutschen Rationalisten, soll in der letztern Zeit der Anstalt mehr geschadet als genützt haben. Professor Smith dagegen ist ein großer Freund der deutschen Literatur und bereichert seine Bibliothek von Zeit zu Zeit mit guten deutschen Büchern. Das Collegium hat zwei Gebäude. Das Hauptgebäude ist 90 Fuß tief und 60 Fuß breit, drei Stockwerke hoch, mit einem Erdgeschoß, das zum Speisesaale und zum Refectorium dient. Es enthielt eine sehr geräumige Halle, in welcher Sonntags drei Mal Gottesdienst gehalten wird, 60 Fuß square, verschiedene Schulzimmer, das literarische Lyceum und zwei große und schön tapezirte Zimmer, welche von den beiden literarischen Gesellschaften, der Franklin und Philo Gesellschaft, zu Disputir-Übungen benutzt werden. In diesen Zimmern befinden sich auch die Bibliotheken der Gesellschaften. Das alte Collegegebäude ist 70 Fuß tief und 50 Fuß breit, und enthält 24 Zimmer, von Studenten bewohnt. In dem Lyceum fand ich eine ziemlich gute Naturalien-Sammlung, deutsche Münzen, ein Stück von einer hessischen Fahne, eine von den berühmten Friedenspfeifen der Indianer, einige Stücke von indianischen Schädeln, die in der Nähe von Canonsburgh aus einem indianischen Hügel ausgegraben worden waren, 2 Bleiplättchen, ziemlich dick mit 2 Löchern an den Enden, auf jeden Fall eine Art Ringkragen, als Zierath gebraucht, eine türkische und französische Zeitung aus Constantinopel; eine griechische Zeitung, eine deutsche Pfeife, nebenbei gesagt ein sehr schlechtes Exemplar, die dem Präsidenten gehört hatte und von seiner Frau ihm weggenommen, weil sie das Rauchen nicht ausstehen konnte und dem Lyceum zum Geschenk gemacht worden war, und viele andere Sachen, unter denen manche sehenswerthe. Die Studenten haben auch ein Athenäum,

ein Lesezimmer, in welchem die besten Journale, Broschüren, Reden und politischen Zeitungen gehalten werden, und ein sogenanntes Missions-Lesezimmer, in welchem die Berichte und Geschenke der Missionäre vorzüglich derjenigen, welche aus dem College hervorgegangen sind, sich befinden. Die Studenten wohnen in dem Collegegebäude, auf der Bauerei, in Privatfamilien in der Stadt oder auf dem Lande, oder in kleinen Gesellschaften, die eine Art Junggesellenwirthschaft führen, selbst kochen, aufwaschen, das Zimmer reinigen rc. Ein Leben, das mir gar nicht gefallen hat. Für Kost und Logis bezahlt der Student von 1 Dollar bis 2 Doll. 25 Cents die Woche. Die Ausgaben für Unterricht, Feuerung, Calcfactor, Bibliothek betragen jährlich 25 Dollars. Der mathematische und physikalische Apparatus war ziemlich vollständig und sollte noch vermehrt werden, kurz die äußere Einrichtung war und ist so, daß man mit ihr sehr zufrieden sein muß.

Dieß Mal konnte ich nicht hospitiren, weil ich nach Pittsburg zurückkehren mußte; will es aber hier erzählen. Es geschah wenige Wochen nachher bei meinem zweiten Aufenthalte. Früh Morgens versammelten sich auf das Läuten der Glocke die Studenten in einem großen Lehrzimmer zum Gebete. Der Präsident verrichtete das Gebet. Hierauf trat ein Student auf und hielt eine kurze Rede. Dieß soll zur Übung in freien Vorträgen dienen. Die Studenten, deren Unterrichtsstunden anfingen, begaben sich sodann in die Schulzimmer, die übrigen gingen in ihre Wohnungen zurück. Ich hospitirte in der lateinischen Stunde, welche Herr Professor Smith der sogenannten **Freshman Class** gab. Schulbuch war ein kleines lateinisches Büchelchen, **Historia Sacra** betitelt, das in England erschienen, und in Amerika mit vielen

Druckfehlern nachgedruckt worden ist. Das Latein ist dem der Vulgata gleich, wenn nicht noch unter demselben. Es wurde wörtlich übersetzt und analysirt. Nach dieser Classe kam die **Junior Class.** Schulbuch war das **Bellum Jugurthinum.** Die Schüler übersetzten Wort für Wort und analysirten, wie die **Freshman Class: est, it is,** dritte Person **Singul.** im Präsens u. s. w. Das hieß **Sallust** übersetzen und erklären. Es ist gar kein Wunder, daß die jungen Leute auf den amerikanischen Colleges den alten Sprachen so wenig Geschmack abgewinnen können; die alten Autoren werden ihnen systematisch verleidet. Darauf folgte eine griechische Stunde. Es wurde ein Stück aus dem ersten Theile der **Graeca majora** gelesen und übersetzt und das Verbum τυπτω hergesagt. Das Übersetzen ging billig gut, das Hersagen herzlich schlecht und die Aussprache des Griechischen war unerträglich. Sie englisiren Alles. Die alten Sprachen werden nicht nur auf diesem, sondern auf den meisten Colleges jämmerlich tractirt, weil sie von keinem praktischen Nutzen sind, dagegen werden Mathematik, Physik, Chemie, Geographie, Mechanik, überhaupt solche Wissenschaften, mit denen der Student Geld zu verdienen hoffen kann, mit großem Fleiße getrieben und was sehr lobenswerth ist, die Muttersprache wird gründlich erlernt.

Neuntes Kapitel.

Pfingstfest und Collecte in Pittsburg — General-Versammlung der presbyterianischen Kirche — Mein Gesuch — Getäuschte Hoffnung durch Uneinigkeit der Assembly-Glieder über eine kirchliche Streitsache herbeigeführt — Ein Sonntag in Canonsburg — Wheeling — der deutsche Prediger und seine Gemeinde — Collectirende Damen — ein wohlgemeinter Rath für gewisse Einwanderer — Reise auf dem Dampfschiffe nach Cincinnati — Deutsche — Ankunft — Aufenthalt daselbst — Mißverständnisse, durch eine Predigt veranlaßt — eine Predigt in der deutsch katholischen Kirche — der 4. Juli — Reisegesellschaft nach Columbus — Columbus — Deutsche Gemeinde, Professor Schmidt — Lutherisches theologisches Seminar — Vorsicht auf Reisen in Stages — Wettfahren — Wheeling — vereitelte Hoffnung — Abreise — die methodistischen Missionarien — die Krakauischen Ansiedelungen — Dover — der Universalisten-Prediger — der Canadier — Akron — Cleveland's Lage und Handel.

Den Tag vor Pfingsten, Morgens nach 6 Uhr, verließ ich Canonsburg, und Nachmittags um 2 Uhr mußte ich in der deutschen Kirche zu Pittsburg die Vorbereitungspredigt zum heiligen Abendmahle halten. Das Wetter am ersten Pfingstfeiertage war wunderschön und die Kirche sehr voll. Kämmerer predigte Vormittags; ich unterstützte ihn bei der Austheilung des heiligen Abendmahls und predigte Nachmittags zu einer sehr zahlreichen Gemeinde, welcher ich nun die Absicht meines Aufenthaltes in Pittsburg eröffnete mit der

dringenden Bitte, mich in meinem Vorhaben zu unterstützen, und zugleich anzeigte, daß ich am folgenden Tage, an welchem die Stühle verkauft werden sollten, mich in der Kirche aufhalten und die Beiträge in Empfang nehmen würde. Obgleich die Einnahme meine Erwartungen nicht befriedigt hatte, so war sie doch, die pecuniären Verhältnisse der Kirchenglieder in Anschlag gebracht, eine mittelmäßig gute; sie betrug gegen 70 Dollars. Mit diesem wenigen Gelde konnte ich Pittsburg nicht verlassen. Ich wendete mich in einem langen lateinischen Schreiben, weil ich der englischen Sprache damals noch nicht mächtig war, in welchem ich die Nothwendigkeit einer deutschen protestantischen Kirche auf das Lebhafteste geschildert hatte, an die General Assembly der presbyterianischen Kirche in der festen Hoffnung, daß sie, die eine so große Freundin des Protestantismus sein will, mir etwas Erkleckliches zufallen lassen würde. Es waren gegen 300 Glieder versammelt, würde jedes Glied nur einen Dollar geben, so kämen gegen 300 Dollars zusammen. So war meine Rechnung und Hoffnung. Wie sehr hatte ich mich getäuscht. Mein Schreiben wurde angenommen, verlesen und auf den Tisch gelegt, (it was laid on the table) und ich wartete täglich auf eine Entscheidung. Die Assembly war gerade mit einer höchst wichtigen Sache beschäftigt; ist diese vorüber, dachte ich, kommt gewiß deine Angelegenheit an die Reihe und dein Warten wird herrlich belohnt werden.

Mein Warten wurde aber durch den plötzlichen Aufbruch sämmtlicher die Assembly Besuchenden, die sich über eine zwischen ihnen erhobene Streitigkeit nicht einigen konnten, unnütz gemacht und ich entschied mich schon am folgenden Tage, den Professor H., nach Canonsburg zurückzubegleiten, um daselbst den Sonntag, an welchem ein Prediger

nicht reisen darf, zuzubringen. Wir verlebten diesen Tag, wie nicht anders zu erwarten, nach amerikanischer Weise, d. h. wir blieben hübsch zu Hause, lasen, unterhielten uns und gingen zwei Mal in die Kirche, die, wie oben angeführt, sich im Collegegebäude befindet. Beide Male predigte der alte Präsident, Vormittags über eine Stelle aus dem Hohenliede Salamonis, das in Amerika sehr häufig zu Kanzelvorträgen benutzt wird, und Abends bei Licht über eine Stelle aus der Offenbarung Johannis, die ebenfalls sehr gebraucht wird. Am meisten schimpfte der Prediger über die sogenannten Sabbathsschänder. Es gehört allerdings viel Lust und Liebe zur Kirche dazu, solche Predigten, die häufig wiederkehren sollen, anzuhören, und doch darf der Professor nicht fehlen, wenn er nicht für einen Sabbathsschänder und irreligiösen Menschen gehalten sein will. Das ist die edle Glaubens- und Gewissensfreiheit in Amerika.

Von Canonsburg fuhr ich auf dem Postwagen über Washington nach Wheeling. Ich stieg in einem amerikanischen Hôtel ab, weil ich meinen gefaßten Plan, in den deutschen Wirthshäusern, wo man oft, zumal als Prediger, mit der ungebildetern Klasse der Deutschen, die einen gar sonderbaren Begriff von Feinheit hat, in unangenehme Berührung kommt, so viel als möglich nicht zu bleiben, streng befolgte, und besuchte den Pfarrer Schwarz, den ich schon früher kennen gelernt hatte. Herr Schwarz war in Deutschland Kaufmann gewesen und, weil er in politische Händel verwickelt war, nach Amerika ausgewandert. Durch Unglücksfälle hatte er sein aus Deutschland gerettetes Vermögen verloren und sich endlich in Wheeling niedergelassen. Die dortigen Deutschen waren ohne Prediger und er erbot sich, ihnen zu predigen. Es glückte ihm auch, von der Gemeinde

als Prediger angenommen zu werden, und er gab sich, was ich ihm zum Ruhme nachsagen muß, alle Mühe, seiner Gemeinde nützlich zu werden. Ich sagte ihm den Zweck meiner Reise und meiner Anwesenheit ganz offen und ersuchte ihn um seinen Rath und Beistand. Er erwiederte darauf weiter nichts, als daß sie auch eine Kirche bauen wollten und den Platz dazu schon gekauft hätten, und zeigte mir denselben. Kaum hatte ich ihn verlassen, so geht er zu den Vorstehern der Kirche, macht sie mit meiner Absicht bekannt und schlägt ihnen vor, augenblicklich mit ihrer Sammlung fortzufahren, damit ich ihnen nicht zuvorkomme. Sie setzten sich auch sogleich in Bewegung und collectirten von Haus zu Haus. Sein Plan wurde also ausgeführt und ich muß gestehen, daß diese hinterlistige Weise mich am meisten von dem Manne verdroß. Ich ging nun zu Herrn Weed, Prediger der presbyterianischen Gemeinde, und trug ihm meine Sache vor. Er nahm großen Antheil an meiner Reise und begleitete mich zu einem der einflußreichsten und den Deutschen günstigsten Amerikaner. Dieser machte mir den Vorschlag, zuerst nach Cincinnati zu gehen, wohin ich doch wollte und nach Wheeling zurückzukehren, damit die Collecten nicht so schnell auf einander folgten, und versprach mir seine Hülfe. Der Vorschlag wurde von mir angenommen und ich beschloß, mit dem ersten von Pittsburg kommenden Dampfboote abzureisen.

Es dauerte auch gar nicht lange, als das Boot Savanna, ein großes und elegantes Boot, ankam und anlegte. Ich ließ sogleich meine Sachen auf dasselbe bringen und wartete mit meinem Freunde, der mit mir die Fußreise durch den Ohio gemacht hatte, am Ufer auf das Zeichen der Abfahrt. Während wir so standen im traulichen Gespräche begriffen, traten zwei fein gekleidete Damen zu uns und

sprachen uns um eine Beisteuer zur Errichtung einer Sonntagsschule an. Sie collectirten auch. Mein Freund und einige Andere, die hinzugekommen waren, waren nicht geneigt, etwas zu geben und brachten allerlei Entschuldigungen vor; allein die Damen ließen sich damit nicht abweisen, setzten vielmehr die Nützlichkeit einer Sonntagsschule und die Pflicht eines Jeden, solche Sachen zu unterstützen, noch beredter auseinander und erklärten, daß sie nicht von der Stelle gehen würden, bis sie etwas erhalten hätten. Ich gab einen halben Thaler. In Deutschland würde man dieß Unverschämtheit, Frechheit nennen, dort fällt es zumal von Damen gar nicht auf; es wird zu viel collectirt und die Sammler müssen alle Mittel und Wege einschlagen, um Geld zu erhalten. „An diesen Damen mußt Du Dir ein Beispiel nehmen, sagte mein Freund zu mir, Du wirst auf Deiner Reise schlechte Geschäfte machen, das will ich Dir im Voraus sagen; denn Dir fehlt die edle Dreistigkeit.“ Er hatte Recht; ich konnte nun einmal nicht so dreist sein und den Leuten das Geld aus den Taschen gleichsam herausschlagen.

Es waren eben mehre Deutsche angekommen. Einer unter ihnen fiel den Amerikanern besonders auf. Er trug, ob es gleich ziemlich warm war, einen großen deutschen Mantel, der durch und durch roth gefüttert war und einen mit rothen Zeuge besetzten Kragen hatte. Der Mantel war ziemlich zurückgeschlagen. Die Amerikaner lachten über den Anzug und meinten: der Kerl müsse einem Theater entsprungen sein. Auch in seiner Kleidung sollte der Deutsche alles Auffallende und Prahlende vermeiden und sich auch in dieser Hinsicht nach den Amerikanern, unter denen er fortkommen will und die ihm forthelfen können, richten. Ist er unabhängig, so sollte er es der deutschen Nation wegen thun;

denn er macht nicht allein sich, sondern das Volk, zu dem er gehört, lächerlich. Wie ich schon gesagt habe, a dutch man und the dutch nation sind bei den Amerikanern immer eins und dasselbe. Es ist dieß nur ein wohlgemeinter Rath.

Unsere Fahrt ging wegen des niedrigen Wasserstandes sehr langsam und hörte während der Nacht ganz auf. Die Zeit verkürzten wir uns durch Lesen und Gespräche. Vielen Stoff zur Unterhaltung bot das 140 Meilen oberhalb St. Louis angelegte Städtchen Marian dar, nach welchem einige Passagiere, unter diesen einer der Entrepeneurs mit seiner Familie, reisten, um sich daselbst niederzulassen. Es wurde viel dafür und dagegen gesprochen und die Meinung der Nichtbetheiligten fiel dahin aus, daß aus der Stadt nichts oder nicht viel werden könne, da der Platz der Überschwemmung ausgesetzt sei, was natürlich die Interessenten nicht zugeben wollten. Die Meinung der Erstern hat sich bestätigt; es war eine höchst unglückliche Speculation. Im Zwischendeck traf ich sieben junge Deutsche, die aus der Gegend von Hanau kamen. Mit wenigen Mitteln ausgewandert, hatten sie sich wie gentlemen in Baltimore auf den Postwagen gesetzt und waren in dulci jubilo bis Wheeling kutschirt. Ihre Kasse war dadurch ziemlich gesprengt worden und sie baten mich, da sie die Passage nicht ganz bezahlen konnten, in St. Louis aber von ihren Freunden und Bekannten Geld zu erhalten hofften, bei dem Capitän mich zu verwenden, daß er sie bis dahin mitnehmen solle, was ich natürlich auch that. Sie waren voll der schönsten Hoffnungen und Erwartungen und daher guten Muthes. „Wenn wir nun einmal in St. Louis sind, dann haben wir gewonnen. In der Nähe von St. Charles ist für uns schon Land ge-

kauft, dann bauen wir uns ein Haus und eine Sägemühle und legen eine Branntweinbrennerei und Bierbrauerei an.“ O diese schönen Hoffnungen und Erwartungen, wie oft werden sie vereitelt! Ohne den jungen Leuten den Muth nehmen zu wollen, machte ich sie auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die sie zu überwinden haben würden, und auf die vielen Fälle, in welchen Deutsche in eben so schönen Hoffnungen, wie sie hätten, gar arg getäuscht worden wären, und ich kann meine guten Landsleute, die nach Amerika auswandern, nicht genug ermahnen, ihre Erwartungen von dem Lande ja nicht zu hoch zu stellen, sondern die Sache sich lieber schlimmer als zu gut und die Schwierigkeiten größer als zu leicht zu denken. Denn gewöhnlich war es der Fall, daß diejenigen, deren Hoffnungen so groß und überspannt waren, wenn sie dieselben nicht erfüllt sahen, allen Muth verloren und zuletzt, ist der Muth dahin, so ist der Anfang zum Unglück da, in's größte Elend geriethen, daß aber im entgegengesetzten Falle diejenigen, die sich die Schwierigkeiten größer vorgestellt und auf sie sich vorbereitet hatten, bald vorwärts kamen und Viele ihr Glück machten.

Gegend Abend sollte Holz eingenommen werden. Das Boot wurde dem Lande zu gesteuert und auf einmal saß es fest. Nach zweistündiger harter Arbeit wurde es wieder flott. An diesem Tage war das Wetter ungemein veränderlich. Früh Morgens hatte sich ein ungeheurer Nebel über den Fluß und die Ufer gelagert, Mittags war es sehr heiß und Abends empfindlich kalt. Man muß sich recht in Acht nehmen. Bei Portsmouth wurde angehalten. Unsere guten Deutschen halfen mit Aus- und Einladen. Die armen Kerle dauerten mich; sie griffen, weil sie das Englische nicht verstanden, die Kisten und Ballen mitunter recht linkisch, oft an der

unrechten Seite an, und die rohen Bootsleute ließen ihr: **God dam you dutchman**, nicht selten hören. Es ist dieß ein gemeines Volk, was auf diesen Booten arbeitet, und vorzüglich gemein gegen die Deutschen. Unsere Landsleute ließen zwar auch hie und da ein englisches Wort fallen, das sie auf ihrer Reise aufgefangen hatten, wurde aber von den rohen Leuten nur ausgelacht. Der aus Großbritannien Eingewanderte hat es hundertmal besser als der Deutsche wegen der Sprache, selbst der Franzose genießt auf Reisen mehr Achtung, und Niemand ist schlimmer daran, als gerade unsere lieben im Zwischendeck reisenden Deutschen. Auf jedem westlichen Dampfboote sollte der Clerk auch der deutschen Sprache mächtig und ein Freund der Deutschen sein, der sich auch wirklich ihrer annimmt. Die armen Leute werden oft nicht nur betrogen, sondern auch schlecht behandelt. Das wäre eine Aufgabe für den amerikanischen Germanismus.

Am Sonnabend Abends 9½ Uhr kamen wir in Cincinnati an. Die Beleuchtung der Häuser macht sich prachtvoll; es sah aus, als wenn die Stadt illuminirt wäre. Ich eilte sogleich zum Pfarrer Raschig, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen und wo möglich meine Sachen noch diesen Abend vom Boote in sein Haus zu schaffen. Raschig ging mit mir an den Fluß, um in dem Fortschaffen meines Koffers u. s. w. mir behülflich zu sein; allein die wachehabenden Matrosen ließen mir, weil es schon so spät sei, meine Sachen nicht verabfolgen. Ich mußte die Nacht noch auf dem Boote zubringen und Freund Raschig allein abziehen lassen. Des andern Tages nun in aller Frühe zog ich mit Sack und Pack zu Raschig, und fand die alte freundliche Aufnahme. Um 9 Uhr predigte ich in Raschigs Kirche und nach der Predigt trug ich der Gemeinde meine Angelegenheit vor und legte sie

ihr dringend an's Herz. Nachmittags wurden nun die Briefe, die von St. Louis an mich angekommen waren, vorgenommen; sie enthielten nicht viel Erfreuliches und erzeugten in mir den Entschluß, auf der Stelle nach St. Louis zurückzukehren und die ganze Reise aufzugeben. Nach langem Berathen wurde der Entschluß dahin geändert, zuerst nach St. Louis zu schreiben und die Entscheidung der Gemeinde abzuwarten, was auch geschah. Während dieser Zeit nun wurde alles Mögliche aufgeboten, so viel zu collectiren, wie nur erhalten werden konnte. Freund Raschig gab sich viele Mühe, mir in meinem Vorhaben behülflich zu sein. Er ging mit mir zu dem Professor Biggs am Lame Seminar, an den ich ein Empfehlungsschreiben von seinem Schwager Weed in Wheeling erhalten hatte und der mir versprach, in die Stadt zu kommen und mich zu einigen reichen Amerikanern zu begleiten, und 3 Tage lang zu seinen Gemeindegliedern und sprach für mich. Überall wurden wir herzlich empfangen und ich mußte oft über den Wohlthätigkeitssinn der Leute, da sie selbst zu ihrer Kirche viel beizusteuern hatten und größtentheils von ihrer Händearbeit lebten, staunen. War auch die Summe, die zusammengebracht wurde, für meinen Zweck eben nicht bedeutend, so war sie doch für die Gemeinde bedeutend genug.

Am folgenden Sonntage predigte ich drei Mal; Vormittags um 9 Uhr in Raschig's, Nachmittags um 2 Uhr in Hauser's und Abends bei Licht in Lauer's Kirche. Ich hatte für den Abend das Sonntags-Evangelium gewählt, um der Gemeinde zu zeigen, daß ich ihr nicht etwa eine schon gehaltene Predigt vortrüge, was zwar meine Sache nicht ist, aber in Amerika häufig vorkommt, und ein Thema genommen, welches der Text von selbst an die Hand giebt. Das Thörichte und Schädliche des Splitterrichtens, kam aber damit schlecht an.

Es bestand nämlich zwischen der Raschig'schen und Lauer'schen Gemeinde noch das alte Rivalverhältniß und Lauer, ein stolzer, hochfahrender Mann, der das Wachsen der Raschig'schen Gemeinde nur mit scheelen Augen ansehen konnte und der Gemeinde wo er wußte, Abbruch zu thun suchte, stand mit Raschig, bei dem ich logirte, auf keinem collegialischen Fuße. Meine Predigt mußte daher mit Bezug auf dieses Verhältniß ausgearbeitet, woran ich im Mindesten nicht gedacht hatte, und ich Parteigänger von Raschig sein. Sie hatte vielleicht ohne mein Wissen auf Viele gepaßt und diese hatten sich beleidigt gefühlt. Ich erklärte dem Herrn Pastor offen, daß es mir zwar leid thäte, wenn er und einige Glieder eine solche Meinung von mir hätten, daß ich aber das Gepredigte widerrufen würde und betrachtete die Sache als beendigt, zumal da der Pastor im Gespräch auf einen andern Gegenstand überging. Dem war aber nicht so. Eines Morgens sagte mir Lauer, dem ich auf meinem Gange nach der Post begegnete, daß einige Glieder seiner Kirche den Vorschlag gemacht hätten, die ganze Geschichte meine Predigt betreffend in dem **Lutheran Observer** zu publiciren und mir dadurch das Collectiren in den östlichen lutherischen Gemeinden wenn nicht gänzlich zu vereiteln, doch wenigstens zu erschweren, daß er aber bei der Sache nichts thäte und seine Glieder gewähren ließe. Ich erklärte ihm: sie sollten nur thun, was sie für gut hielten, ich würde schon antworten, wenn ich die Sache der Antwort werth hielte und drückte nochmals meine Verwunderung aus, daß die Predigt so falsch verstanden worden wäre, und zugleich mein Befremden, daß er als Pastor so indifferent sein und als Null dastehen könnte. Die Glieder haben wohlweislich die ganze Sache ruhen lassen; vielleicht war es auch nur eine Erfindung des Herrn Pastors.

Die Geschichte lehrt, wie sehr man sich in Amerika in Acht zu nehmen hat. Lauer mußte kurze Zeit darauf die Gemeinde verlassen. Die Collecte in der Hauser'schen Kirche war sehr unbedeutend, und der Kirchenrath der Lauer'schen Gemeinde beschloß, die Gemeinde von St. Louis mit Geld zu unterstützen, wenn sie den Bau der Kirche angefangen hätte. Über dem Warten auf Briefe war wieder eine Woche vergangen.

Am Sonntage ging ich in die schöne deutsche katholische Kirche. Sie war, was man sagt, gestopft voll und nur mit großer Mühe konnte ich einen Platz zum Stehen bekommen. Der Gesang war gut und das Ganze machte auf mich gar keinen üblen Eindruck. Dieser wurde aber gänzlich verwischt durch die Predigt, die das Thema behandelte: die Römisch-Apostolisch-Katholische Kirche, die einzig wahre Kirche, und zwei Theile hatte: 1) weil ihre Lehrer und Hirten directe von den Aposteln sich herleiten und abstammen, und 2) weil sie die Lehren der Apostel verkündigt und vertheidigt. Am Schlusse forderte er die Gemeinde auf, gegen Gott dankbar zu sein, da er sie in ein Land geführt habe, wo sie ihre Religion ohne Beeinträchtigung ausüben könnten.

Der vierte Juli, das größte Nationalfest der Bewohner der Vereinigten Staaten, wurde mit dem größten Pompe gefeiert. Um 10 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Zuerst kam ein Wagen von sechs Pferden gezogen; auf ihm war ein großes Boot, an welchem 6 Mann arbeiteten; der Eine sägte, der Andere hobelte, der Dritte beschlug Holz &c.; dann kam ein Wagen, auf welchem ein Schooner, vollständig ausgerüstet mit vollen Segeln gefahren wurde. Es fehlte an ihm auch nicht das Kleinste. Der Capitain commandirte durch das Sprachrohr, der Steuermann drehte das Ruder,

die Matrosen zogen die Segel bald auf bald ein, der Schiffsjunge, kurz Alles, was zur Bemannung und Ausrüstung eines Schiffes erforderlich ist, war da und an seinem Platze. Auf diesem Wagen folgte ein dritter; auf ihm war ein Dampfboot mit allem Zubehör. Die Schornsteine rauchten, die Maschine arbeitete, der Dampf wurde abgelassen. die Cajütenjungen waren beschäftigt, das Ganze stellte ein laufendes Dampfboot auf den westlichen Gewässern auf das Treueste dar. Dann kam das Boot Franklin, klein aber niedlich gebaut, von zwei Männern getragen. An diese schlossen sich die Dray- oder Cerrmänner an mit ihren aufgeputzten Pferden. Die Meisten trugen Schürzen, wie die Freimaurer. Den Schluß machte die Bürgergarde, die schön gekleidet war, aber eine schlechte Haltung und schlechte Musik hatte.

Es ist sehr zu beklagen, daß an diesem Tage der Parteigeist dem Nationalgeiste sich nicht unterordnen kann und daß aus der national-politischen Feier eine partei-politische geworden ist. Das Volk der Vereinigten Staaten feiert diesen denkwürdigen Tag nicht als ein freies, sondern als ein in zwei große politische Theile getrenntes Volk. Jede Partei hat ihre eigene Anordnung, Redner, Trinksprüche u. s. w.; und benutzt den Tag zu politischen Zwecken. Die Deutschen Cincinnati's waren ebenfalls in zwei Parteien, in die **Harrison** und in die **Varen Buren** Partei geschieden und jede feierte ihren vierten Juli besonders. Es ist über diese Parteiwuth und über die getheilte Feier dieses Tages viel geschrieben worden, allein dadurch ist die Sache nicht anders geworden und wird auch wohl nicht anders werden. An diesem Tage wird viel geschossen, und Viele kommen dabei zu Schaden. Im Jahre 1837 wurden zwischen 50 — 60 Personen entweder getödtet oder auf Zeitlebens verstümmelt; im

folgenden Jahre war die Zahl der Getödteten und Verwundeten nicht viel geringer. In New-York ereignete sich im J. 1840 ein sehr beklagenswerther Unglücksfall. Ein Knabe brannte in Fulton Straße eine Rakete ab, die in einen Laden drang, der mit Pulverwaaren angefüllt war. Es erfolgte eine furchtbare Explosion; das Haus stand sogleich in Flammen, und die hochschwangere Frau des Mannes, welcher den Laden hielt, fand in ihnen mit ihrem Kinde den Tod. Man könnte ein Buch schreiben voll von Unglücksfällen, die sich seit der ersten Feier dieses Tages bis auf die gegenwärtige Zeit in Folge des leichtsinnigen Gebrauches der Feuerwaffen und Raketen zugetragen haben. Daß die Leute durch den Schaden Anderer nicht klug werden! Allein, da soll die Kanone oder die Flinte oder die alte verrostete Pistole tüchtig knallen, sie wird überladen, springt und tödtet oder verstümmelt den leichtsinnigen Schützen.

In neuerer Zeit spielen die Sonntagsschüler an diesem Tage eine große Rolle. Im Jahre 1839 wurden 12,000 Schüler mit 2000 Lehrern auf 9 Zieh- und 4 Dampfbooten von der Stadt New-York nach Staaten Eiland gebracht und mehr als 2000 Laib Brod und 2000 Pfund Rindfleisch verzehrt. An die Kinder werden Reden über die Bedeutung des Tages gehalten und sie werden gelehrt, diesen Tag „auf geziemende Art“ zu feiern. In Lancaster versammelten sich wenigstens ein tausend Kinder zu den lutherischen, reformirten, presbyterianischen, episcopalischen und universalistischen Gemeinden gehörend mit ihren Lehrern und Freunden in abgesonderten Partieen, um das Befreiungsfest zu feiern. In Pittsburg und Alleghenytown ziehen die deutschen Schulkinder mit den Predigern und Lehrern auf einen freien Platz, wo sie mit Büchern, Backwerk u. s. w. beschenkt

und ebenfalls Reden an sie gehalten werden. In vielen Städten halten auch die Enthaltsamkeits-Vereine Umzüge und Reden. Diese Veränderung der Feier ist größtentheils das Werk der Geistlichkeit. Eine Feier, wie wir sie in Deutschland bei denkwürdigen Ereignissen haben würden, Vormittags das Geläute aller Glocken und feierlicher Gottesdienst in allen Kirchen, Nachmittags Volksfeste mit Anstand und Sitte, ist dort nicht einzuführen. Dort giebt es nur Extreme, entweder ein ausgelassener Tag, geweiht dem leichtfertigen Schießen, Trinken, politischen Ränken u. s. w., oder eine Art Buß- und Bettag, nur geistigen Verrichtungen gewidmet. Die Mittelstraße ist und bleibt doch immer das Beste, man mag gegen sie sagen, was man will.

Professor Biggs hielt Wort. Er ging mit mir zu mehren angesehenen und reichen Amerikanern und verwendete sich für mich; allein wir erhielten trotz seiner Beredsamkeit sehr wenig, so daß wir allen Muth verloren, unsere Wanderung fortzusetzen. Die Meisten entschuldigten sich damit, daß sie, was ich auch gern glaube, zu sehr in Anspruch genommen würden und die Hände, wenn sie allen Sammlern geben wollten, nicht aus den Taschen bringen dürften. Mit Schmerzen erwartete ich Briefe aus St. Louis. Sie kamen endlich am 7. Juli und brachten befriedigende Nachrichten. Ich beschloß nun, sogleich nach Wheeling abzureisen. Die Boote, welche dorthin fahren wollten, waren schon besetzt, so daß ich keinen Platz finden konnte, und überdieß war die Passage ziemlich hoch. Der Capitain verlangte 12 Dollars für die Person. Nun blieb mir nichts weiter übrig, als zu Land über Columbus zu reisen. Ich bezahlte für den Postwagen bis Columbus 6½ Dollars, und hatte eine sehr interessante Gesellschaft im

Wagen. Ein texanischer Landspeculant unterhielt uns fast den ganzen Weg von der Fruchtbarkeit des texanischen Bodens, dem gesunden Klima und den glänzenden Aussichten, die das Land, an dessen Befreiung nicht zu zweifeln sei, dem Einwanderer darböte. Nach seiner Beschreibung mußte uns Texas das aufgefundene Paradies sein. Er erzählte, daß er in Verbindung mit seinem Bruder 300,000 Acker Land in Texas gekauft habe und daß dieses Land noch vor dem, welches die Freiwilligen bekommen würden, den Vorzug habe. Auf dieser Reise wolle er von demselben, so viel er könne, verkaufen, den Acker zu dem enorm wohlfeilen Preise, 50 Cents. Diese Speculation übertraf alle die Speculationen, von denen ich bis dahin gehört hatte. Während die armen Texaner und die aus den Vereinigten Staaten gezogenen Freiwilligen Gut und Blut aufopferten, um das mexikanische Joch abzuschütteln, und es noch gar nicht gewiß war, ob Texas siegen würde, reiste dieser Speculant aus New Orleans in den Vereinigten Staaten umher und suchte das Land, um dessen Besitz noch gestritten wurde, an den Mann zu bringen. In Buffalo, New York und andern Städten wurden Comptoire für den Verkauf texanischer Ländereien errichtet und der Acker für 25 Cents ausgeboten. Der Krieg in Texas ist größentheils von den Landspeculanten in New York und New Orleans geführt worden. Die Sun, eine New Yorker Zeitung behauptete sogar, aus der zuverlässigsten Quelle zu wissen, daß verschiedenen Sechspennyblättern, die einen ungemeinen Lärm wegen Texas schlugen und Freiwillige aufforderten, dorthin zu gehen und für die Freiheit zu fechten, jedem 4000 Acker Land zugesagt worden wären, im Fall Texas die Oberhand behalten würde, und daß daher dieser Lärm und dieses Geschrei für Texas käme.

Damals war die schöne Chaussee nach Columbus noch nicht gebaut. Der Weg war acht Meilen lang gut, dann wurde er schlecht und durch den einfallenden Regen so schlecht, daß wir mehre Male aussteigen, damit die Pferde den schweren Wagen fortbringen konnten, und im Kothe waden mußten. Die Nacht war dunkel, wir wußten nicht, wohin wir traten und wunderten uns bei anbrechendem Tage nicht wenig über unser Aussehen. Der Süden Ohios wird das Paradies des Staates genannt. Das Land ist fruchtbar und die Gegenden sind herrlich.

Wir kamen durch Xenia, einem an sich unbedeutenden aber durch die kurz vorher gehaltenen Synode der hochdeutsch reformirten Kirche von Ohio berühmt gewordenen Städtchen. Von Springfield an, einem freundlichen Städtchen, hatten wir die große National-Straße und die Fahrt ging rasch. Einige Stellen waren jedoch sehr schlecht. In Amerika wird auf die Ausbesserung der Straßen nicht so gesehen, wie in Deutschland. Dort wird gefahren, so lange es geht; ist die Straße sehr schlecht geworden, so werden zu ihrer Ausbesserung Tausende von Dollars bewilligt und ist das Geld verwendet, bleibt sie ihrem Schicksale überlassen, bis wieder eine bedeutende Ausbesserung nöthig wird. Mit unserer deutschen Einrichtung würde man viel Geld ersparen.

Columbus, der Sitz der Regierung, am östlichen Ufer des Scioto, gerade unter seinem Zusammenflusse mit dem Olantange, in einer angenehmen Gegend, hat ein reinliches und nettes Ansehen und wird von Jahr zu Jahr verschönert. Ich besuchte Herrn Professor Schmidt, und wurde von ihm eingeladen, am folgenden Tage zu predigen. Es war eine schöne, zahlreiche Versammlung, zu welcher ich pre-

digte. Nach gehaltener Predigt brachte ich meine Bitte vor; Herr Professor Schmidt unterstützte sie und die Beiträge fielen, obgleich kein Glied von einer zu hebenden Collecte etwas gewußt hatte, reichlicher aus, als wir vermuthet hatten. Die meisten Glieder der Gemeinde leben, wie fast in allen Städten, von ihrer Hände Arbeit und haben also nicht viel übrig. In neuester Zeit sind jedoch durch die Verlegung des Courthauses in das deutsche Viertel manche Deutsche wohlhabend geworden, da dadurch die Preise der Bauplätze in jener Gegend ziemlich gestiegen sind. Doch sollen die Deutschen eben nicht in großer Achtung bei den Amerikanern stehen, was anders werden wird, sobald sie sich mehr amerikanisiren, an Sonntagen die Wirthshäuser und Branntweinschenken nicht mehr so häufig oder gar nicht besuchen und einen den Amerikanern anstößigen Lärm verführen, fleißig in die Kirche gehen oder wenn dieses nicht geschicht, durch ihr Betragen wenigstens kein Aergerniß geben. Der Amerikaner verlangt nun einmal, daß sich der Deutsche nach ihm richtet, besonders in der Feier des Sonntags. Ich logirte bei ihm im Seminargebäude und hatte daher Gelegenheit, mich mit der Einrichtung des Seminars bekannt zu machen.

Schmidt war einziger Professor an der Anstalt und hatte also vollauf zu thun. Dabei mußte er noch die aus der Stadt ihm zugeschickten Knaben der Amerikaner in der deutschen und lateinischen Sprache unterrichten, weil unter dieser Bedingung, daß die Söhne der Bürger von Columbus in der Anstalt Elementarunterricht erhalten können, die Anstalt von den Einwohnern der Stadt unterstützt worden war. Die meisten der Studenten waren ohne alle Vorbereitung in das Seminar eingetreten, vom Pfluge oder von dem Handwerke weggenommen, und machten dem Lehrer, der aus ihnen

20

brauchbare Männer bilden wollte, sehr viele Mühe. Wundern muß man sich, daß Einige ziemlich gute Prediger geworden sind, die selbst in vielen deutschen Dorfgemeinden nicht nur gut fortkommen, sondern auch bei dem Eifer, den sie im Amte zeigen, sehr nützlich sein werden. Sie wohnten in dem Seminargebäude, das ein recht nettes backsteinernes Gebäude ist, damals aber noch nicht völlig ausgebaut war, und erhielten ihre Kost von dem Professor oder beköstigten sich selbst. Nachmittags besuchten wir die Familie Frankenberg, die sich eine Meile von der Stadt angesiedelt hat, und verlebten recht angenehme Stunden. Sie klagten, daß so wenig gebildete Familien in der Nähe und in der Stadt wohnten und daß sie fast auf sich selbst beschränkt wären. Der gemüthliche deutsche Umgang, ohne welchen der gebildete Deutsche bei allem Überflusse sich nicht glücklich fühlt, fehlt in Amerika, vorzüglich auf dem Lande, und derjenige, welcher so glücklich ist, eine Gegend zu treffen, in welcher einige Familien wohnen, mit denen er solchen Umgang pflegen kann, hat von Glück zu sagen.

Am Dienstage reiste ich von Columbus ab. Der Preis der Passage war fünf Dollars. Das war ein Drängen und Treiben; denn zu derselben Stunde kamen und gingen mehre Wagen nach verschiedenen Richtungen ab. Da muß der Reisende auf seine Koffer Acht haben, daß sie nicht verwechselt werden oder auf einen unrechten Wagen kommen oder gar zurückbleiben und verloren gehen. Look out! ist der Trost, den man erhält, wenn Einem ein Koffer oder ein Hutfutteral fehlt. All baggage at the risk of the owner, alle Baggage wird auf das Risico des Eigenthümers mitgenommen, steht auf den Anschlagezetteln und den für die Bezahlung des Fahrgeldes ausgestellten Quittungen, und der Rei-

sende hat nun selbst die Bewachung seiner Effecten zu übernehmen. Ich habe mich nie eher in den Wagen gesetzt, bis ich mich überzeugt hatte, daß meine Sachen aufgepackt und gut verwahrt waren, und dieselbe Vorsicht gebraucht, wenn der Wagen gewechselt und umgepackt wurde. In neuerer Zeit hat zwar ein Gerichtshof entschieden, daß die Eigenthümer der Stages für die übergebenen und auf der way-bill bemerkten Koffer und Effecten einzustehen, und falls etwas wegkommen sollte, dieß zu ersetzen haben; allein ehe man wieder zu seinem Eigenthume kommt, mit welchen Schwierigkeiten ist dieß verbunden! Am besten ist es, wenn man selbst den Wächter macht.

Ich fuhr auf der sogenannten Oppositions-Line, weil diese besser und schneller sein sollte als die United States Mail-Line, auf welcher ich von Cincinnati bis Columbus gefahren war und die mir eben nicht sehr gefallen hatte. Meine Kutsche fuhr mit der Postkutsche zu gleicher Zeit ab. Wir kamen etwa fünf Minuten früher als sie an den Ohio-Fluß, über den man auf einer Fähre zu einer Insel, die gegen eine Viertelmeile breit ist, und von dieser auf einer zweiten Fähre nach Wheeling übergesetzt wird. So nur war es möglich, daß wir Mittwoch früh um 6 Uhr in Wheeling ankommen konnten. Die Entfernung beträgt 126 Meilen. Wir hatten das Glück, daß die ganze Reise ohne Unfall zurückgelegt wurde, wie leicht hätten wir aber auch, zumal die hohen Berge herunter, Unglück haben können.

In Wheeling fand ich mich in meinen Erwartungen völlig getäuscht. Ich konnte trotz aller Mühe für meine Sache nichts ausrichten. Der einflußreiche und wohlhabende Bürger, auf dessen Beistand ich mich verlassen hatte, meinte, daß es jetzt zum Collectiren gerade die unrechte Zeit sei, und

versprach mir, in meiner Abwesenheit für Subscriptionen zu sorgen. Dasselbe versprach der presbyterianische Prediger Weed. Unter den Deutschen einen Versuch zu machen, wäre Unsinn gewesen, da sie selbst collectirten und Geld höchst nöthig brauchten.

Ich verließ daher Wheeling schon am Freitage Nachmittags und nahm meinen Weg über Neu-Philadelphia und Dover, um auf dem großen Ohio Kanale nach Cleveland zu fahren, zugleich wollte ich der Krakauischen Ansiedelung, der ich so nahe war, einen Besuch abstatten. Kutsche und Pferde waren vortrefflich, der Weg dagegen bis Mount-Pleasant, einem niedlichen Städtchen, in dessen Nähe viele Quäker wohnen, sehr hügelig und herzlich schlecht. In Cadix, wo sich der Sitz der Regierung für die Grafschaft Harrison befindet, das aber nicht eben sehr vorwärts kommt, wurde einige Stunden gerastet. Früh Morgens um drei Uhr ging es weiter. Es war stockfinster. Unsere Reisegesellschaft hatte sich vermehrt, wie der anbrechende Tag zeigte, mit dem die interessante Unterhaltung, aber auch meine Plage begann. Die Dame, durch die unsere Gesellschaft vermehrt war, trug eine grüne Brille und sprach nur von religiösen Dingen, seufzte viel und klagte besonders über die Verderbtheit und Verstocktheit der Menschen. Ich konnte in der ersten Zeit es mir gar nicht erklären, wie die Dame an diesem Gespräche, das sie fast allein führte, so viel Vergnügen finden konnte und war geneigt zu glauben, daß eine unglückliche Liebe in ihr diese misanthropischen Gesinnungen hervorgerufen hätte, aber ich wurde bald aus meinem Irrthume herausgerissen. Sie war eine Missionarin der Methodistenkirche und auf einer Missionsreise, auf der sie predigte, Betversammlungen hielt, die Sonntagsschulen besuchte, Tractate austheilte u. s. w.

begriffen. Mich plagte sie damit, daß ich ihr an jedem Orte, an welchem wir anhielten, um die Pferde zu tränken, zu essen oder dergleichen, von dem Verdecke der Kutsche ihren nicht leichten Koffer herunter- und wieder hinaufschaffen mußte. Die Galanterie der Herren gegen die Damen geht in Amerika zwar weit und gefällt mir besser als die Unhöflichkeit vieler deutschen Herren, die ihre bequemen Sitze behalten und die Damen auf den unbequemen sitzen lassen oder ihnen nicht die geringste Handreichung thun; allein diese gezwungene, abgedrungene Galanterie ging mir ein bischen zu weit, und ich war herzlich froh, als sie den Wagen verließ, um in einer benachbarten Ansiedelung ihre Tractate zu vertheilen.

Vor Neu-Philadelphia verließ ich die Postkutsche, um über den Tuscarawas Fluß zu setzen und meine alten Freunde zu besuchen. Je näher ich dem Krakauischen Hause kam, desto größer wurde meine Wehmuth; ich wußte ja, daß ich den, der für seine Familie immer so väterlich gesorgt hatte und mir Freund und Berather gewesen war, nicht wieder fand. Bei meiner Ankunft wurde die Wunde von Neuem aufgerissen und es flossen der Thränen gar viele. Wir erinnerten uns der frohen Tage, die wir in Deutschland mit einander verlebt, der schönen Pläne, die wir gemacht und der süßen Hoffnungen, die wir genährt hatten und riefen uns das Bild des Verewigten in allen seinen Zügen zurück. Die schönen Pläne und die süßen Hoffnungen waren mit ihm begraben! So geht es Vielen in Amerika; doch nicht nur dort, sondern wir finden dieß überall. Wohl dem, dessen Andenken gesegnet ist! Die Wittwe, deren Vertrauen auf Gott durch diese Prüfung nur noch gestärkt worden war, bearbeitete mit ihren Kindern, die Gott Lob! gesund und

stark waren und ihr treulich beistanden, die Bauerei und warf alle ihre Sorge auf den Herrn. Wenn uns Gott nur gesund läßt, so kommen wir mit seiner Hülfe schon durch; der härteste Schlag hat uns getroffen; doch der, welcher Wunden schlägt, heilt sie auch," das war ihr Trost und ihr Muth. Ernst Krakau, der, wie meine Leser wissen, sich in der Nähe seines verstorbenen Bruders angekauft hatte, war auf seiner Bauerei vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt und verrichtete mit vieler Liebe die ungewohnten Arbeiten, von denen er im Schooße seiner Familie ausruhte und sich erholte. Er wollte es durchsetzen, ein tüchtiger Bauer zu werden, scheute keine Arbeit und war unverdrossen; allein es ist und bleibt immer für den, der für Bauerarbeiten nicht erzogen und zu denselben von früher Jugend auf nicht angehalten worden ist, eine schwierige Aufgabe, in seinen alten Tagen ein guter amerikanischer Bauer zu werden. Man stelle sichs ja nicht so leicht vor.

Zufällig gingen an diesen Tagen sehr wenige Boote auf dem Ohio Kanale nach Cleveland und ich mußte mich einen Tag länger, als ich mir vorgenommen hatte, aufhalten. Von der Ansiedelung bis Dover, 9 Meilen, bezahlte ich 25 Cents. Die Passage war damals 2½ Cents für die Meile ohne Beköstigung, 4 Cents mit Beköstigung. Einige Deutsche, die ich auf dem Boote fand, hatten mit dem Capitain accordirt und bezahlten nur 2 Cents für die Meile. In Dover stieg ich aus, um Freund Blickensdörfer zu besuchen. Das Städtchen liegt auf einer Ebene, 35 Fuß über dem Kanalwasser, das nur durch den Kanaldamm von dem Tuscarawas Flusse getrennt ist, treibt vielen Handel und hebt sich von Jahr zu Jahr. Im Jahre 1836 wurden von hier 17,758 Buschel Weizen, 4464 Fässer Mehl, 64,272 Fässer

Butter, 441 Buschel Flachssamen und 304,191 Pfund von andern Artikeln verschifft und von New York und andern Plätzen 135 Tonnen Kaufmannsgüter, 653 Fässer Salz, 121 Fässer Fische und 214,022 Pfund von andern Artikeln eingeführt. In dem Städtchen wohnen nicht viele Deutsche, aber desto mehr in der Umgegend. Es hat ungefähr 700 Einwohner. Die Eisenbahn, welche von Wheeling nach Sandusky City an der Sandusky Bai gebaut und über Dover geführt werden sollte, sollte hier mit der andern von Cleveland nach Columbus projectirten verbunden und Dover das Hauptdepot der beiden Eisenbahnen werden. Bei Blickensdörfer lag ein Buch zur Unterzeichnung von Actien offen und man zweifelte an der Ausführung des Werkes nicht im Mindesten. Es ist jedoch nichts daraus geworden und die Eisenbahnlinien stehen bis auf den heutigen Tag nur auf dem Papier. Die schlechten Zeiten, welche plötzlich eintraten, oder besser gesagt, der nicht mehr zurückzuhaltende Ausbruch der unsinnigen Speculationen in jeder Branche, tragen die Schuld davon. Die Boote, welche in dieser Jahreszeit nach Cleveland gehen, sind größtentheils mit den Producten des Ohio, mit Weizen, Fleisch, Mehl und Whisky beladen; die von Cleveland kommenden sind meistentheils unbeladen. Im Frühjahre und im Herbste tragen sie desto schwerere Lasten an Kaufmannsgütern; denn in diesen Jahreszeiten werden von den westlichen Kaufleuten die Einkäufe in den Seestädten gemacht und was in New York gekauft wird, geht größtentheils über den Erie See und auf dem Ohio Kanale nach dem Westen.

Das Kanalboot Niagara (jedes Boot führt einen Namen) hatte eine bequeme Cajüte und gutes Essen, und ließ als ein gewöhnliches Boot nichts zu wünschen übrig. Bis

Massillon war ich der einzige Passagier; hier bekam ich einen Universalisten-Prediger zum Gesellschafter. Während der Capitain den Zoll bezahlte, ging ich an's Land und besah das Städtchen. Im Jahre 1826 war es ausgelegt worden und jetzt nach zehn Jahren hatte es gegen 1500 Einwohner, 16 Kaufmannsläden, 6 Gasthöfe, 15 Speicher, 1 Druckerei, 1 Bank, 2 Kirchen, 3 Apotheken oder Droguerien, 2 Advokaten, 4 Ärzte, 3 Prediger und eine Menge Handwerker. Daß ich in diesem Städtchen eine Gemeinde bilden, mehre Jahre Prediger sein, eine Kirche bauen und eine Frau holen würde, daran dachte ich damals freilich nicht.

Als wir abfahren wollten, kam noch ein Canadier. Er hatte seinen Bruder, der in der Gegend von Massillon wohnte, besucht und weil ihm Alles, Boden, Klima, Einwohner, recht gut gefallen hatte, den Entschluß, mit seiner ganzen Familie Canada zu verlassen und sich in der Nähe seines Bruders anzukaufen. „Ich bin als ein Bube von 2½ Jahren mit mit meinen Eltern nach Canada ausgewandert und habe lange dort gelebt, aber hier in dieser Landschaft gefällt es mir doch besser. Bei uns ist es zu kalt und die Kälte zu anhaltend, sie dauert 6—7 Monate, und Welschkorn kommt nicht gut fort. Was für Welschkorn bauen sie hier, das anzusehen ist eine Lust. Ich bleibe auch nicht länger in Canada." Er kannte auch einige Deutschländer, unter diesen auch einen aus Sachsen, Herrn Cartes.

Bedeutender als Massillon wird das 24 Meilen entfernte Akron werden, welches jetzt zum Regierungssitze der neu errichteten Grafschaft Summit bestimmt worden und durch den sogenannten **Cross Cat Canal**, der von Beaver am Ohio-Flusse anfängt und hier in den großen Ohio-Kanal mündet, mit Philadelphia und Baltimore in nähere Handelsverbindung gekom-

men ist. Wenn der Erie-See und Erie-Kanal für die Schifffahrt noch nicht geöffnet sind, können Waaren auf diesem Cross Cat Kanale nach Beaver, von dort auf Dampfbooten nach Pittsburg und von da auf dem Pennsylvanischen Kanal nach Philadelphia oder Baltimore geschickt werden. Die Entfernung von Akron nach diesen Städten ist auf diesem Wege 250 Meilen kürzer als nach New-York auf dem Erie-See und Erie-Kanale. Akron wurde im Jahre 1825 ausgelegt und hatte schon damals (1836) gegen 1600 Einwohner; in neuerer Zeit haben sich auch viele Deutsche dort niedergelassen. Die Wasserkraft, welche dieses Städtchen durch den Ohio-Kanal, der hier die meisten Schleusen hat, und durch die kleine Cuyahoga erhält, ist außerordentlich und treibt jetzt schon eine bedeutende Anzahl Mühlen, die dem Platze Regsamkeit geben und den Handel beleben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Akron durch seine günstige Lage an diesen beiden Kanälen eine der ansehnlichsten Städte am Ohio-Kanale werden wird. Eine deutsche Gemeinde ist daselbst noch nicht gegründet.

Von hier aus wird die Reise auf dem Kanale einförmig und langweilig, und der Reisende ist froh, wenn er Cleveland zu Gesicht bekommt. Diese Stadt am See Erie an der östlichen Seite des Cuyahoga-Flusses (welcher den Hafen bildet), auf einer Ebene 80 Fuß über dem See gelegen, gewährt mit seinen Kanal- und Dampfbooten, Schooners und Briggs einen reizenden Anblick, und ich muß aufrichtig bekennen, daß mir im Staate Ohio nächst Cincinnati keine Stadt besser gefallen hat, als das freundliche, geschäftige Cleveland, das seit dem Jahre 1825, in welchem der Hafen von den Ver. Staaten und der Ohio-Kanal vom Staate Ohio angefangen wurde, auf eine erstaunende Weise zugenommen hat. Im Jahre 1816 wurde es als Dorf (village) incorporirt,

im J. 1825 hatte es gegen 500 Einwohner; im J. 1830 1000, im J. 1834 4300 Einwohner; im J. 1836 wurde es zur City erhoben und im J. 1840 zählte es gegen 8000 Einwohner. Es ist der Regierungssitz für die Grafschaft Cuyahoga, hat ein schönes, auf einem freien mit Bäumen bepflanzten Platze gelegenes Rathhaus, eine presbyterianische Kirche von Sandsteinen, eine baptistische von Backsteinen, eine Episcopalkirche von Holz, aber niedlich gebaut und zwei methodistische Versammlungshäuser von Backsteinen (ein bischöflich-methodistisches und ein protestantisch-methodistisches) und wird in Kurzem auch eine deutsche Kirche erhalten. Auch befindet sich hier eine hölzerne Kirche für die Matrosen und Bootsleute. Die Schulen sind öffentlich und werden durch eine Stadtabgabe unterhalten und die Schulgebäude wahre Zierden der Stadt. Die Straßen sind weit und regelmäßig angelegt und größtentheils mit Bäumen bepflanzt, so daß man im Sommer wie auf dem Lande wohnt. Das Einzige, was mir nicht gefallen hat, sind die vielen und heftigen Stürme, die über den See daherbrausen und das allmälige Einstürzen des Ufers. Das Letztere ist so bedeutend, daß ein großer Theil der in der nächsten Umgebung der Stadt liegenden schönen Ebenen vernichtet worden ist, wodurch die Eigenthümer großen Verlust erlitten haben und daß bereits Privatwohnungen haben zurückgesetzt werden müssen. Besonders auffallend war dies im J. 1840, in welchem ich zweimal in Cleveland war und dieses Einstürzen genau beobachten konnte. Wenn dieß so fortgeht, so ist der bebaute Theil der Stadt in großer Gefahr, da man dem Einstürzen, weil der Boden aus lauter Sand besteht und von unten ausgeschwemmt wird, keinen Einhalt thun kann. Dieß ist nicht nur der Fall bei Cleveland, sondern an vielen andern Stellen des südlichen Ufers,

z. B. oberhalb der Mündung des Black River. Dagegen gewinnt der nördlich gelegene Theil des Ufers verhältnißmäßig an Land. Es ist allerdings wahr, daß der Erie eine Höhe erreicht hatte, wie man sich nicht erinnern konnte, und die Furcht erzeugte, daß, sollte er fortfahren sich zu erheben, er sich entleeren und fürchterliche Verwüstungen anrichten würde, allein die Furcht ist jetzt verschwunden. Das Steigen ist nicht periodisch, wie man bis jetzt angenommen hat, sondern rein zufällig. Mehre auf einander folgende trübe und kalte Sommer und viele östliche Winde und regnigtes Wetter waren die Ursache. Jetzt ist er wieder bedeutend gefallen.

Die Geschäfte, welche in Cleveland gemacht worden, sind sehr bedeutend. Im Jahre 1836 kamen an Schiffe, Briggs, Schooners und Schaluppen 911; Dampfboote 990. Auf dem Kanale kamen an 117,277,580 Pfund Güter, an Werth von 12,444,708 Doll. Die vorzüglichsten Artikel der Einfuhr waren:

Weizen,	Bushel	464,756.	Butter,	Pfunde	900,419.
Flachssaamen,	"	11,563.	Käse,	"	74,880.
Welschkorn,	"	392,281.	Schweinefett,	"	636,409.
Kohlen,	"	34,924.	Eisen,	"	1,031,568.
Mehl,	Fässer	167,539.	Taback,	Oxhoft	3,851.
Schweinefleisch,	"	13,495.	Bretter,	Fuß	1,235,186.
Whisky,	"	7,257.	Steine,	perches	6,796.

Auf Dampfbooten und andern Seefahrzeugen wurden in demselben Jahre eingeführt:

Salz,	Fässer	22,214.	Mühlsteine,	Paare	57.
See-Fische,	"	5,002.	Gips,	Pfunde	1,584,289.
Kaufmannsgüter,	Pf.	133,384,959.	Bretter,	Fuß	291,652.
Mobilien,	"	1,314,280.	Schindeln,	M.	1,551.

Im Monat Mai 1838 trafen auf dem Kanale von den Hauptartikeln ein: 110,599 Bushel Weizen, 11,667 Bushel Welschkorn, 58,875 Fässer Mehl, 16,446 F. Schweinefleisch, 2,874 F. Whisky, 511,907 Pfund Salzfleisch, 478,024 Pf. Fett. Verschifft wurden in diesem Monate 3,558,878 Pfund. Der Werth der im J. 1838 auf dem Kanale angekommenen und ausgeführten Güter überstieg die Summe von fünf Millionen; im J. 1830 betrug der Werth der ausgeführten Güter nur 377,197 Dollars. Im November 1840 kamen auf dem Kanale an: 95,129 Bushel Weizen, 2,310 B. Welschkorn, 2,562 B. Hafer, 9,607 B. Kohlen, 47,608 Fässer Mehl, 247 F. Salzfleisch, 1,620 F. Whisky, 140,384 Pf. Butter, 563,122 Pf. Eisen und Nägel, 6,552 Pf. Fett, 112,262 Pfund Güter.

Wenn bei Buffalo im Frühjahre der See vom Eise frei wird, ist bei Cleveland schon Ladung eingenommen und die Schifffahrt nimmt ihren Anfang. Der Unterschied zwischen diesen beiden Städten ist wirklich auffallend, wie folgende genaue Tabelle zeigt:

Bei Buffalo war der See vom Eise frei:	Bei Cleveland begann die Schifffahrt:
1830 den 6. April.	1830 den 3. April.
1831 den 8. Mai.	1831 den 29. März.
1832 den 27. April.	1832 den 28. März.
1833 den 28. April.	1833 den 2. April.
1834 den 6. April.	1834 den 1. Febr.
1835 den 8. Mai.	1835 den 27. März.
1836 den 25. April.	1836 den 14. April.
1837 den 22. Mai.	1837 den 20. März.
1838 den 4. April.	1838 den 25. März.
1839 den 14. April.	1839 den 21. März.

Im Jahre 1830 nahmen 327 Fahrzeuge in dem Hafen Ladung ein, im J. 1838 dagegen 3,028, an Zahl also fast zehnmal, an Tonnengehalt wohl zwanzigmal mehr. Ihre Zahl nimmt von Jahr zu Jahr zu. An einem Tage im Mai 1840 wurden 34 Fahrzeuge, die 86,956 Bushel Weizen und 863 Fässer am Bord hatten, segelfertig. 21 derselben gingen nach Canadischen Häfen.

Aus diesen wenigen Angaben kann man sehen, wie bedeutend der Handel und die Geschäfte sind und wie lebhaft der Hafen ist. Es ist eine Freude, diesem Drängen und Treiben zuzusehen, das an den Wochentagen stattfindet. An Sonntagen nämlich ist es still und ruhig.

Ich fand die deutsche Gemeinde in zwei Parteien getheilt, die eine war für den Prediger Tanke, der sich damals gerade in New-York befand, um seine aus Deutschland angekommene Braut abzuholen, die andere für einen gewissen Buse, der während der Abwesenheit Tanke's in Cleveland angekommen war, bald nach seiner Ankunft zu predigen angefangen und einen großen Theil der Gemeinde für sich gewonnen hatte. Mir wurde Buse als Prediger vorgestellt; ich predigte an einem Wochenabende vor einer kleinen Versammlung, der auch Buse beiwohnte, und konnte für meinen Zweck sehr wenig thun. Buse ließ sich nach der Versammlung nicht wieder blicken, vermuthlich weil er glaubte, daß mir von der Gegenpartei seine saubern Geschichten erzählt worden wären, und ich reiste ab.



Zehntes Kapitel.

Ankunft in Buffalo — Vorsicht auf Reisen auf Dampfbooten und beim Landen — Pastor Günther — die projectirte Universität — Mein Freund H. — Furchtbarer Bankerott Rathbun's — Buffalo's Wachsthum — Fulton, der Erfinder des Dampfbootes — Erie Kanal — Auswanderung über Buffalo — Deutsche Einwanderer — Unreinlichkeit vieler Einwanderer — Trachten der Deutschen — Guter Rath für Einwanderer — Lage von Buffalo — Gebäude — Opposition auf dem Erie Kanal — Lockport — Ankunft in Rochester — die deutsche protestantische Gemeinde — Hiestand, der Bekehrer — Sein fürchterliches Raisonniren auf die Geistlichkeit in Deutschland — Urtheile der Methodisten — Sein Buch: **Travels in Germany Prussia and Switzerland** — Sein Collectiren zum Bau eines Missions-Hauses in Berlin — Tilgung seines Namens in der Predigerliste — Mißtrauen gegen deutsche eingewanderte Prediger und Candidaten — Große Versammlung wegen des öffentlichen Schulsystems — **Dr.** Kirk — Lob der deutschen Schulen — Collecte — Geldverlegenheit — Liberalität der Amerikaner — Rochester — Wachsthum — Mühlen — Wasserkraft — Genessee-Fälle — Kanalboot — Syracuse — die deutsche Gemeinde — Pastor Rechenberg — Rome — Namen der Grafschaften, Städte und Dörfer — Eisenbahn von Utica nach Schenectady — Naturschönheiten des Staates New York — Treaton Fälle — Seen — Schenectady — Albany — die deutsche Gemeinde. —

Die Reise auf dem Erie See nach **Buffalo** war bei dem schönen Wetter höchst angenehm und schnell zurückgelegt. Wir waren in der Nacht um 12 Uhr in tiefem Schlafe angekommen. Früh um 4 Uhr wurde es schon auf dem Boote

lebhaft, und wer seine Sachen nicht in unrechte Hände kommen lassen wollte, mußte aufstehen und nachsehen. Das Stehlen greift dort immer mehr um sich und der Reisende muß auf seine Sache Achtung geben. Auch Taschendiebe finden sich mitunter ein und diese sollen gelenkige Finger haben. So wurden auf dem Dampfboote Providence, das auf seiner Fahrt nach New York begriffen war, in einer Nacht von der Passagier Baggage 2 Koffer und 3 lederne Reisetaschen gestohlen. Der Diebstahl wurde entdeckt, ehe man Newport erreichte, und jeder Passagier und die Baggage untersucht, aber nichts gefunden. Die Diebe hatten auf jeden Fall das Geld, 2 — 300 Dollars, herausgenommen und die Koffer nebst dem übrigen Inhalte ins Wasser geworfen.

Gegen fünf Uhr kamen die Kutschen, um die Reisenden in die verschiedenen Hôtels abzuholen, die Draymänner, um die Güter fortzuschaffen und die Träger, um das Gepäck in irgend ein Gasthaus zu tragen. Man kann sich vor diesen Menschen kaum retten und sich nicht genug vorsehen. Auch hier ist große Vorsicht nöthig, denn schon Mancher ist geprellt worden. So wurde in Buffalo ein junger Einwanderer um 350 Dollars geprellt. Ein in der Stadt unbekannter Mann gesellte sich zu ihm und versprach, sein baares Geld, woran er schwer zu tragen habe, in gangbare Banknoten einzutauschen. Er ging und soll noch wieder kommen. Ein junges verheirathetes Paar aus dem Süden, das seine Flitterwochen in New York halten wollte, läßt seine Koffer auf einen Karren *) (Cars) packen, auf welcher noch andere

---

*) Die Leute, welche Cars führen, heißen in New York Carmänner, (2300 licensirte in dieser Stadt) in den Yankeestaaten Truckmänner und im Süden Draymänner.

Koffer sich befinden, die andern Passagieren gehören und in verschiedenen Theilen der Stadt abgegeben werden sollen. Als die Koffer in dem bezeichneten Kosthause ankommen, fehlt einer, und zum Unglück der, welcher die Brautkleider, Juwelen, Ringe und Geld enthielt. Es wird der Polizei sogleich Anzeige gemacht, und alle mögliche Mühe angewendet, den Koffer ausfindig zu machen, allein ohne Erfolg. Der Koffer konnte nicht wiedergefunden werden.

Die Allgemeine Zeitung von New York vom 30. Juli 1836 schreibt unter der Aufschrift „Warnung“ Folgendes: „Einwanderer aus Deutschland mögen sich vorsehen, in dieser großen Stadt Menschen zu vertrauen, von deren Rechtlichkeit, Namen, Wohnort und Geschäft sie sich nicht ganz genau überzeugt haben. Zwei junge Männer von Long-Island machten am 20. d. bei der Polizei die Anzeige, daß sie um 900 Dollars, ihr ganzes sauer erworbenes Vermögen, durch einen Menschen gekommen wären, welcher sich am Landungsplatz zu ihnen gesellt, sich mit ihnen freundschaftlich unterhalten, ihnen, unter dem Vorgeben, das Geld im Schenkzimmer des Hauses, vor welchem sie saßen, sicher unterzubringen, ihre Kasse abgeschwatzt, und sie am Ende in die Five-Points gebracht habe, wo er sich unsichtbar gemacht hätte. Hier hätten sie überdieß noch Streit bekommen, bei welcher Gelegenheit ihnen ihre letzten 10 Dollars abgenommen worden wären. Eine ähnliche Geschichte ereignete sich vor einigen Tagen mit einem jungen deutschen Einwanderer. — Große Städte sind die Herbergen der Reichthümer und Bettler, der Paläste und prächtigen Kirchen, und der Höhlen der Laster aller Art. Dies ändert auch eine republikanische Verfassung nicht. Darum sehe sich Jeder vor, und weiche nicht einen Finger breit vom Wege der Klugheit und Vorsichtigkeit ab.“

— Fremde sollten solche Leute, denen sie etwas zum Tragen oder Fahren gegeben haben, nie aus den Augen verlieren.

Ich nahm mein Quartier in einem Gasthofe, der den bescheidenen Namen **Traveller's Home** führte, und begann sogleich meine Operationen. Mit vieler Mühe fand ich das Haus des deutschen evangelisch-lutherischen Predigers, diesen aber leider nicht zu Hause. Der lange Weg mußte an dem heißen Nachmittage noch einmal unternommen werden. Aber ich erhielt keine erfreuliche Aussicht und beschloß hier nur noch mein Glück bei den Amerikanern zu versuchen. Auf diesem Wege begegnete ich meinem Freunde, dem Professor H. aus C. Das Zusammentreffen war unerwartet und des Fragens kein Ende. Durch H. lernte ich einen Professor der französischen Sprache aus Paris kennen, der eben so, wie H. auf Speculation hier war. Es sollte nämlich in Buffalo eine große Universität errichtet werden, und es waren bereits 120,000 Dollars für 8 Professuren und 21,000 Dollars zu einem allgemeinen Fonds unterzeichnet worden. In diesem Monate, in welchem ich hier war, sollte die Wahl der Professoren vor sich gehen und die Universität eröffnet werden. Über die ungeheure Liberalität der Buffalonier war ein gewaltiger Lärm in Amerika und Europa geschlagen worden. Die alte und neue Welt schrieb: „Vor 25 Jahren stand Buffalo noch auf keiner Landkarte, und jetzt wissen vielleicht kaum tausend Menschen in der alten Welt etwas von dieser schönen, reichen und ungemein blühenden Stadt. Wird man's dort glauben, daß man an diesem Orte so viel Oel zu einer Leuchte der Wissenschaft spendet?“ und Dr. Bromme in seinem Taschenbuche für Reisende in den Vereinigten Staaten und in seinem großen Werke: Des Universums Neue Welt: Nord-Amerika, in allen Beziehungen geschildert,

Stuttgart, 1839. (Eilfte Lieferung.) 1. Bd. S. 272 geräth nach der Aufzählung der Subscriptionen in eine wahre Erstase. Der Tag erschien und kein Professor wurde gewählt und keine Universität eröffnet. Von der ungeheuren Subscription, die sich auf dem Papiere köstlich ausnahm, war auch nicht Ein Cent einbezahlt worden, und die Candidaten mußten unverrichteter Sache wieder nach Hause ziehen. Man soll Niemand vor seinem Tode glücklich preisen, sagt das Sprichwort. Ob es gleich meinem Freunde sehr lieb gewesen wäre, wenn die Universität errichtet worden und er die Professur, um die er sich bewarb, erhalten hätte, so gab er sich doch, mit den amerikanischen Verhältnissen bekannt, zufrieden und lud mich ein, mit ihm die Umgegend Buffalos und vor Allem die Niagara Fälle zu besuchen. Mir, der ich wegen des Mißlingens meiner Angelegenheit sehr verstimmt war, kam diese Einladung höchst erwünscht. Denn auch bei den Amerikanern konnte ich unter den obwaltenden Umständen und der herrschenden Bestürzung für meine Sache, die recht gut eingeleitet war, nicht das Mindeste thun.

Eines Morgens nämlich, als ich eben zu einem der bedeutendsten Männer der Stadt, der mich zu sich bestellt hatte, gehen wollte, sah ich in den Straßen Gruppen von Menschen, die sich eifrig unterhielten und große Bestürzung verriethen und in dem Hause des Amerikaners fand ich mehrere Personen versammelt und den Mann so beschäftigt, daß er nur die wenigen Worte an mich richten konnte: „Ich bedaure es recht sehr, daß ich jetzt nichts für Sie thun kann. Die Sachen haben sich auf einmal fürchterlich geändert.“ Benjamin Rathbun hatte fallirt. Wäre Buffalo von einem Erdbeben heimgesucht oder der am See gelegene Theil der Stadt überschwemmt oder von einer feindlichen

Flotte bombardirt worden, die Bestürzung hätte nicht größer sein können. Rathbun war Kaufmann, Schiffsrheder, Postcontractor, Wagenfabrikant, Bauunternehmer, Gastwirth, Mühlenbesitzer u. dergl. mehr. Er hatte in seinen Diensten 11 General-Agenten, 9 Aufseher, 46 Vormänner, 2 Baumeister, 1 Messer für Bauholz, 1 Zähler, 2 Buchhalter, 1 Auszahler der Arbeiter, 5 Haupt-Schreiber und 40 Schreiber. Unter diesen Aufsehern ꝛc. arbeiteten in seinen Geschäften gegen 2000 Arbeiter und seine Ausgaben beliefen sich täglich auf ungefähr 10,000 Dollars. Er hatte eben den Aufbau der neuen Börse begonnen, welche eines der schönsten Gebäude in den Vereinigten Staaten zu werden versprach, und war im Begriff, ein dem Astor'schen Hôtel in New York ähnliches an den Niagara Fällen zu errichten. Er hatte nicht weniger als 1200 Männer und 200 Pferde an den Gebäuden, die er in Buffalo baute, in Arbeit. An 1500 Menschen kamen durch diesen Bankerott außer Brod. Man kann sich daher die Bestürzung denken, welche unter allen Klassen der Einwohner, vorzüglich der arbeitenden, herrschte. Die meisten Arbeiter, unter diesen viele Deutsche, hatten ihren sauer verdienten Lohn stehen lassen, um sich damit Land anzukaufen oder irgend ein anderes Geschäft zu beginnen und nun sahen sie sich auf einmal außer Arbeit und ohne Geld. Hätten sich nicht sogleich einige angesehene Männer der Stadt der Rathbunschen Angelegenheit angenommen und die Arbeiter durch gedruckte Plakate zu besänftigen gesucht, es wäre gewiß zu einem Aufstande und zur Plünderung des Rathbunschen Besitzthums gekommen. Man schätzte seine Schulden auf 2 Millionen 800,000 Dollars, von denen über eine Million nachgemachte Noten waren. Sein Vermögen wurde auf drei Millionen geschätzt. Er hatte sich aus dem Staube

gemacht, wurde aber später sammt seinem Bruder, der ebenfalls an der Verfälschung Theil genommen hatte, verhaftet und nach einem langen Prozesse zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Trotz der ungeheuren Betrügereien, welche er begangen hatte, wurde er doch von Vielen bedauert und bemitleidet, und selbst die, welche ihn bestraft wünschten, schlossen gewöhnlich mit den Worten: but he was an extraordinary man, aber er war doch ein außerordentlicher Mann. Und das war er auch. Fünfundzwanzig Jahre vorher hatte er ein kleines Geldwechsel- und Handelsgeschäft in Cherry-Valley angefangen und sich von dort nach Sandusky in Ohio gewendet. Hier war er in Folge von Krankheiten, die ihn und seine Familie heimsuchten, an den Bettelstab gerathen. Mit dem „Ranzen auf dem Rücken,“ wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, kam er vor ungefähr 20 Jahren nach Buffalo und miethete eine kleine Schenke sammt Geräthe. Durch glückliche Landspeculationen wurde er bald ein reicher Mann, und nun begann er in Allem zu speculiren. Buffalo verdankt ihm seine schönsten Gebäude und einen großen Theil seines Handels. Es ist fast unglaublich, was dieser Rathbun vermochte. „Auf seinen Wink richteten sich Kirchen, Waarenhäuser, Wherfte und andere öffentliche Anstalten auf. Er spielte mit Millionen, hatte einen unbeschreiblichen Credit und beherrschte ganze, weit umfassende Gebiete. Eine Menge ihm angehörender Schiffe von allen Gattungen segelten auf dem Erie. Sein Unternehmungsgeist stand nirgends still. Er baute Eisenbahnen und besaß 4 der größten Kaufmannsläden in Buffalo, von denen jeder in einer Tiefe von 150 Fuß mit Gütern vollgepfropft war. Er eignete sämmtliche Stagelinien zwischen Buffalo und Batavia und mußte für diesen

Erwerbszweig allein 600 Pferde halten. *) Kurz er war der größte Kapitalist der Stadt und umliegenden Gegend und seine Verbindungen liefen durch alle Staaten. Kein Wunder, daß man ihn einen außerordentlichen Mann nannte. — Die Bittschrift, welche später von vielen Bürgern Buffalo's unterzeichnet, dem Gouverneur eingehändigt wurde, um Begnadigung Rathbun's bittend, blieb ohne Erfolg und so wird er wohl, ob er gleich von Vielen zurückgewünscht wird, seine Zeit absitzen müssen.

Daß keine Stadt in den ganzen Vereinigten Staaten sich so schnell gehoben und zu einer solchen Bedeutung in so kurzer Zeit emporgeschwungen hat, wie **Buffalo**, darin stimmen alle nordamerikanischen Reisebeschreiber überein. Im Jahre 1814 brannte Buffalo nieder; es war damals nur ein Dorf; ein einziges Haus, das einer Wittwe an dem obern Theile der Hauptstraße gehörte, blieb stehen und im J. 1836 hatte es 20,000 und im J. 1840 über 25,000 Einwohner. Die Hauptstraße ist nicht minder lebendig und volkreich, als der Broadway in New-York, und die Hausmiethen sind fast eben so hoch, wie in dem Reiche des Handels (emporium of commerce). Die Kaufläden sind groß, geschmackvoll und einige derselben haben eine Tiefe von 160 Fuß, die mit reichen Waarenvorräthen angefüllt sind. Mehre Kaufleute beziehen ihre Güter direct von Europa, und da diese bei ihrer Ankunft vom Schiffe aus auf Kanalpacketboote verpackt werden können, so werden sie nicht eher abgeladen, als bis sie in Buffalo vor dem Hause des Eigenthümers ankommen. Die westlichen Kaufleute werden eingeladen, in Buffalo ihre Einkäufe zu machen, „da sie hier eben so gute

*) Alte und Neue Welt vom 13. August 1836.

und wohlfeile Waaren bekommen, wie in den Seestädten, und noch dazu Zeit und Geld sparen.“ Im Jahre 1803 wurden die Briefe alle zwei Wochen ein Mal durch einen Postreiter expedirt, jetzt fliegen fast zu jeder Stunde des Tages nach allen Richtungen Postkutschen durch die Stadt. Vier tägliche Stages gehen nach den östlichen Staaten und eine gleiche Anzahl kehrt zurück. Das dortige Postamt gehört zu den einträglichsten in den Vereinigten Staaten.

Wo man noch vor 30 Jahren fast nichts als Kähne sah, da hat sich eine Schifffahrt entwickelt, die man kaum lebendiger in den Häfen der atlantischen Küste findet. Man schätzt die Zahl der Schiffe, Briggs ꝛc. auf 300. Im Jahre 1821 fuhr ein einziges Dampfboot, „Walk-in-the-water“, auf den Gewässern des Erie, im J. 1836 fuhren nicht weniger als 31 Dampfboote regelmäßig von und nach Buffalo. Man nahm an, daß diese 31 Boote alle 6 Tage 53 Mal kamen und 53 Mal abgingen, so daß täglich 17 Boote am Wharfe beschäftigt waren, Passagiere, Güter, Baggage ꝛc. aus- und einzuladen. Außer diesen Booten, welche auf den See'n Erie, St. Clair, Huron und Michigan gingen, befuhren 9 Boote, alle amerikanische, die Detroit, St. Clair, Maumee, La Plaisance und Sandusky Bay. Im Ganzen fahren jetzt auf dem Erie 40 amerikanische und 4 britische Dampfboote. Könnte Fulton, welcher auf dem Hudson das erste Dampfschiff in Bewegung setzte und wegen seiner Erfindung ausgelacht wurde, zurückkehren und die nicht nur auf den See'n und den Flüssen seines Vaterlandes, sondern fast in allen Gewässern der Erde schwimmenden Paläste sehen, wie würde er sich über den Triumph seiner Erfindung freuen! Ihn, den großen Mann, ließ die Welt, welche er bereichert hatte, in Dürftigkeit sterben. Im December 1838 übten die Vereinigten

Staaten einen Act der Pietät gegen ihn dadurch, daß durch den Congreß seiner hinterlassenen Familie ein Geschenk von 100,000 Dollars gemacht wurde. Höchst interessant ist die von Herrn Flory in dem „North American Review“ gelieferte Schilderung der ersten Fahrt, welche Fulton mit seinem Dampfboote anstellte, und wohl werth, daß sie auch in diesem Buche einen Platz findet. Herr Flory theilt darüber Nachstehendes mit:

„Ich hörte von dem berühmten Erfinder der Dampfboote selbst, dem Herrn Fulton, die Geschichte seiner Bemühungen und Entmuthigungen mit warmem Interesse erzählen. — „Als ich zu New-York mein erstes Dampfschiff baute, sagte er, sprach man von meinem Unternehmen entweder nur gleichgültig oder verächtlich. Man hielt es für eine Schwindelei. Meine Freunde benahmen sich dabei immer sehr anständig, allein sie äußerten sich gegen mich mit der größten Zurückhaltung; meine Erklärungen hörten sie geduldig an, aus ihren Mienen leuchtete aber auf das Klarste hervor, daß sie denselben keinen Glauben schenkten.

„Da ich täglich auf der Schiffswerfte war, wo mein Boot gebaut wurde, so machte ich mir oft das Vergnügen, an die Gruppen müßiger Fremden, die sich in kleinen Kreisen bildeten, heranzutreten, ohne mich zu erkennen zu geben und hörte die verschiedenen Vorstellungen mit an, die man sich von dem Zwecke des neuen Fahrzeuges machte. Gewöhnlich sprach man verächtlich, spöttisch und die Sache in's Lächerliche ziehend, darüber. Wie herzlich lachte man nicht auf meine Unkosten! wie viele Bonmots mußte ich hören! welche weise Berechnungen über Verlust und Kosten! Man sprach von nichts als von Fulton's Thorheit, und nie hörte ich die mindeste Bemerkung, die mich hätte ermuthigen können, die

Äußerung eines lebhaften Wunsches oder die irgend einer Hoffnung; das Schweigen selbst war nur eine kalte Höflichkeit, unter welchen man jeden Zweifel verbarg und womit man jeden Tadel bedeckte.

„Endlich kam der Tag, an welchem der Versuch gemacht werden sollte. Ich lud eine Menge Freunde zu mir an Bord, um demselben beizuwohnen. Einige nahmen meine Einladung aus Freundschaft für mich an; man konnte aber recht gut sehen, daß sie es nur ungern thaten, weil sie mehr das Mißlingen als das Gelingen meines Versuches zu theilen hofften. Ich selbst verhehlte es mir nicht, daß ich mehre Gründe hatte, zu zweifeln, daß der Versuch gut ausfallen werde. Die Maschine war neu und schlecht gearbeitet; sie war größtentheils die Arbeit von Mechanikern, die solche Arbeit vorher noch niemals gemacht hatten und vernünftigerweise mußte man annehmen, daß auch noch andere Ursachen unvorhergesehene Schwierigkeiten bewirken könnten. Der Augenblick, das Fahrzeug in Bewegung zu setzen, kam endlich herbei. — Meine Freunde hatten auf dem Verdeck Gruppen gebildet; Ängstlichkeit und Besorgniß las man auf ihren Gesichtern; sie waren still, traurig, niedergeschlagen. In ihren Mienen las ich nichts als Mißlingen, so daß ich in eine Stimmung gerieth, die es mich fast bereuen machte, daß ich das Unternehmen begonnen hatte.

Das Zeichen wird gegeben; das Boot arbeitete etwas; dann bleibt es stehen; es ist nicht möglich, es wieder in Gang zu bringen. An die Stelle der den Augenblick vorher stattfindenden Stille tritt nun unzufriedenes Murren, Unruhe, Zischeln, Achselzucken. Sehr deutlich vernahm ich von allen Seiten die Worte: „„Ich sagte es wohl, daß es so kommen würde; — es ist das Unternehmen eines Thoren; — ich

wünschte, daß ich von hier weg wäre.«« — Ich stieg auf eine Platteform, redete die Gesellschaft an und bat sie ruhig zu bleiben und mir eine halbe Stunde Zeit zu lassen, wo ich dann entweder weiterfahren oder für dieses Mal die Reise aufgeben würde. Da man mir ohne Vorwurf die kurze Frist, um die ich gebeten hatte, verstattete, so stieg ich in das Innere des Fahrzeuges hinab, untersuchte die Maschine und fand, daß die Hemmung bloß von einem schlecht eingreifenden Stücke herrührte. Das Hinderniß war in einem Augenblicke beseitigt; die Maschine fing wieder an zu arbeiten, und die Fahrt ging von neuem vorwärts. —

Dessenungeachtet dauerte der Unglaube bei Allen fort; man fürchtete, den offenbaren Beweis anzunehmen. Wir verließen das schöne New-York, durchschnitten die romantischen und durchaus malerischen obern Landschaften, entdeckten die Häusergruppen von Albany und landeten an dessen Ufern. Auch jetzt noch, ja selbst in dem Augenblicke, als die Reise ganz zurückgelegt zu sein schien, mußte ich sagen hören, ich würde noch das Opfer meiner mißlungenen Versuche werden. Die Einbildungskraft ließ sich durch das Factum noch nicht beschwichtigen; man zweifelte, daß ein zweiter Versuch ebenfalls gelingen würde und gelänge er auch, so zweifelte man, daß er mit großem Nutzen verbunden sein würde.«

Auf dem Hudson, auf welchem sich dieß zutrug, schwimmen jetzt ein Dutzend der schönsten und größten Dampfschiffe, und machen die Reise von New-York nach Albany (145 M.) in 10—12 Stunden. Im Mai 1841 machte das Dampfboot Troy die Reise von Albany nach New-York in Zeit von 8 Stunden, 10 Minuten und 30 Secunden; bis jetzt die schnellste Reise, die je auf diesem Wege zurückgelegt ist. In neuester

Zeit ist der Kiel zu einem Dampfboote gelegt worden, dessen Kajüte 1000 Personen fassen soll.

Wir kehren nach dieser kleinen Abschweifung nach Buffalo zurück. Hier endet der große Erie-Kanal, der 363 Meilen lang ist und über 7 Millionen Dollars zu bauen kostete. Er wurde im J. 1817 angefangen, im J. 1825 vollendet und das Jahr darauf eröffnet. Die Strecke von Utica bis Rom (15 Meilen) wurde am 3. October 1819 zuerst befahren und am 1. Juli 1820 der erste Zoll eingenommen. Ursprünglich war er oben 40 und auf dem Boden 20 Fuß weit und 4 Fuß tief, jetzt wird er 70 Fuß weit und 7 Fuß tief gemacht, damit die schwer beladenen Boote einander bequemer ausweichen können. Er hat 83 Schleusen, die auf die dauerhafteste Weise gebaut sind und von denen jede 105 Fuß lang und 15 Fuß weit ist, und 18 Aquaducte. Der schönste Aquaduct führt über den Genessee-Fluß in Rochester; er ruht auf 10 aus gehauenen Steinen aufgeführten Pfeilern und ist 804 Fuß lang. Die Einnahme des Zolles betrug im J. 1831 1,091,714 Dollars 26 Cents, im J. 1838 1,441,000 Dollars, im J. 1839 1,616,554 Dollars und im J. 1840 1,772,427 Dollars. Die Gesetzgebung bewilligte im Mai 1841 zur Erweiterung des Kanals 2,150,000 Dollars; außerdem für den Black River Kanal 300,000 und für den Genessee Valley Kanal 550,000 Dollars, zusammen 3 Millionen. Es ist erstaunend, welche Summen verwendet werden, um die Communication zu befördern. Am Kanale in Buffalo ist reges Leben. Im Jahre 1840 wurden nach dem Berichte des Kanal-Zoll-Einnehmers zu Buffalo verzollt 639,633 Fässer Mehl, 883,100 Bushel Weizen, 22,948,860 Pfund Faßdauben, Stäbe, staves, 4,747,685 Fuß Bretter und Bohlen, 18,435 Fässer Salzfleisch, 17,885

Bushel Welschkorn, 9,008 Fässer Asche, 170,462 Pfund Wolle, 962,895 Pf. Käse, 2,830,825 Pf. Butter und Fett und 7,027 Fässer geräuchertes Rindfleisch. Die Einnahme des Zolles betrug 410,888 Dollars 55 Cents; im J. 1839 wurden nur 214,183 Dollars 36 Cents eingenommen.

Da man von hier aus nach allen Gegenden des Westens und Südens kommen kann, so ist es kein Wunder, daß die Auswanderung ihren Zug über Buffalo nimmt. Zwei Dampfboote fahren täglich nach Detroit in Michigan (311 Meilen) und legen die Reise in ungefähr 36 Stunden zurück. Sie passiren Cattaraugus, 20, Dunkirk, 13, Portland, 18, Burgett's Point, 18, Erie, 17, Ashtabula (Ohio), 39, Fairport, 32, Cleveland, 30 (hier beginnt der große Ohio-Kanal), Sandusky, 54, Cunnigham's Island, 12, North Bass Island's 10, Middle Sister Island, 10, Amherstburgh (Ober-Canada), 20, Detroit, 18. Von hier geht es nach Illinois und Wisconsin. Diejenigen, welche nach dem östlichen Wisconsin oder nördlichen Illinois auswandern wollen, nehmen den Weg von Buffalo über die drei großen See'n, nach Milwaukee oder Chicago, da er der billigste und für Auswanderer mit den wenigsten Umständen verbunden ist. In 4—5 Tagen ist man ohne Umladungen, ohne Nebenausgaben u. s. w. von Buffalo in Milwaukee, wo gutes Land eine halbe Tagereise entfernt billig zu kaufen ist.

In diesem Jahre, 1836, war die Auswanderung über Buffalo vorzüglich stark. Alle Tage kamen und fuhren Hunderte, an manchen Tagen Tausende von Auswanderern ab. Am 23. und 24. October d. J. sollen 7000 Menschen auf Dampfbooten von Buffalo aus nach dem Westen ausgewandert sein. Die Dampfboote nahmen keine Güter, sondern nur Auswanderer, weil sie mit diesen mehr verdienten und es

fehlte zur Fortschaffung der in den Waarenlagern und an dem Kay aufgestapelten Waaren an Fahrzeugen. Unter den Auswanderern befanden sich auch viele Deutsche, Würtemberger, Hessen, Baiern, Sachsen, Rheinpreußen, kurz von allen deutschen Ländern. Aber wie sahen Viele von diesen aus? Es ist kein Wunder, wenn der reinliche Amerikaner, der sie ankommen und dem Kanalboote entsteigen sieht, seinem Nachbar mit den Worten: **Look at this dutch hogs**, Schaue einmal die deutschen Schweine, auf die neuen Ansiedler aufmerksam macht. Sie sind zu beklagen, die armen Einwanderer, daß sie aus Mangel an Mitteln die allerwohlfeilste und langweiligste Reise zu machen gezwungen sind, auf Frachtbooten von Albany nach Buffalo zu reisen, und daß sie sich oft kümmerlich in denselben behelfen müssen; allein waschen könnten sie sich doch und reinlich halten, sie fahren ja auf dem Wasser und die Weiber und Mädchen könnten ihre Haare in Ordnung halten, daß sie nicht wie die Wilden aussehen, oder wenn sie an das Ufer gestiegen sind, sogleich anfangen, das Haar zu kämmen und in Ordnung zu bringen, oder wohl gar die Toilette zu machen, wie dieß in Massillon am Ohio-Kanale geschah. Ein Trupp Deutscher verläßt in dieser Stadt das Boot, um von da einige dreißig Meilen in das Innere des Landes zu ziehen. Die Kisten werden an das Ufer geschafft, das weibliche Personale langt Hemden und Röcke heraus und nun geht der Umzug los. Die Amerikaner springen, so wie sie das sehen, in ihre Häuser und machen die Thüren zu. Welcher Deutsche muß sich über solche Sachen nicht ärgern? Es heißt: das sind Deutsche, **your countrymen**, deine Landsleute. Manche haben noch die Kleider an, die sie auf dem Schiffe gebraucht haben; wären sie in der Seestadt gewaschen worden, sie wür-

den recht gut aussehen, aber so strotzen sie vom Schmutze und sehen ekelhaft aus. Ich habe in Buffalo deutsche Weiber und deutsche Mädchen gesehen, die sich am Wharfe auf eine Art die Haare machten, die nichts weniger als anständig war, und stillende Weiber, von denen zu reden die Schaam verbietet. Wenn sich nur meine Landsleute, den niederen Klassen angehörend, auf ihrer Reise durch die Staaten etwas reinlicher und ordentlicher halten und die schmutzigen Staubkittel ablegen oder waschen und sie dann tragen wollten; sie würden viel dazu beitragen, dem Namen dutchman, unter welchem man einen groben, vierschrötigen, schmutzigen, rauh sprechenden und ungesitteten Lümmel versteht, nach und nach eine gute Bedeutung zu geben. Reinlichkeit in Kleidung, vorzüglich in der Wäsche, und im Hause, ist eine Haupttugend des Amerikaners; Schmutz und Unreinlichkeit sind ihm verhaßt. Mancher Amerikaner hat weniger Hemden, als mancher Deutsche, aber er sieht reinlicher und properer aus, als dieser. Es ist, als ob viele Deutsche mit dem Begriffe Armuth auch den des Schmutzes und der Unreinlichkeit verbänden. Ein Hemd, ein Kleid mag noch so sehr geflickt sein, das thut nichts, wenn man kein neues sich anschaffen kann; aber reinlich soll es sein. Kommt man in Deutschland in manche Bauernstube, wie fürchterlich sieht es darin aus; man ist froh, wenn man sie verlassen kann. In dem amerikanischen Blockhäuschen herrscht eine Reinlichkeit und Nettigkeit, die dem Auge und dem Herzen wohlthut und zu längerem Verweilen einladet. Man könnte nun zwar entgegnen: Die Frauen und Töchter der amerikanischen Bauern und Tagelöhner haben auch keine Feldarbeiten zu verrichten, wie die Frauen und Töchter unserer deutschländischen Bauern und Tagelöhner; ja die Yankeefrauen melken nicht einmal die

Kühe, dieß geschieht von dem männlichen Personale; in Deutschland kann daher von den die Feldwirthschaft mittreibenden oder im Tagelohn arbeitenden Weibern und Mädchen auf die Reinlichkeit im Hause und in der Wäsche so viele Zeit wie in Amerika nicht verwendet werden. Dieß ist allerdings wahr, allein, und das wird Niemand leugnen, es könnte in vielen deutschländischen Häusern trotz der Feldarbeiten etwas reinlicher aussehen, und etwas mehr Seife gebraucht werden. Ich wenigstens habe in dieser Hinsicht einen bedeutenden Unterschied zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten gefunden. Viele der in die beschriebene Kategorie fallenden Einwanderer nehmen sich die Amerikaner zum Muster und gewöhnen sich an Reinlichkeit, viele aber führen ihre alte Lebensweise fort, ob sie gleich vermögend geworden sind.

Außer der Unreinlichkeit fielen den Amerikanern noch die verschiedenen Trachten auf, in denen die Einwanderer, männliche wie weibliche, aber besonders letztere, ankamen. Am meisten lachten sie über die kurzen, in unzählige Falten gelegten Röcke, die langen, groben, mit Zwickeln versehenen Strümpfe und die klappernden Holzpantoffeln. Auch die verschiedene Art des Kopfputzes gab ihnen vielen Stoff zur Unterhaltung. „Sind das auch Deutsche? fragte mich ein Amerikaner. Woher kommen denn diese? Ihr Deutschland muß ein komisches Land sein; ich möchte es doch einmal sehen.“ In Amerika tragen alle Frauen und Mädchen auf dem Lande wie in den Städten lange Kleider (wollene, baumwollene, seidene u. s. f.), Hüte und Schleier und Kragen oder Halstücher. Die Magd trägt sich, wie die Dame, oft feiner und galanter, als diese; sie geht nicht anders als im Hute und Schleier aus und führt auch wohl einen Sonnen-

schirm. Ich bin mitunter Mädchen begegnet, die Hüte und Schleier auf den Köpfen trugen, und in den Händen die ausgezogenen Schuhe und Strümpfe, um besser durch den Koth waden zu können. Es ist ein ganz frappanter Anblick. Unsere Deutschländerinnen, die in ihrem Anzuge gegen die amerikanische Mode so sehr abstechen, fangen bald an, sich zu amerikanisiren oder naturalisiren. An die Stelle des kurzen und auch des langen Rockes und Mieders tritt ein langes kattunes Kleid und ein Kragen, bald auch ein seidenes und an die der Mütze ein Strohhut, gewöhnlich ein ungeheuer großer, mit vielen bunten Bändern geziert. Zwickelstrümpfe und Schürzen werden am längsten beibehalten. Mitunter sieht ein solcher Anzug drollig aus, und die Person, die ihn trägt, benimmt sich noch drolliger; man kann diese Metamorphosen leicht erkennen. Ich glaube, daß diese Metamorphose diesen Menschen in der ersten Zeit unbequem ist. Es kann ja fast nicht anders sein. In Deutschland — Viehmagd, kurzer Rock, Mieder, Haube (Mütze) oder ein buntes Tuch um den Kopf, dort in Amerika — Gehülfin, langes Kleid, Strohhut und Schleier. Und doch muß es sein. Daher rathe ich solchen Frauenzimmern, die keine lange Kleider tragen und nach den Vereinigten Staaten auswandern, sich in Deutschland, wo Kattun und Macherlohn billiger als dort ist, sich lange cattune oder wollene, oder wer es kann, seidene Kleider anzuschaffen. Der Schnitt ist derselbe, wie in Deutschland. Die von heimgemachten Stoffen selbst verfertigten Kleider, die auf dem Lande getragen werden, richten sich nicht nach der Mode; wenn sie nur bequem sitzen, dann ist Alles gut.

Lange Stiefeln trägt man nicht, oder nur selten; die Hosen nie in den Stiefeln. Pantalons sind durch das ganze

Land in der Mode. Mützen werden mitunter getragen, haben aber größere Deckel, als gewöhnlich unsere deutschländischen. Hüte (von allen Façons) und Fracks sind die Nationaltracht. Wer nach den Vereinigten Staaten auswandert, um Bauer zu werden, nehme alle seine Hüte mit, auch die schlechtern; er kann sie recht gut gebrauchen. Gute Hüte sind theuer. Ich mußte in Canton für einen Filzhut 9 preußische Thaler bezahlen; der Filz war gut, der Preis aber auch sehr hoch.

Auf einer Auction, welche einer meiner Freunde auf dem Lande hielt, wurden die alten Hüte in Vergleich mit den andern Sachen am besten bezahlt. Der Auswanderer lasse seine kurzen Hosen in Deutschland zurück und nehme nur Pantalons mit; auch schaffe er sich keine neue Tuchjacken an, lieber Fracks und Oberröcke, nach der neuesten Mode gemacht. Hat er einen Mantel, so vergesse er ihn ja nicht, denn dieser ist sehr nützlich. — Ich habe dieß der Auswanderer wegen geschrieben und wünsche, daß es bekannt werde, damit den Leuten unnütze Kosten erspart werden. Ich kehre nach dieser abermaligen Abschweifung wieder nach Buffalo zurück.

Die Lage dieser Stadt ist eine sehr günstige; sie liegt auf einem unmittelbar von dem See anfangenden und sich allmählich erhebenden langen Hügel und hat einen für beide Arten der Schifffahrt, die hier mit einander verbunden sind, von der Natur geschaffenen bequemen Hafen. Der Eingang von dem Erie wird durch den Hafendamm, auf welche der Leuchtthurm steht, geschützt und die zwei kleinen Flüsse, welche sich hier vereinigen, gewähren die größte Bequemlichkeit für das Ein- und Ausladen der Güter, während die vielen Bassins und Seiten-Kanäle, die mit dem großen Kanal in Ver-

bindung gesetzt sind, das Ein- und Auslaufen der Kanalboote ungemein erleichtert. Die Kunst hat weiter nichts gethan, als einen 80 Ruthen weiten Damm gebaut, um das Versanden des Hafens zu verhüten.

Die Straßen sind weit und gerade und die Häuser in den Hauptstraßen entweder aus Backsteinen oder aus Granit. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: 6 Kirchen, das Theater, das Rathhaus und mehrere Gasthöfe. Der Bau des **American Hôtel** kostete 100,000 Dollars und die Einrichtung 30,000 Dollars. Von der sogenannten Terrasse aus, die in späterer Zeit angelegt worden ist, genießt man eine herrliche Aussicht über den See, den Hafen und den Kanal nach Black Rock.

Herr Pfarrer Günther, der mir noch einen Empfehlungsbrief an den deutschen Prediger in Boston mitgenommen hatte, begleitete mich bis an den Kanal. Die Passage auf dem Packetboote bis nach Rochester (92 Meilen) in der Kajüte nebst Beköstigung war wieder auf einen Dollar gestiegen, kurz vorher hatte sie nur 50 Cents betragen und einige Tage lang waren die Passagiere umsonst mitgenommen worden. Die Beförderungsgesellschaften zwischen Buffalo und Rochester rivalisirten; die eine wollte durch immer niedriger gestellte Preise die andere ruiniren und es war daher so weit gekommen, daß wie schon erwähnt, einige Tage lang man umsonst und noch dazu mit Musik von Buffalo nach Rochester und zurück fahren konnte. Auf den diesen Gesellschaften gehörenden Dampfbooten bezahlte man bis Detroit in der Cajüte 3 Dollars und im Zwischendeck einen Dollar. Die dem reisenden Publikum höchst angenehme Rivalität war jedoch auf dem Kanale zu weit gegangen; die sich einander begegnenden rivalisirenden Boote thaten sich einander alles Mögliche zum

Verdruß und Schaden; zuerst suchte das eine das andere durch Schnelligkeit zu besiegen; wer zuerst ankam, triumphirte. Die gesetzliche Bestimmung, daß jedes Packetboot in einer Stunde nur 4 Meilen fahren durfte, machte dem Wettrennen ein Ende; nun verhöhnten sich die Mannschaften gegenseitig, wenn sie sich einander begegneten, ein Boot wollte dem andern nicht ausweichen und es kam sogar zu Schlägereien. Auf unserer Fahrt begegneten wir einem Oppositions Boote, dessen lange Seite durch das Zusammenstoßen mit einem zu unserer Linie gehörenden fast ganz eingedrückt war. Der Magistrat sah sich endlich genöthigt, diesem Unfuge zu steuern und erließ Bestimmungen, welche den niedrigsten Preis festsetzten und allem Unheile, das durch das Rivalisiren entstehen konnte, vorbeugen sollten. Der Preis der Fahrt war nun ein Dollar. Solches Rivalisiren nennt man competition. Monopole gefallen der Masse des Volkes nicht; sie sind gegen die Freiheit.

Lockport ist wegen der fünf aus feinen gehauenen Steinen gebauten Schleusen, vermittelst welcher der Kanal 60 Fuß steigt, und der künstlichen Fütterung des Kanals, so wie der sich dort findenden Mineralien ein der interessantesten Plätze am Kanal, und verdient von den Reisenden in nähern Augenschein genommen zu werden. Im Jahre 1821 standen hier nur zwei Häuser; jetzt findet der Reisende eine Stadt von 5000 Einwohnern bewohnt, mit vielen Fabriken und einem lebhaften Handel.

Je näher wir Rochester kamen, desto langsamer wurde gefahren. Die Pferde gingen nur Schritt, mitunter wurde auch angehalten. Der Grund war, weil das Boot mehr als 4 Meilen in der Stunde gemacht hatte, es also früher als nach der Berechnung geschehen durfte, angekommen und der

Capitän bestraft worden wäre. Wir erreichten den Landungsplatz keine Minute früher, aber auch keine Minute später. Eine solche Pünktlichkeit habe ich auf allen meinen Reisen nicht wieder gefunden. So wie das Boot anhielt, war es auch von Trägern, Lohnbedienten und Jungen, die ihre Dienste anboten, belagert. In Buffalo war es arg, hier war es noch weit ärger. Der Eine schrie: **Mansion House**, der Andere: **Eagle Tavern**, der Dritte: **Rochester House**, der Vierte: „Gelegenheit nach Utica, das Boot geht sogleich ab," der Fünfte: „Wer will fahren?" es war ein wahrhaft betäubender Tumult. Ich stand neben meinem Koffer und konnte nicht genug abwehren. Dem Fremden macht dieß Drängen und Schreien in der ersten Zeit Spaß und er kann sich des Lachens nicht enthalten; aber bald wird er dessen müde, denn er kann nicht müssiger Zuschauer bleiben. Je länger er wartet, desto mehr wird er mit Fragen bestürmt, und er muß immer antworten, sollte es auch nur **No** sein. Um des lästigen Antwortens überhoben zu sein, ließ ich meinen Koffer von einem Schwarzen, der ihn mit den Worten: **Rochester House** auch schon auf die Schulter genommen hatte, forttragen.

So wie ich meine Sachen im Hôtel in Sicherheit gebracht hatte, fing ich an, Erkundigungen einzuziehen. Diese waren immer zuerst nach dem deutschen Pfarrer, und wenn kein Pfarrer am Orte wohnte oder der Wohnende abwesend war, nach dem deutschen Doctor und war auch ein solcher nicht zu haben, nach dem Theile der Stadt, in welcher Deutsche wohnen. In jeder amerikanischen Stadt (versteht sich, in welcher viele Deutsche leben,) bewohnen die Deutschen, besonders die ärmere Klasse, ein eigenes Viertel, das oft den Namen „Neu Deutschland" führt. In der Regel ist es von

der eigentlichen Stadt etwas abgeschieden und die Miethen und Hausplätze sind daher wohlfeiler. Der deutsche Pfarrer, Herr Fetter, wohnte auf dem Lande, 10 Meilen von Rochester entfernt, und der deutsche Doctor hatte erst vor Kurzem sich hier niedergelassen und sich mehr um das Aufstellen seiner Apotheke, als um die deutsche Gemeinde bekümmert und konnte mir gar keine Auskunft geben. Nach vielem Fragen und Suchen, bei dem ich in die deutsche katholische Kirche gerieth, die nicht groß, aber im Innern nett aussah und noch netter ausgesehen haben würde, hätten einige herzlich schlecht gemalte Bilder nicht in ihr gehangen, fand ich zwei Schweizer in einer Fabrik. Von ihnen erfuhr ich, daß am nächsten Sonntage ihr Pfarrer nicht predige, da es sein Sonntag nicht sei, daß aber ein deutscher Missionär Gottesdienst bestellt habe. Seinen Namen wußten sie nicht; der Beschreibung nach konnte es kein anderer als ein gewisser Hiestand sein, von dem ich schon in Cincinnati, Columbus, Cleveland und Buffalo sehr viel gehört hatte. Sie erzählten mir auch, daß die kleine deutsche Gemeinde eine Kirche zu bauen angefangen und die Mauern aufgeführt habe, aber aus Mangel an Geld den Bau nicht fortsetzen und vollenden könne, daß große Uneinigkeit in der Gemeinde herrsche und der Herr Pfarrer sein Amt wohl niederlegen werde. Ich versprach, ihrer kirchlichen Versammlung beizuwohnen und wenn möglich, Nachmittags zu predigen.

Die Gemeinde hielt ihre gottesdienstlichen Versammlungen in dem Erdgeschoße, dem sogenannten Casement, einer englischen Kirche. Ich kam vor dem Anfange des Gottesdienstes. Nicht lange nachher stellte sich auch der Missionär ein; es war wirklich der bekehrte Apostel Heinrich Hiestand. Der Gottesdienst begann. Nach dem Absingen eines

Liedes hielt der Missionär ein sehr rührendes Gebet und nach demselben die schauderhafteste Predigt, die ich in meinem Leben gehört und gelesen habe. Die Einleitung machte die Beschreibung seiner Bekehrung, den Hauptinhalt die Erzählung seiner Reisen und Erfahrungen in Deutschland und in der Schweiz aus. Was mir von seinen Predigten erzählt worden war, dem hatte ich keinen Glauben geschenkt, weil es übertrieben zu sein schien; jetzt hörte ich es mit eigenen Ohren. Nicht zufrieden, die deutsche Geistlichkeit (in Deutschland) auf eine höchst empörende Weise zu schildern, daß sie nicht so viel Evangelium besitze, wie er auf seinen Nagel legen könne, daß das Wort „Jesus Christus“ in den Predigten sehr selten gehört und von der Wiedergeburt fast gar nicht gepredigt werde, daß überhaupt das christlich-religiöse Leben in Deutschland auf eine herzzerreißende Weise im Argen liege,“ nicht zufrieden, sich als den zur Erleuchtung und Bekehrung der Welt von Gott Gesandten hinzustellen und sich auf das Ungebührlichste zu loben, daß zu seinem in Deutschland gehaltenen Predigten Tausende herbeigeströmt und Thränen in Menge geflossen wären bei dem Anhören des schönen amerikanischen Evangeliums; — suchte er zwischen der Gemeinde und ihrem abwesenden Prediger Zwietracht zu stiften. „Ihr habt eine Kirche zu bauen angefangen, könnt sie aber nicht vollenden. Daran ist nur euer unbekehrter Prediger Schuld; der ist ein Geldprediger; er betet nicht genug für seine Gemeinde u. s. w.“ Nach der Predigt kam der hinkende Bote. „Ich spreche keine Gemeinde um eine Collecte an, umsonst habe ich es empfangen, umsonst gebe ich es wieder; allein da ich von einem Orte zum andern reise und Geld nöthig habe, so nehme ich das, was mir die Zuhörer aus freiem Antriebe geben, dankbar an.“ Die arme

Gemeinde brachte für ihn 3 Dollars zusammen. Am Schluß zeigte er an, daß er Abends in der englischen Methodistenkirche predigen würde und lud diejenigen, welche Englisch verstanden, ein, dorthin zu kommen und das wahre Evangelium auch in englischer Sprache zu hören.

Ich predigte Nachmittags um 2 Uhr in demselben Lokale, suchte wieder gut zu machen, was Hiestand böse gemacht hatte, besuchte mit mehreren Gemeindegliedern den angefangenen Kirchenbau, sprach ihnen Muth ein, ermahnte sie zur Eintracht und Einigkeit, und ging zur bestimmten Stunde in die Methodistenkirche, um den Apostel noch ein Mal zu hören, da ich auf eine Predigt hin kein Urtheil über ihn fällen wollte. Die englische Predigt war Wiederholung der deutschen, nur noch crasser. Der Redner war hier recht in seinem esse. Eingang: Seine Bekehrung, aber auf methodistische Weise, erzählt mit Angabe des Ortes und der Zeit. Sie war vor sich gegangen oder zum Durchbruch gekommen auf einer Erhöhung in einem schönen Weizenfelde am 8. Juli 1808, Nachmittags gegen 4 Uhr. Übergang: Seine Bekehrungsreisen in den Vereinigten Staaten; Haupttheile: Seine Reisen und Erfahrungen in Deutschland und in der Schweiz. Das Bild, das er von unserer deutschländischen Geistlichkeit entwarf, war schauerlich; sie wurde dargestellt als eine Verbindung von Menschen, die auf Universitäten, den Sitzen aller Laster und Schändlichkeiten, einige Zeit studiren, dann als Prediger angestellt werden und weil sie Ungläubige, Atheisten, Neologen sind und was weiß ich, was sie alles sein sollten, die Christen den geistigen Hungertod sterben lassen. Er gestattete nicht einmal so viele Ausnahmen, wie er Vormittags gestattet hatte. „Das Volk ist begierig nach dem reinen Evangelium; die Kirchen, in denen ich gepredigt

habe, waren überfüllt, Tausende weinten und dankten Gott, daß sie ein Mal von einem amerikanischen Prediger das reine und lautere Evangelium zu hören Gelegenheit hatten.“ Mit einem Worte, die Beschreibung unseres deutschländischen religiösen und kirchlichen Lebens war schauderhaft. Am Schlusse forderte er seine Zuhörer, denen er das größte Lob spendete, zum Danke gegen Gott auf, daß sie in einem Lande und in einer Kirche lebten, in welcher das reine Evangelium gepredigt würde. Der Prediger der Gemeinde sprach das Gebet, dankte Gott für die Gnade, welcher sie theilhaftig wären und bat für das in größerer als ägyptischer Finsterniß sich befindende Deutschland. Schmerzlich verwundet durch die Schmach, die meinem Vaterlande angethan worden war von einem Manne, der auf seinen Reisen durch dasselbe liebevolle Aufnahme gefunden, verließ ich die Kirche. Ich mischte mich unter die Kirchgänger, um zu hören, was sie unter sich über die Predigt sagen würden, und muß gestehen, daß ich mich über die Urtheile, die ich von mehren Seiten vernahm, wunderte. Die Einen meinten, die Beschreibung sei übertrieben, so etwas könne in Deutschland nicht der Fall sein; Andere äußerten sich dahin, es sei doch nicht recht von dem Manne, daß er über ein Land so gräulich schimpfe, in welchem er, wie er selbst gesteht, so freundliche Bewirthung und Behandlung gefunden hat. Viele bejammerten das arme Deutschland und wünschten ihm ihre Methodistenprediger. Im Ganzen hatte die Predigt den Eindruck nicht hervorgebracht, den der Prediger sich versprochen haben mochte.

Von Rochester reiste der Apostel nach New-York und im folgenden Jahre erschien das Buch: **Travels in Germany, Prussia and Switzerland. By Rev. Henry Hiestand. Including some account of his early life, conversion**

and ministerial labors in the United States. Edited by a minister of the gospel. New York, John S. Taylor, Brick Church Chapel, opposite the City Hall, 1837. Das Buch ist das schändlichste Pasquill, das je auf Deutschlands Geistlichkeit gemacht worden ist, und hat die Deutschen in noch größern Verruf gebracht. Die Betrachtungen, reflections, welche der New-Yorker Herausgeber, der ein Methodistenprediger sein muß, jedem Kapitel beifügt, sind rührend und in ächt methodistischem Geiste geschrieben. Man weiß bei dem Lesen des Buches nicht, worüber man mehr staunen soll, ob über die gränzenlose Dummheit, mit welcher es geschrieben ist, oder über die furchtbare Arroganz, die sich auf jeder Seite ausspricht. Im Jahre 1837 durchzog Hiestand den Staat Ohio und collectirte zum Bau eines Missionshauses in Berlin in Preußen. Ob die dortige auswärtige Missions-Comité ihm wirklich den Auftrag (commission) und ein Umlaufschreiben (circular letter), in welchem alle Freunde der Missionssache in den Vereinigten Staaten aufgefordert wurden, sie im Bau eines Missionshauses in Berlin zu unterstützen, nach New-Orleans geschickt und ob sie etwas von dort erhalten hat, kann ich nicht sagen. Der reformirte Prediger Winters in Dayton erzählte mir im J. 1840, daß Hiestand in seinen Gemeinden zu diesem Zwecke collectirt und sich mit dem Gelde einen sehr feinen schwarzen Anzug bei seinem Bruder, der Kaufmann ist, gekauft hatte. Er (W.) hätte sich darüber geärgert, doch da das Geld in die Hände seines Bruders gekommen wäre, hätte er die Sache so hingehen lassen. Hiestand schickte an die im Mai des Jahres 1838 versammelte Synode der reformirten Kirche von Ohio einen Brief, sie ersuchend, ihm eine neue Licenz auszustellen, da er seine alte verloren habe. Die Comité

über Correspondenz schlug in ihrem Berichte vor, dieses Herrn Namen auszustreichen, weil die Synode ihn nicht als reformirten Prediger anerkennen könne, und die Synode nahm den Vorschlag einstimmig an. Später unternahm er wieder eine Bekehrungsreise nach Deutschland, die aber nicht so glücklich ausfiel, wie die erste, und wendete sich nach Havre de Graçe, wo er auf deutschen und amerikanischen Schiffen predigte und Traktate austheilte. Jetzt ist er wieder in New-Orleans und schimpft ärger als zuvor auf Deutschland, da man ihm bei seinem zweiten Besuche mit vollem Rechte die Kanzeln verweigerte.

In welchen schlechten Credit die deutschländischen Prediger und Candidaten, so wie die ganze deutsche Nation, durch solche Bücher und durch die vielen Berichte gleichen Inhaltes, die in den Jahresberichten der Bibel- und Tractat-Gesellschaft und in den religiösen Zeitungen nicht in tausend, sondern in tausend und abermals tausend Exemplaren verbreitet werden, gekommen sind, kann man sich in Deutschland gar keinen Begriff machen. Wer als Prediger nach Amerika kommt, selbst wenn er orthodox ist, hat in der ersten Zeit einen sehr schweren Stand, da man gewohnt ist, in allen deutschen Predigern und Candidaten, mit Ausnahme derer, welche von den Missions-Instituten zu Basel, Barmen, Bremen und Berlin ausgesendet werden, Neologen, Rationalisten, Atheisten, Ungläubige u. s. w. zu erblicken.

Im Jahre 1840 wurde von der reformirten Synode von Nord-Amerika der Plan entworfen, einen Prediger nach Rochester zu senden und die reformirten Glieder zu einer eigenen Kirche zu sammeln. Der Prediger, der dazu ausersehen war, nahm das Anerbieten nicht an und die Gemeinde blieb für dieß Mal verschont. Der Plan wird aber auf kei-

nen Fall aufgegeben werden; die Synode wird einen Prediger nach Rochester schicken; Kampf kann nicht ausbleiben, die Gemeinde wird zerrissen, die Glieder, welche den Streit hassen, sondern sich von der Kirche gänzlich ab, und die zwei Gemeinden werden kümmerlich neben einander bestehen, während eine zahlreich gewesen wäre und ihren Prediger hätte nach Gebühr unterstützen können. So trennt man in dem freien Lande, nur um die Kirche oder vielmehr die Secte zu vergrößern; denn dort ist Alles Secte. Und dieß thun Lutheraner so gut wie Reformirte und umgekehrt. In der That eine traurige Erscheinung.

Interessant für mich war die große Versammlung, welche während meiner Anwesenheit gehalten wurde, um den Bürgern Rochester's die Nothwendigkeit der Freischulen im ganzen Staate und die Verbesserung der bestehenden Schulen zu zeigen und zu gleicher Zeit Geld zu sammeln, das Vorhaben in's Werk zu setzen. Zeit und Ort, so wie Zweck der Versammlung war in den Tagesblättern angezeigt und der Anzeige zugleich hinzugefügt worden, daß der Prediger Kirk aus Albany, der als ausgezeichneter Redner bekannt war, eine Rede halten werde. Die Versammlung war sehr zahlreich; ihr Zweck sowohl, als besonders der Sprecher hatte die angesehensten Bürger der Stadt herbeigerufen.

Nachdem die zum sich Versammeln bestimmte Zeit (der Amerikaner ist immer pünktlich) verflossen war, stand einer von denen, die ihre Sitze in der Nähe der Kanzel genommen hatten, auf, rief die Versammlung zur Ordnung und schlug, um der zu verhandelnden Sache einen geregelten Gang zu geben, vor, sich zu einer ordentlichen Versammlung (meeting) zu constituiren und daher einen Präsidenten und einen Secretair zu wählen. „Ich schlage vor, daß Herr N. N.

zum Präsidenten erwählt werde.“ „Ich unterstütze den Vorschlag,“ rief ein Anderer. Da gegen denselben keine Einrede gethan wurde, richtete der Erstere die Worte an die Versammlung: „Vorgeschlagen und unterstützt, daß Herr N. N. zum Präsidenten erwählt werde. Wer dafür ist, sage Ja (I). Es erfolgte ein einstimmiges Ja. Der Gewählte, einer der angesehensten Bürger der Stadt und ein schon bejahrter Mann, nahm nun seinen Sitz ein. Hierauf wurde auf gleiche Weise der Secretair gewählt. Der Secretair nahm neben dem Präsidenten an dem Tische, auf welchem Schreibmaterialien lagen, seinen Sitz ein. Der Präsident eröffnete nun in kurzen und klaren Worten den Zweck der Versammlung und stellte den Anwesenden den Redner vor. Herr Kirk bestieg die Kanzel und hielt eine treffliche Rede. In derselben drang er auch darauf, daß in den öffentlichen Schulen der Gesang eingeführt werden sollte. „Auf dem Kanalboote, auf dem ich nach Rochester gefahren bin, sagte er, befanden sich auch drei Deutsche. Sie hatten sich gegen Abend auf das Verdeck gelagert und sagen. Einen harmonischern Gesang habe ich nicht gehört; die Stimmen stimmten trefflich zusammen; ich verstand die Worte nicht, aber ich fühlte die Macht des Gesanges. Wir alle waren entzückt. In Deutschland kann Jeder singen; das Singen wird in den Schulen gelehrt rc.“ Er sprach nun von dem preußischen Schulsysteme und stellte es als das Muster aller Systeme auf, beschrieb die Einrichtung der Schulen in Sachsen und in den sächsischen Herzogthümern und ließ meinem Vaterlande volle Gerechtigkeit widerfahren. Der Theil, in welchem er zeigte, daß ein Staat, er sei Monarchie oder Republik, besonders aber die letztere, nur durch gute Schulen erhalten werden könne, und daß eine Regierung ihr Geld nicht besser anwende, als wenn sie solche

errichte, war ausgezeichnet. „Das Volk muß für die Errichtung guter Schulen sein und ist dafür, sobald es den Nutzen derselben erkannt hat und es mit dem Bestehen und der Fortdauer seiner Institutionen wahrhaft gut meint und eine Regierung muß sie einführen, und dabei keine Kosten scheuen, sobald sie das Wohl der Bürger befördern will. Daß Viele im Volke gegen gute Schulen noch eingenommen sind, davon liegt die Ursache in der Unkenntniß, ich möchte sagen, in der Dummheit des Volkes. Unterrichtet es über diesen Gegenstand, haltet Reden darüber, überzeugt es, daß ein Volk ohne gute Schulen nicht bestehen kann, daß es sich durch Unwissenheit und Rohheit entwürdigt und zuletzt zur elendesten Sclaverei herabsinkt, und es wird selbst die Regierung bitten, gute Schulen zu errichten und seine Kinder in dieselben schicken.“ Ob das von dem Amerikaner Gesagte nicht auch auf viele Gegenden Deutschlands paßt? Wie steht es z. B. im Würtembergischen, im Holsteinischen und in andern Staaten um die Volksschulen? Sieht es da nicht auch erbärmlich genug aus? Auch in Deutschland muß mehr auf die allgemeine Bildung des Volkes verwendet werden, als bisher geschehen ist. Man lasse den Zustand der Schulen untersuchen und es werden sich Resultate finden, die unserem an höhern Wissenschaften so hoch hervorragenden Volke nicht zur Ehre gereichen. Allgemeinere Erziehung und Bildung des Volkes ist der laute Ruf unserer Zeit und man sollte diesen Ruf nicht überhören.

Nachdem der Redner gesprochen und die Kanzel verlassen hatte, wurden Vorschläge gethan, jeder Vorschlag und die Unterstützung desselben mit einer kurzen Rede begleitet und Beschlüsse gefaßt. Nun ging das Collectiren an. Viele

gaben Geld und reichlich. Denen, welche kein Geld bei sich hatten oder nicht so viel, als sie zu geben Willens waren, wurden Zettel eingehändigt, auf die sie ihre Namen, Wohnungen und die Summen schrieben, die sie bezahlen wollten. Es kam eine erkleckliche Summen zusammen. Nachdem nun die Geschäfte beendigt waren, ging die Versammlung höchst befriedigt auseinander. Ich bewunderte den Takt der Amerikaner, den auch wir Deutsche uns aneignen können, und dankte Herrn Kirk im Stillen für das Lob, das er meinem Vaterlande gezollt hatte. Wie verschieden war diese Rede von Hiestand's Predigt! Wir verlangen nicht, daß das deutsche Volk gelobhudelt werde, wohl aber fordern wir, daß ihm das gelassen wird, was ihm gehört und keine Unwahrheiten über dasselbe verbreitet werden.

Meine Einnahme war seit der Abreise von Cincinnati, von wo aus ich Geld und Gesangbücher an die Gemeinde zu St. Louis geschickt hatte, sehr gering, ja fast gar keine gewesen, und es war daher kein Wunder, daß es bei der größten Sparsamkeit und der Hülfe manches Freundes um meine Kasse schlecht stand und ich mich in der größten Verlegenheit befand. Wie dieser abgeholfen wurde, könnte dem Leser gleichgültig sein, zumal da es für mich immer eine delikate Sache bleibt, es zu erzählen, ich könnte darüber schweigen; ich will es aber dennoch mittheilen, theils weil bei der Beschreibung meiner Reise und meiner Schicksale, so wie aller amerikanischen Zustände die größte Treue und Offenheit meine Begleiterinnen sind vom Anfang bis zu Ende, theils um die Liberalität der Amerikaner zu zeigen, denn mein Grundsatz ist: Suum cuique, theils aber auch durch diesen Fall zu beweisen, wie wahr der Spruch ist: „Wenn die Noth am größten, ist die Hülf' am nächsten.“

Ich wußte in der That nicht, wie ich Rochester verlassen sollte, da die Rechnung im Hôtel bereits meine Baarschaft überstieg. Ob ich gleich mit David sprechen konnte: „Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an Dich; wenn ich erwache, so rede ich von Dir;“ so muß ich doch bekennen, daß die Worte: In der Noth suchet man Dich, Herr, an mir ihre volle Geltung fanden, denn meine Lage war wahrhaftig keine angenehme und mein Gebet um Hülfe ein inbrünstiges. Ich überlegte nun, was zu thun sei und kam endlich zu dem Entschlusse, einen Presbyterianer-Prediger aufzusuchen und ihm meine Umstände offen zu erzählen. Ich fand den, welchen ich suchte, nicht zu Hause. Sein Bruder, der erst kürzlich von dem theologischen Seminar zu Andover, auf dem er seine Studien absolvirt hatte, zurückgekehrt war, war zum Glück anwesend. Er kannte mich durch einen kleinen lateinischen Aufsatz, den ich dem **Biblical Repository**, einem theologischen Journale, eingeschickt hatte und der in dem letzten Hefte abgedruckt worden war, dem Namen nach. Ich machte ihn mit meiner Lage bekannt und zeigte ihm einige Empfehlungsbriefe, die ich an einige Professoren erhalten hatte. Er bedauerte, daß sein Bruder verreist sei und er sich außer Stand sehe, mir zu helfen, erklärte aber, mir müsse geholfen werden, und bat mich, mit ihm zu gehen. Wir gingen zu einem Gemeindegliede seines Bruders, einem reichen Müller. Er stellte mich demselben vor und rief ihn bei Seite. Es dauerte nicht lange, so kamen sie zurück. Der Müller behandelte mich auf das Artigste, sagte mir, daß er zum Bau einer auswärtigen Kirche nichts beisteure, da man nach seinen Kräften oder gar nicht bauen müsse, daß er sich aber ein Vergnügen daraus mache, mir aus der augenblicklichen Verlegenheit zu helfen und händigte mir vier Fünfthalernoten ein, mit den

Worten: Das ist für Sie, nicht für die Kirche, es ist nur eine Kleinigkeit, wenn ich Ihnen damit dienen kann, macht es mir Freude, und was der artigen Wörter noch mehr waren. Er entschuldigte sich ordentlich, daß er mir das Geld gab. Ich freute mich über dasselbe, denn es riß mich aus meiner Verlegenheit, aber noch weit mehr freute ich mich über die Zartheit, mit welcher es gegeben wurde. Nie werde ich den Mann vergessen. Dem jungen Theologen schien dieß nicht genug zu sein; er verschaffte mir noch 5 Dollar, so daß ich 25 Dollars hatte, bat um Verzeihung, daß es so wenig sei und nahm keinen Dank an. Wenn ich wieder nach Rochester kommen würde, sollte ich ihn ja besuchen. Mein Weg hat mich nie wieder dorthin geführt. Nun wurde abgereist. Ehe ich aber diese Stadt verlasse, muß ich noch Einiges über sie sagen.

Die Stadt Rochester hat sich in sehr kurzer Zeit zum Erstaunen gehoben; sie ist jetzt hinsichtlich der Einwohnerzahl die vierte Stadt im Staate. Im Jahre 1808 wurde der Platz, auf welchem sie steht, in der Gesetzgebung von New York, die gebeten wurde, eine Brücke über den Genessee Fluß bauen zu lassen, also beschrieben: „Es ist ein Gott vergessener Platz! bewohnt von Muskus-Bibern, besucht nur von herumstreifenden Biberfängern (Trappers), durch den weder Mensch noch Thier galoppiren kann, ohne Furcht zu verhungern oder das gastrische oder kalte Fieber zu bekommen.“ Die Gesetzgebung bewilligte 12,000 Dollars. Im Jahre 1810 wurde die Brücke angefangen und im Jahre 1812 vollendet, in welchem Jahre auch die erste Niederlassung von drei Personen geschah, nachdem das Jahr vorher das Land in Bauplätze ausgelegt worden war. Na-

thaniel Rochester, einer der Ansiedler, gab der künftigen Stadt den Namen. Im December 1815 betrug die Zahl der Einwohner 331, und bis 1820 wollte es mit dem village of Rochester gar nicht recht vorwärts gehen. Seit diesem Jahre aber hat es ungemein zugenommen, besonders seitdem der Erie-Kanal im November 1824 in seiner ganzen Länge eröffnet wurde. Jetzt hat es über 18,000 Einwohner, herrliche Gebäude, unter diesen mehre Kirchen, ein schönes Marktgebäude, das mit den Seitenflügeln 350 Fuß lang im Winter geheizt und in den Nächten der Marktzeit erleuchtet wird, 22 Mühlen, von denen einige ihres Gleichen in der Welt nicht haben, und einen bedeutenden Handel. Hier ist wohl die größte Mehlmanufactur in der Welt. Um die Mühlen im Gange zu halten, dazu werden täglich 25,000 Buschel Weizen erfordert; sie können aber auch 5000 Fässer Mehl täglich liefern. Man schätzt die Zahl der Mehlfässer, die jährlich geliefert werden, auf 600,000. Die Mühlen sind meistens drei- bis vierstöckig, einige ganz aus Stein gebaut, und eine so groß, daß sie einen Flächenraum von vier Ackern bedeckt. Sie hat 10 Gänge, und ist 153 Fuß lang, und 76 Fuß breit. Die Maschinerie einer solchen Mühle ist wie ein Uhrwerk, Alles auf Ersparung der Zeit und der Menschenhände berechnet. Es ist zum Erstaunen, wie weit es die Amerikaner darin gebracht haben, eine größere Vervollkommnung des Mühlenbaues ist kaum denkbar. Wer über Rochester reist, vorausgesetzt, daß er sich für solche Sachen interessirt, versäume ja nicht, eine dieser großen Mühlen zu besuchen. Der Eigenthümer wird ihm mit der größten Freundlichkeit und Zuvorkommenheit Alles, vom Kleinsten bis zum Größten zeigen, und er wird gewiß nicht unbefriedigt die künstliche Einrichtung verlassen.

Keine Stadt besitzt aber auch die Wasserkraft, welche Rochester durch die Genessee Fälle erhält. Sie ist gleich der Kraft von 38,400 Pferden oder 1920 Dampfmaschinen, jede von 20 Pferdekraft, und ist werth gegen 10 Millionen Dollars jährlich. Die Wassermenge, die gewöhnlich in einer Minute im Genessee Flusse läuft, beträgt 20,000 Kubik Fuß und die vereinigte Höhe der Fälle zu Rochester und Carthago gegen 200 Fuß. Ein Fall von 12½ Kubik Fuß Wasser in einer Minute 20 Fuß, kommt der Kraft eines Pferdes gleich. Bei der großen Fluth im Jahre 1835 soll die Wassermenge nach einer genauen Berechnung 2,164,185 Kubik Fuß in der Minute betragen haben, also einhundert und achtzig Mal mehr als gewöhnlich. Außer diesen Mühlen giebt es noch Sägemühlen, die 9 Millionen Fuß Bretter jährlich schneiden, Baumwollen- und Wollen-Manufacturen, 9 große Maschinenfabriken, mehre große Gerbereien und viele andere Fabrikanstalten.

Die Lage Rochesters ist, wie aus dem Gesagten erhellt, eine sehr günstige, aber auch sehr schöne. Von dem Observatorium auf der Spitze der Arcade kann man an einem hellen Tage die Gewässer des 7 Meilen entfernten See's Ontario, gleich dem Streifen einer blauen Wolke am Horizonte sehen. Die Umgegend Rochesters ist reizend, so wie überhaupt das Genesseethal eins der schönsten und fruchtbarsten Thäler des Staates New York ist. Sehenswerth sind die Fälle, von denen der eine nahe dem nördlichen Ende der Stadt 90 und der andere einige Ruthen über diesen, 12 Fuß hoch ist. Um denselben Weg nicht zwei Mal zu haben, thut man am besten, wenn man an der einen Seite des Flusses hinuntergeht und, nachdem man den Katarakt besehen hat, etwas weiter oben die Brücke überschreitet und

an der andern Seite zurückkehrt. Der romantische Charakter dieser Fälle verliert jedoch ungemein viel durch die vielen Mühlen und durch das geschäftige Treiben der Menschen; wahrhaft romantisch und dem Freunde der Natur höchst angenehm sind die 2 Meilen von Rochester entfernten Fälle bei Carthago, wo die Flußschifffahrt beginnt. Der Genessee stürzt hier 70 Fuß tief herab. Die Abgeschiedenheit des Ortes, das Brausen des Falles, die hohen, steilen Ufer, die großen Felsen mit dickbelaubten Bäumen überhangen, wirken mächtig auf den Beschauer, und lassen ihn, selbst wenn er eben von den mächtigen Niagara Fällen kommt, nicht unbefriedigt. Mir gefiel es sehr wohl dort, und ich rathe den Deutschen, die über Rochester reisen, wenn Zeit und Mittel es gestatten, hier auszusteigen und die Fälle zu besuchen. Hier finden sie auch die Rudera einer vor einigen zwanzig Jahren (1818 — 1819) über den Fluß gebauten Brücke. Sie war 400 Fuß lang und 250 Fuß über dem Wasser, *) stürzte

---

*) The Northern Traveller by Theodore Dwight, Jr. VI. edit. New York 1841, p. 47. In von Gerstners Innere Communicationen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika &c. Wien 1842. 1. Bd. p. 172 ist die Brücke also beschrieben. „Der Bau derselben wurde von einer Gesellschaft unternommen und von zwei Architecten, Namens Brainerd und Chapman, geleitet; sie überspannten den Fluß zwischen den untern Fällen und dem Landungsplatze der Dampfschiffe — an einem Puncte, wo die steilen felsigen Ufer 200 Fuß über die Oberfläche des Wassers sich erheben — mit einem Bogen von 352 Fuß Spannung und 54 Fuß Pfeilhöhe. Der Scheitel des Bogens war 196 Fuß über dem Wasserspiegel und die felsigen senkrechten Ufer dienten als Widerlagen; die Breite der Brückenbahn war 30 Fuß und der ganze Oberbau von Holz hergestellt. Im Februar 1819 wurde die Brücke eröffnet, bei welcher Gelegenheit Wagen mit einer Ladung von 13 Tonnen über dieselbe passirten, ohne eine bemerkbare Erschütterung hervorzu-

aber durch ihre eigene Schwere mit einem furchtbaren Krachen zusammen. Zum Glück befand sich kein Mensch auf ihr. Ein Herr und eine Dame waren eben darüber gegangen, als sie einstürzte.

Für die Fahrt auf dem Packetkanalboote bis Utica bezahlte ich 7 Dollars 50 Cents. Ich hatte das Boot eben bestiegen, als der Müller, der sich gegen mich so liberal gezeigt hatte, mit seiner Familie ankam und mich mit den Worten: „Ich freue mich, daß es sich so gut trifft, daß Sie mitfahren; ich kann meine Familie nicht begleiten und stelle sie daher unter Ihre Obhut,“ bei ihr einführte. Es kamen noch einige Bekannte dieser Familie hinzu, denen ich ebenfalls vorgestellt wurde, und ich wurde nicht als Fremder, sondern als ein alter Bekannter betrachtet. Die Reise wurde eine der angenehmsten, die ich gemacht habe.

Ein Kanalpacketboot ist 60 oder 70 Fuß lang. Der größte Theil desselben wird zum Eßzimmer benutzt. Abends werden Matratzen auf die an den Wänden hinlaufenden Sitze gelegt und über diesen noch 2 Bettreihen, die an der Decke befestigt werden, mit Unter- und Deckmatratzen und Kopfkissen, angebracht. Die Damen haben ihre eigene, gewöhnlich mit Teppichen belegte und schöner ausstaffirte Kajüte, die durch einen großen Vorhang von der Herrncajüte geschieden

---

bringen; allein nach einem Jahre stürzte dieses Riesenwerk, welches dem Unternehmungsgeiste der Entrepreneurs, so wie dem Genie der Architecten so viel Ehre gemacht hatte, durch den von der ungeheuren Holzmasse auf verschiedene Puncte des Bogens ausgeübten, ungleichen Druck in Trümmer. Die Erbauer hatten die Sicherheit der Brücke auf ein Jahr verbürgt, und wäre dieselbe nur um einen Tag früher eingestürzt, so hätten sie den Schaden ersetzen müssen!

ist, und schlafen in Kojen, die mit Vorhängen versehen sind. Abends, wenn die Passagiere sich anschicken, zu Bette zu gehen, sieht ein solches Boot wie eine **Cocoonery**, Seidenraupen=Anstalt, aus, wenn sich die Würmer auf ihren Brettern einspinnen und verpüppen. Des Morgens muß man früh aufstehen und sich auf dem Verdecke waschen und die Toilette machen. Die Damen haben ihre **Chambermaid** und Waschbecken in der Cajüte.

Eine kleine Bibliothek und einige Zeitungen, auf vielen Booten ein Damenbrett, verkürzen die Zeit bei schlechtem Wetter. Bei gutem Wetter hält man sich auf dem Verdecke auf und ergötzt sich an den besonders am Erie Kanal reizenden Gegenden. Man muß aber, wenn das Boot sich einer Brücke nähert, sehr vorsichtig sein, sonst kann man Schaden nehmen. Auf den Ruf des Steuermanns: **a bridge**, muß man sich bücken oder platt auf das Verdeck legen, wenn man nicht zurück oder in das Wasser geworfen werden oder größern Schaden leiden will. Den Kopf auf einen Koffer zu legen und zu schlafen, ist gefährlich. Einem jungen Manne wurde auf diese Art der Kopf zerquetscht. Eben so darf man nicht die Hände oder den Kopf aus dem Kajütenfenster stecken. Eine deutsche Frau, welche auf einem Frachtboote die Füße in das Wasser hängen ließ, weil sie dies angenehm finden mochte, mußte ihre Unvorsichtigkeit schwer büßen. Ihre Füße, die sie nicht schnell genug hineinzog, wurden von einem andern Boote zerquetscht. Der Steuermann ruft oft in dem letzten Augenblicke, wenn das Boot an die Brücke kommt, **a bridge**, um sich einen Spaß zu machen. Das Boot wird von 3 Pferden im Trabe gezogen; die Schleusen halten viel auf. Die bedeutendste Stadt zwischen Rochester und Utica ist S y r a c u s e, eine ebenfalls schnell emporgekommene Stadt.

Sie zählt jetzt 7000 und mit dem eine Viertelstunde entfernten Orte Salina, der in Kurzem mit ihr verbunden sein wird, 9500 Einwohner. Die Lage ist eine sehr günstige und der Handel ist nicht unbedeutend. Zwei bedeutende Kanäle, der Erie und der Oswego Kanal, und eine Eisenbahn setzen die Stadt in lebhafte Verbindung mit den östlichen und westlichen Staaten. Die Eisenbahn nach Utica kostet 240,000 Dollars mehr, als der Anschlag war, ist aber dennoch eine der wohlfeilsten, da die Meile nur 17,230 Dollars kostet und gut rentirt. Vom 3. Juli bis zum 30. November 1839 fuhren 77,488 Passagiere und man schlug die jährliche Einnahme zu 200,000 Dollars und die Ausgabe zu 75,000 an. Hier befinden sich die bedeutendsten Salzwerke; innerhalb 7 Meilen nicht weniger als 180. Im Jahre 1836 wurden in Salina, Syracuse, Liverpool und Geddesburgh 1,912,858 Buschel Salz, 297,000 Buschel weniger als im Jahre 1835 inspicirt. Den Grund für die geringere Ausbeute fand man in dem strengen Winter 18³⁵/₃₆. Jetzt werden jährlich 3 Millionen Buschel gewonnen.

Die zahlreichen deutschen Protestanten, es sollen 400 daselbst leben und jährlich an 50 bis 100 sich niederlassen, bildeten 1838 eine deutsche Gemeinde, wählten einen Prediger, geriethen aber bald in Zank und Streit, wie dieß in fast allen deutschen Gemeinden der Fall ist, und waren einige Zeit predigerlos. Im Anfange des Jahres 1841 kam Herr Karl Rechenberg, Zögling des Missions-Instituts zu Berlin und Missionar des evangelischen Vereins für deutsche Protestanten in Nord-Amerika nach Syracuse, predigte, ließ subscribiren und suchte die getheilte Gemeinde zu vereinigen. Es gelang ihm auch so ziemlich.

Das von Syracuse 46 Meilen entfernte Städtchen **Rome**, in dessen Gegend viele Deutsche wohnen, hat außer seinem Namen nichts Merkwürdiges. 60 oder 80 Ruthen nordöstlich von dem Centrum des Städtchens stand das Fort **Stanwix**, bestehend aus einem Blockhause, das mit 3 Reihen Pallisaden und einem tiefen Graben umgeben war und in den alten französischen Kriegen eine gewisse Berühmtheit erlangte. Die Bevölkerung beträgt 2000 Einwohner. Der Erie-Kanal ist hier mit dem Mohawk und Black River Kanal verbunden.

In kurzer Zeit hatte ich Palmyra, Lyons und Syracusa bereist, außerdem Jordan gesehen und Mantius besucht, und nun befand ich mich in Rome. Es ist eigen, daß das nordamerikanische Volk, welches doch auf einen erfinderischen Geist Anspruch macht und auch viele und bedeutende Erfindungen gemacht hat, in der Erfindung der Namen der Städte, Dörfer u. s. w. das ärmste ist, das sich auf Gottes Erdboden findet. In dieser Hinsicht sind mir die Vereinigten Staaten immer vorgekommen wie eine Hanswurstjacke, zu welcher aus jeder Trödelbude die Lappen und Flecken zusammengetragen worden sind. Am meisten fiel mir dieß auf meinen Reisen und besonders auf dieser Reise auf, auf welcher ich durch alle Reiche der Welt und ihre Hauptstädte kam. Der Anfang zu diesem Entlehnen nnd Borgen machten die gerühmten „Väter der Pilgrime", die von England aus nach Amerika einwanderten. Sie verließen zwar aus Religionseifer das Land ihrer Väter, wollten aber doch noch ein memento an dasselbe haben und entlehnten von ihm die Namen ihrer Städte. Einige Zeit behielten sie zwar die indianischen Namen bei, aber bald verdrängten sie auch diese; sie wollten Alles, was das Andenken an die rothen Männer, von denen sie freundlich aufgenommen worden waren, erhalten konnte, vertilgen. So traten

an die Stelle von Naumkeag, Schawmut und Mooshasuk Salem, Boston und Providence. Vor der Revolution erhielten die Städte ihre Namen von bekannten Städten in England, wie Worcester, Leicester, Gloucester, Portsmouth, Bristol ꝛc., nach der Revolution, von den Helden derselben, wie Hancock, Adams, Warren, Greene, Franklin, Washington ꝛc. Man setzte, wie es jetzt in den neuen Staaten geschieht, vielen Namen das Wort New (Neu) vor, und die Städte, die zwei Jahrhunderte alt sind, heißen jetzt noch New (Neu) und werden, wie New-York, so genannt werden, wenn sie so alt sind wie Rom oder London.

Daß man das Andenken der Freiheitshelden zu ehren und auch durch die Namen der Grafschaften und Städte zu erhalten suchte, ist lobenswerth, allein man überschritt das Maaß, und nun haben die Briefschreiber und Postmeister darunter zu leiden. So ist in jedem Staate und Territorium, Delaware ausgenommen, eine Grafschaft und eine Stadt mit dem Namen Washington, in den meisten führt die Grafschaft und die Hauptstadt derselben diesen Namen. Der Name Franklin kommt 21 Mal vor, die unzähligen Franklinvilles und Franklintons noch ausgenommen, Jefferson, Madison, Monroe, mit Einschluß einiger unbedeutenden Nester mit den Anhängseln ville und ton, jeder von 15 — 20 Mal, Jackson, der alte Held, kommt 23 Mal vor, Adams, Hancock, Montgomery, so oft als die Meisten der Genannten. 25 Städte führen den Namen Warren, 19 Fayette und Fayetteville. Columbia findet sich in 16 verschiedenen Staaten, 10 Columbus und eben so viele Columbianas ausgenommen. Athen kommt 11, Berlin 8, Canton 11, Dover 10, Dublin 6, Paris 9, Troja 11 und Salem 16 Mal vor. Vorzüglich beliebt ist das

Wort Union mit seinen Anhängseln, dieß findet sich wenigstens 45 Mal, weniger beliebt sind Liberty und Independence, ob sie gleich mit Union sehr genau verbunden sind; ersteres kommt 10, letzteres 6 Mal vor.

Am groteskesten macht sich das Wort New-York, the Empire State genannt; dieser hat alle Länder der Erde geplündert und führt, weil er die größten Kaiserthümer und Königreiche mit ihren Hauptstädten und ausgezeichneten Männern in sich schließt, mit Recht diesen Namen. Von den Königreichen und Staaten des Alterthums hat derselbe: Griechenland, Athen, Sparta, Troja, Jerusalem, Palmyra, Tyrus, Utica, Korinth, Carthago und Rom; sogar Marathon und Macedonien finden sich. Von den neuen Staaten hat er: Norwegen, Schweden, Dänemark, Rußland, Holland, Italien, China, Delhi, Peru, Chili, Mexico rc. und von den Hauptstädten: Stockholm, Kopenhagen, Petersburg, Dresden, Berlin, Wilna, Rotterdam, Hamburg, Paris, Neapel, Edinburg, Lissabon, Madrid, Amsterdam, Turin, Genf, Wien, Florenz, Antwerpen, Warschau, Canton, Cairo, Lima rc. Man sollte meinen, daß die Einwohner mit diesen Reichen und Städten sich begnügen konnten; allein sie wollten auch, um ihre Bekanntschaft mit der Literatur- und allgemeinen Geschichte zu zeigen, die Redner, Dichter, Philosophen, Helden und Gesetzgeber dieser Staaten haben, und so finden wir Homer, Hector, Lysander, Marcellus, Solon, Horaz, Pompejus, Brutus, Cato, Scipio, Hannibal, Romulus, Tullius, Camillus, Manlius, Cincinnatus, Cicero, Seneca, Plato, Milo, Virgil, Fabius, Euclid, Ovid rc. und von den Engländern Scott, Byron, Milton, Dryden, Hume u. Andere. Als ein religiösser Staat durfte er die Namen des heiligen Landes nicht ausschließen; daher giebt es ein Eden, Bethanien, Bethlehem, Jericho,

Canaan, Libanon, Hebron und Goschen. Ein Wegweiser nach Homer oder Jericho macht sich höchst komisch.

Von den Thieren haben die Namen hergeben müssen: der Büffel (Buffalo), es giebt 9 Buffaloes, der Stier (Bull, Bull Creek, Bull Skin, Bulltown rc.), das Elendthier (Elk, Elkhill, Elkhorn, Elkland rc.), der Rehbock (Buck, Buckfield, Buckhorn, Buck Eye), nach diesem Buck sind 23 Plätze benannt worden, der Biber, Beaver mit den Endungen dam, kill, creek, balley, der Wolf (Wolf), Schwan (Swan), Adler (Eagle), der Sonnenfisch (Sunfish) und einige andere.

Auch die Bäume haben ihr Theil dazu beitragen müssen, besonders die Eiche (Oak, Oakfield, Oakflat, Oakland, Oakhill rc.), nach ihr die Ceder (Cedar, Cedar Creek, C. Grove, C. Shoals rc.), die Kastanie (Chesnut, Ch. Hill, Ch. Ridge rc.), der Ahorn (Hickory, H. Grove, H. Flat, Hickory Ground rc), die Akazie (Locust), der Maulbeerbaum (Mulberry), der Kirschbaum (Cherry), Tanne (Pine), die Haselstaude (Hazel), die Pappel (Poplar), die Ulme (Elm), der Lorbeerbaum (Laured), die Wallnuß (Walnut) und einige mehr.

Kein Wort ist jedoch so oft gebraucht, als das Wort Green, grün, was zu der Vermuthung führen könnte, daß der Amerikaner das Grün leidenschaftlich liebe. Die Nationalfarbe ist blau. Dieses Wort mit seinen Anhängseln bush, castle, bay, stone, creek u. s. w. kommt nicht weniger als 85 Mal vor, der Name Smith mit den Endungen field, ford, dale rc. 26 Mal, Sand mit den Endungen hill, plains, bluff rc. 40 Mal. 126 Städte fangen mit dem Worte Mount (Berg) an, Mount Vernon allein findet sich 16 Mal; da ist Mount Zion, M. Carmel, M. Gilead, M. Horeb rc. Man

fing auch an, einige Namen zu gräcisiren, es wollte aber nicht recht gehen; man hat Jacksonopolis, Perrypopolis, Indianopolis ꝛc. Der Westen borgt die Namen vom Osten und setzt New vor, New Baltimore, New Philadelphia. Illinois hat eine Stadt, die **Bernadotte** heißt.

In Michigan, wo man schon Moscau, Marocco, Edinburg und Alexandrien hat, wollte man diesem Unwesen ein Ende machen und, während die andern Staaten nicht zufrieden mit der Vertreibung der Ureinwohner, auch jedes Andenken an dieselben durch die Ausrottung der indianischen Namen zu vertilgen suchten, die harmonisch klingenden indianischen Namen, die den Flüssen, See'n, Wäldern und Bergen gegeben worden sind, erhalten. Die Gesetzgebung passirte 1837 ein Gesetz, nach welchem keine Stadt nach irgend einem andern Orte oder nach irgend einem Manne benannt werden soll, ohne die Erlaubniß der Gesetzgebung erhalten zu haben. Der Staat will das sich Lächerlichmachen vermeiden, daß nämlich ein Dutzend Häuser mit einigen Schnapsbuden Liverpool und ein Nest von vielleicht 20 Häusern, das einmal eine Akademie bekommen wird, Athen genannt werden. Es ist in der That aber auch zu lächerlich, wenn man in ein solches Städtchen mit einem hochfahrenden Namen tritt, aus dem nie etwas werden kann. So kam ich auf einer andern Reise nach Sparta, im Staate Ohio. Es ist dieß ein wahres Nest, aus ungefähr 10 Blockhütten bestehend, von denen die meisten dem Einsturze nahe sind. Über der Thüre des einen war eine große Firma: **Merchant-Tailor**, angebracht, die vielleicht früher in einer mittelmäßigen Landstadt paradirt hatte. Mir kam es vor, als wenn die Spartaner ausgezogen und nur die Heloten zurückgeblieben waren. Dasselbe gilt auch von Rom. Rom am Erie-Kanal und Rom in Italien!

Welch' ein Contrast! — Die Vereinigten Staaten sind wahre Geschichts-Tabellen.

Whitesboro oder Whitestown, 11 Meilen von Rom entfernt, ist eins der schönsten und freundlichsten Städtchen in diesem Theile des Staates. Es hat seinen Namen von einem Herrn White, der im Jahr 1785 von Middletown in Connecticut auswanderte und hier, als dieser ganze Strich noch eine Wildniß war, sich niederließ und zu lichten anfing.

Utica, erbaut auf dem Platze, auf welchem das alte Fort Schuyler (**Old Fort Schuyler**) stand, das vor der Revolution eine Besatzung hatte, als Stadt etwas älter als 30 Jahre, hat sich auch ungemein rasch gehoben. Es zählt jetzt über 10,000 Einwohner und treibt lebhaften Handel. Der Erie-Kanal ist hier mit dem Shenango-Kanale verbunden und die große westliche Eisenbahnlinie geht durch diese Stadt. Die Strecke von hier nach Shenectady war am 25. Juli desselben Jahres (1836) zum ersten Mal und an demselben Tage noch zwei Mal befahren worden. Die ganze Länge derselben, 77¾ Meilen, wurde beim ersten Versuche in 4 Stunden und 25 Minuten zurückgelegt, während der Wagenzug auf dem Wege 53 Minuten lang an verschiedenen Plätzen anhielt. Die wirkliche Laufzeit betrug also nicht mehr als 3 Stunden und 28 Minuten. Diese Eisenbahn wurde innerhalb 21 Monaten zu Stande gebracht und kostete 1,780,842 Dollars oder 22,905 Dollars per Meile. Das Passage-Geld betrug 3 Dollars oder 3, 85 Cents per Meile; für kleinere Strecken bezahlte man im Verhältniß von 4 Cents per Meile. Der Preis ist noch derselbe. Es gab auch Wagen zweiter Klasse, die ganz ordinär und mit hölzernen Sitzen versehen waren. Sie wurden gewöhnlich von den ärmern Einwanderern und den Farbigen benutzt. Der Preis eines Platzes in denselben

war $1\frac{1}{2}$ Dollars oder 1. 92 Cents per Meile, also bloß die Hälfte des Passage-Geldes der Reisenden erster Classe. Seit dem Jahre 1839 aber werden keine Reisenden zweiter Klasse mehr geführt. Sämmtliche Reisewagen erster Klasse haben 3 Abtheilungen, jede mit 8 Sitzen; im Winter sind dieselben mit Öfen versehen; die Heizung geschieht von Außen, mit Holz, und blecherne Röhren gehen unter den Sitzen durch den ganzen Wagen, um ihn zu wärmen.

Die Stadt Utica hat breite, gerade und bequeme Straßen, ansehnliche Häuser, unter diesen 20 Kirchen, 3 Banken und einige große Hôtels. An Bildungs-Anstalten besitzt sie eine hohe Schule (High School), eine Akademie, ein Institut für Mädchen, ein Lesezimmer, ein Lyceum und eine Bibliothek, der Verbindung junger Männer gehörend und auch Fremden geöffnet. Ein wahres Prachtgebäude ist das Irrenhaus, wohl das größte in der ganzen Welt. Es kostet zu bauen 1,500,000 Dollars.

Hamilton College, eine blühende Anstalt, liegt 9 M. von Utica, in der Nähe von Clinton. Es wurde 1812 incorporirt, hat einen Präsidenten und sechs Professoren und eine Bibliothek von 6000 Bänden.

Da ich von hier auf der Eisenbahn fuhr, konnte ich die Trenton Falls, die für die ausgezeichnetsten Naturschönheiten in diesem Theile des Staates gehalten werden, nicht besuchen. Von Reisenden werden sie sehr gepriesen, und wer nach Amerika reist, um Naturschönheiten zu sehen, soll ihnen ja einen Besuch abstatten. Am besten würde man von New-York kommend in Shenectady ein Kanalboot oder die Postkutsche nehmen; ersteres wäre noch vorzuziehen, da man auch den Aquäduct über den Mohawk-Fluß bei den fünf Schleusen in Augenschein nehmen kann. Dieser gilt für das Ausgezeichnetste,

was die Maurerkunst hervorbringen kann, ob er gleich an Größe dem Aquäduct zu Rochester nachsteht. Die dortige Gegend soll auch für Geologen sehr interessant sein und reiche Ausbeute liefern. Überhaupt bietet der Staat New-York dem Naturfreunde die meiste Befriedigung; denn er hat die meisten Wasserfälle, die meisten und merkwürdigsten See'n und die reizendsten Landschaften. Außer den drei genannten, den Niagara, Genessee und Trenton Fällen, hat er noch die Cohoes Fälle (The Falls of the Cohoes oder Cohoes Falls), die größten des Mohawk Flusses (der Fall 62 und die Ufer, die wahre Felsenwände sind, unterhalb desselben 140 Fuß hoch), die Glen's Fälle (Glen's Falls) im Hudson, 18 Meilen oberhalb Saratoga, die Jessup's und Hadley Fälle (Jessup's and Hadley Falls), einige Meilen oberhalb, und die Claverack Fälle (Claverack Falls) in der Nähe der Stadt Hudson. Merkwürdig ist der Lauf, den das Wasser eines See's in der Grafschaft Chatauque nimmt. Das nördliche Ende dieses See's, der 16 Meilen lang ist und 726 Fuß über dem See Erie, ist nur 8 Meilen von diesem entfernt, und doch trägt er seine Wasser durch den Conewango, Allegheny, Ohio und Mississippi in den Atlantischen Ocean. Der George See, in dem östlichen Theile des Staates zwischen dem Champlain See und dem Hudson Flusse, 34 Meilen lang und 2 Meilen breit (seine größte Breite beträgt 4 Meilen, an dem südlichen Ende ist er nur 1 Meile breit), ist einer der höchsten See'n in der Welt. Sein Wasser ist so klar, daß man einen Fisch oder Stein in der Tiefe von 20 — 30 Fuß deutlich sehen kann. Auf dem Boden ist das Wasser am kältesten, ein Beweis, daß er seinen Zufluß durch Quellen erhält. Die Gegend von Utica nach Shenectady ist reizend, der Verkehr lebhaft.

Neben einander gehen Eisenbahn, Kanal und Chaussee, so daß der Reisende wählen und nach Gefallen reisen kann. Unangenehm war es, daß die Utica und Shenectady Eisenbahn mit der nach Albany gehenden nicht verbunden war, die Sachen daher ausgeladen und durch Träger und kleine Wagen nach dem andern eine gute 1/4 Meile entfernten Bahnhofe geschafft und neue Billets gelöst werden mußten. Das Aus- und Einpacken ging so schnell, daß es selbst dem erfahrnen und gewandten Reisenden warm wurde und ihm manche bittere Bemerkung über die Eisenbahn-Unternehmer, die so schlecht für das Publikum gesorgt hatten, entschlüpfte. Jetzt ist, so viel ich weiß, zur Freude der Reisenden diesem Übelstande abgeholfen.

Weil die Eile so groß war, habe ich von Shenectady so viel wie nichts gesehen. Es ist eine der ältesten Ansiedelungen im Staate. Hier stand eine kleine Gränzfestung, die im J. 1690 von einer Abtheilung Franzosen und Indianer aus Canada angegriffen und niedergebrannt wurde. Viele der Einwohner wurden ermordet. Vor der Niederlassung der Weißen war es das Hauptquartier der Mohawck. Jetzt hat es 6500 Einwohner und ein blühendes College (Union College). Von hier sind es 15 Meilen bis Albany, der Haupstadt des Staates. In kurzer Zeit waren auch diese zurückgelegt. Ich nahm mein Quartier in dem mir empfohlenen Hôtel, Congress Hall, das in der Nähe des aus feinen Steinen gebauten, 115 Fuß langen, 30 Fuß breiten und 50 Fuß hohen, sich schön ausnehmenden Capitols liegt und sich eines großen Zuspruchs erfreut.

Albany, auf dem westlichen Ufer des Hudson, eine der ältesten Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten (es wurde 1612 von den Holländern angelegt), ist hinsichtlich seines

Reichthums, seiner Bevölkerung, seines Handels und seiner Hülfsquellen die zweite Stadt im Staate. Es hat über 30,000 Einwohner und sehr schöne Gebäude, unter denen sich die Stadthalle, aus weißem Marmor aufgeführt, die Akademie, drei Stockwerk hoch und 90 Fuß in Front, das schon erwähnte Capitol, die Banken, einige Kirchen und das Museum, eins der besten in den Vereinigten Staaten, auszeichnen. Ich besuchte mehre englische Geistliche, konnte aber für meinen Zweck nichts ausrichten.

Es sollen in Albany 600 — 1000 Deutsche wohnen. Die deutsche lutherische Gemeinde soll an Häusern und andern liegenden Gründen mehr Fonds als irgend eine Gemeinde dieser Stadt besitzen. Das Capital, das Vermächtniß eines Deutschen, beträgt, wie mir später versichert worden ist, mehr als 50,000 Dollars und bringt also jährliche Interessen 3 bis 4000 Dollars. Wie es kommt, daß die deutschen Lutheraner bei so bedeutenden Mitteln sich so kärglich abspeisen lassen, ist mir unbekannt. Dort könnte eine der bedeutendsten deutschen Gemeinden sein und es ist den Deutschen kaum zu verzeihen, daß sie bei der Sache so indifferent bleiben. Eine deutsche Schule ist meines Wissens nicht dort zu finden. Von den Deutschen lernte ich nur wenige kennen, die meisten, zumal diejenigen, welche schon längere Zeit daselbst wohnen, haben ein gutes Auskommen. Ich traf einige gute deutsche Ärzte daselbst. Überhaupt schien unter den Deutschen für das Körperliche ziemlich gut gesorgt zu sein, weniger für das Geistige.

Eilftes Kapitel.

Reise nach Boston — Greenfield — Die Drivers oder Kutscher der Neu=England Staaten — Bildungsmittel des Volks — Schulkinder — Bauernhäuser — Der Name Yankee — Deutsche Yankee's — Charakter der Amerikaner — Beständige Thätigkeit — Streben, sobald als möglich selbstständig zu werden — Geld ist das Losungswort — Der amerikanische Materialismus von seiner guten Seite — Unternehmungsgeist der Amerikaner — Schiffbau — Der Amerikaner hat Grund, auf sein Land stolz zu sein — Thanksgiving-Day (Danktag der Neu=Engländer) — Vaterlandsliebe derselben — Aufruf zu einem Tage des öffentlichen Dankes und Gebetes — Allgemeiner Buß= und Bettag in Folge des Todes des Präsidenten — Einige Gesetze der freien Neu=England Staaten — Eine Yankee=Hochzeit.

Von Albany, wo ich mich in meinen Hoffnungen abermals getäuscht sah, reiste ich mit der Postkutsche in einer Tour nach Boston, 178 Meilen. Die Passage kostete 7 Dollars 50 Cents. Nachts um 11 Uhr wurde abgefahren und den ganzen Tag hindurch nicht öfterer und länger angehalten, als die müden Pferde ab= und frische angespannt wurden. In Greenfield, im Staate Connecticut, einem der angenehmsten Städtchen in den Neu=England Staaten, in einer herrlichen Gegend gelegen, wurde einige Stunden gerastet. Mehre der Passagiere gingen zu Bett und ich sehr müde folgte dem guten Beispiele. Morgens um 2 Uhr wurde ich schon wieder geweckt. Ich träumte von Deutschland und mochte schwer zu wecken sein. Der Marqueur rüttelte mich

am Arm und rief: **the Coach is ready.** Ich mit Deutschland zu sehr beschäftigt, fuhr empor und rief: Was giebt es? **the Coach is ready**, erwiederte der verblüffte Marqueur, und ich mußte, so ungern es auch geschah, aufstehen, mich schnell anziehen und in die Kutsche steigen. Einige Tassen Kaffee zu sich nehmen, wie man dieß in Deutschland kann, daran ist nicht zu denken; bestellt man Kaffee, so bekommt man ein vollständiges Frühstück, von dem man nichts essen kann, weil der Appetit fehlt, und muß seinen halben Dollar bezahlen. Überdieß ist der Yankee-Kaffee schlecht, das Fleisch halb gar gekocht und die scheinbar gut besetzte Tafel bietet dem Fremden wenig zur Stärkung. Daher ist es auch kein Wunder, daß die Engländer mit den Yankee-Gasthöfen nicht zufrieden sind und sehr klagen. Sie vermissen die aufmerksame Bedienung, die guten Betten und die schön meublirten Schlafzimmer, überhaupt das, was sie **Comfort** nennen. — Wie es Tag geworden war, setzte ich mich nach meiner Gewohnheit auf den Bock zum Kutscher. Er war ein gesprächiger und gar nicht ungebildeter Mann, und gab mir über die Umgebungen, mit denen er sehr bekannt war, die genaueste Auskunft. Die Kutscher (**drivers**) in den östlichen Staaten, besonders in den Neu-England Staaten, sind ganz andere Leute, als die im Westen. Diese sind unwissend, ungehobelt und grob, nicht selten dem Trunke ergeben, jene unterrichtet, gefällig und durch die Bank nüchtern, so wie überhaupt der Yankee durch seine Bildung sich vortheilhaft auszeichnet. Das machen die guten Schulen, die man in diesen Staaten hat (siehe den Abschnitt über die Schulen), die vielen religiösen und politischen Zeitungen, die in den meisten, selbst in kleinen Städten sich findenden guten Bibliotheken, deren Bücher stets circuliren, die Lyceen oder Verbindungen für

literarische Zwecke, die überall existiren, und die vielen Vorlesungen über Alles, was den Geist bilden kann, die in allen Städten besonders im Winter gehalten werden. Die Bildung ist dort mehr Gemeingut. Es giebt wenige Häuser, in welchen nicht wenigstens einige Bücher gefunden werden; in den meisten findet man eine hübsche Anzahl Volksschriften, unter denen das Leben Washington's, die Geschichte des Befreiungskampfes und des letzten Krieges nicht fehlen dürfen, und andere belehrende und bildende Bücher verschiedenen Inhalts in gebundener und ungebundener Rede. Eine Bibel mit einem Commentar und ein Gesangbuch sind nöthige Hausgeräthe. Wir fuhren an vielen Schulhäusern vorbei, die freundlich und nett aussahen. Das Haus, in dem Kinder einen großen Theil ihrer Zeit zubringen müssen, sagt der Yankee, muß geräumig, hell und so eingerichtet sein, daß die Kinder mit Lust in dasselbe gehen und in ihm sich gemüthlich fühlen. Die Kinder waren sehr höflich. Wenn sie nach der Schule gingen oder aus derselben kamen, so nahmen die Knaben ihre Hüte ab und die Mädchen machten zierliche Knixe. Bei der Schule bildeten sie oft eine Linie und grüßten uns. Sie waren rein und gut gekleidet.

Die Bauerhäuser in Neu-England sind weniger geschmackvoll und bequem, als in andern Staaten. Sie sind größtentheils aus Holz gebaut, weiß angestrichen und die meisten entbehren der schattigen Bäume, welche die Wohnungen der Farmer in den Staaten New-York, Pennsylvanien und Ohio so reizend und angenehm machen. Über den Grund hievon herrschte unter den Passagieren verschiedene Meinung. Die meisten schoben es dem Mangel an Geschmack zu. Die Städtchen dagegen sind hübsch gebaut und einige wirklich schön. Jedes Städtchen hat eine Kirche mit einem Thurme,

auf dem eine Glocke hängt; vor der Kirche ist ein freier grüner Platz, green oder common genannt. Die Straßen sind gerade und breit und größtentheils an den Seiten mit Bäumen bepflanzt, die zur Schönheit und Annehmlichkeit des Städtchens viel beitragen. In den großen Städten finden sich geschmackvolle Gebäude, unter denen die Banken sich besonders auszeichnen.

Der Name Yankee wird in doppelter Bedeutung genommen, in einer allgemeinen und in einer speciellen. Allgemein wird jeder nicht europäisirter englisch sprechender Amerikaner, speciell der Bewohner der Neu-England Staaten darunter verstanden. Letzterer hat den Bewohnern der Vereinigten Staaten den religiösen Charakter aufgedrückt und ihnen die Liebe zum Gewinn beigebracht, und daher wird der Name Yankee mehr in der allgemeinen als speciellen Bedeutung gebraucht. Man spricht jetzt auch von deutschen Yankee's, und versteht unter ihnen solche Deutsche, die nur auf Gewinn denken und sinnen, und Andere zu übervortheilen suchen; doch sollen sie den rechten Yankee's nicht gleichkommen, übrigens auch nicht die Feinheit besitzen, welche der Yankee besitzt, sondern in der Art und Weise des Übervortheilens etwas plump sein. Die Hausirer, welche man in allen Staaten antrifft, sind entweder Yankee's, Bewohner der Neu-England Staaten oder deutsche Juden. Diese Yankee-Hausirer nun, welche manchen Reisebeschreibern als Repräsentanten der Neu-Engländer galten, haben ihren Landsleuten keinen guten Namen gemacht. Sie erzeugten durch ihr Betragen die Meinung, daß die Neu-Engländer Menschen sind, „die wegen ihrer Schlauheit weltbekannt sind, die es kein Hehl haben, daß sie ein listiges Übervortheilen für etwas Rühmliches halten, und die sich wirklich dabei so großmüthig zeigen,

den für den vortrefflichsten Mann zu halten, der es ihnen zuvorthut und denen kein Verdienst höher steht, als das anerkannter Schlauheit." Dieses Urtheil, auf die ganze Bevölkerung der Neu-England Staaten angewendet, würde eben so ungerecht sein, wie die Urtheile der Amerikaner, die eine gewisse Klasse Auswanderer für die Repräsentanten der deutschen Nation halten, über ganz Deutschland sind.

Was den Yankee auszeichnet, ist die beständige Thätigkeit, hervorgerufen und erhalten durch die Liebe zum Gewinn, und die Geschicktheit zu jeder Art von Arbeit, außer zu solcher, die lange und genaue Aufmerksamkeit erfordert. Diese Liebe zum Gewinn, wenigstens die Neigung zum Handel, entwickelt sich schon in dem Knaben. Dieser hat immer Etwas, sollte es auch nur ein altes Messer sein, zum Tausch anzubieten, wobei er stets auf seinen Vortheil bedacht ist und sich freut, wenn er einen kleinen Gewinn gemacht hat. Er stellt Lotterien an, in welchen die Preise in Rosinen und Syrupskuchen bezahlt werden, muß aber dabei etwas übrig haben. Schon im Alter von 15 Jahren ist er in einem Geschäfte. Er kann kaum die Zeit erwarten, wo er selbstständig auftreten und erwerben kann. Der Student eilt durch das College, um die Brodwissenschaft so weit zu studiren, daß er außer seinem Brode auch Geld damit verdienen kann. In einigen Staaten besteht sogar das Gesetz, daß keiner vor dem 21sten Jahre als Arzt practiciren darf. Sobald er den vorgeschriebenen Cursus vollendet und das Examen abgehalten hat, beginnt er das Geschäft, — um Geld zu machen, und heirathet. Dem Bauerburschen dünkt die Zeit, die er dem Gesetze gemäß in dem älterlichen Hause, wenn es der Vater wünscht, zubringen muß, zu lang, und er hofft auf den Tag,

an welchem er majorenn wird und für sich selbst arbeiten kann, wie bei uns das Kind auf den heiligen Christ. Die Liebe zum Gewinn ist das leitende Princip, daher lebt auch Niemand ohne ein bestimmtes Geschäft, selbst wenn er reich ist; er sieht Niemanden um sich, der unbeschäftigt wäre, im Gegentheil Alle nach Gewinn jagen. Wollte er ruhen, er würde als Sonderling gelten, oder als ein unnützes Mitglied der Gesellschaft angesehen werden. Daher ist immer die erste Frage: „**What is your business?** was ist Ihr Geschäft?" und Erstaunen, wenn sie hören: keins.

„Geld! Geld!" ist das Losungswort von Maine bis nach Florida und vom atlantischen Ocean bis hinter den Mississippi; es zu erwerben, wo möglich auf eine schnelle und leichte Art, die Aufgabe. Daher die zahllosen Speculationen jeglicher Art, die Betrügereien der Beamten, die vielen Bankerotte, besonders der Banken, das Anlegen neuer Städte, das Erfinden der Maschinen und Patent-Medizinen und Pulver, und die erstaunende Emsigkeit und Thätigkeit. Ein amerikanischer Schriftsteller charakterisirt seine Landsleute folgendermaßen: „Wir werden in Eile geboren, hastig erzogen. Ein Schlag des Zauberstabes macht uns glücklich, ein zweiter Schlag elend, und im nächsten Augenblicke haben wir wieder gewonnen und gleich darauf wieder verloren. Unser Körper ist eine Locomotive; er macht 10 Meilen in einer Stunde; unser Geist ist eine Dampfmaschine; unser Leben gleicht einer Sternschnuppe; der Tod überrascht uns wie ein electrischer Schlag." Der Mann ist aufrichtig; er hat ganz Recht. Der Amerikaner oder meinetwegen der Yankee geht schnell, spricht schnell, ißt schnell und würde, wenn es anginge, auch schnell schlafen. Er arbeitet zu eifrig für die Gegenwart,

ohne an die Zukunft zu denken.*) Kommt das Gespräch auf Actien, Landspeculationen, Dollars und Cents in der einen oder in der andern Form, so wird er gesprächig und zeigt sein Speculationsgenie. Daher gilt auch unter den Deutschen der Satz: Wo ein Yankee nichts ausrichten kann, da ist sicherlich für einen Andern nichts zu machen. Ein Deutscher, der viel mit Yankee's zu thun hatte, und nebenbei gesagt sich für sehr klug hielt, sagte zu mir: „Das ist ein verteufeltes Volk, die Yankee's; sie sind wie die Katzen, wenn man sie vom Dache herunterwirft, sie kommen immer wieder auf die Beine," und ein anderer, der früher ein starker Demagog gewesen war, meinte: „Das ganze Volk ist bei hellem Lichte betrachtet doch nur ein gemeines, gewinnsüchtiges Handelsvolk." Die deutschen Pennsylvanischen Bauern wollen mit den Yankee's und vor Allem mit den Hausirern nichts zu thun haben, weil sie von ihnen gewöhnlich übervortheilt werden. Viele sollen sogar auf den Gedanken gerathen sein, daß die guten Schulen vorzüglich in den Neu-England Staaten den Kindern die Ränke und Kniffe (tricks) beibringen, und sich aus diesem Grunde dem allgemeinen Schulsysteme in ihrem eigenen Staate feindselig gezeigt haben. Dafür werden sie von ihnen **the dumb Pennsylvania dutch** titulirt.

Da das Geschäft die wahre Seele des Amerikaners und ihm die Quelle aller menschlichen Glückseligkeit ist, so darf es nicht Wunder nehmen, daß überall, wo man sich befinden mag, auf Dampf- oder Kanalbooten, in Postkutschen, Hôtels und

---

*) Daher kommen auch jetzt die Bankerotte ganzer Staaten. Die Staaten legten Eisenbahnen, Kanäle 2c. an und borgten Geld über Geld, ohne zu bedenken, wie die Interessen, noch viel weniger die Kapitalien bezahlt werden sollten. Sie arbeiteten nur für die Gegenwart und überließen die Zukunft dem Glücke.

in Gesellschaften, die Unterhaltung sich um Geschäfte, Gewinn und Geld dreht, es müßte denn eine Präsidenten= oder eine Gouverneurswahl vor der Thüre sein oder große Revivals stattfinden, und daß der Emsige sich keine Zeit zur Erholung und zum Vergnügen gestattet. Selbst scheinbar unbeschäftigt ist der Amerikaner dennoch beschäftigt; er sitzt zu Hause in Gedanken versunken über gethane Geschäfte oder über solche, die ihm am morgenden Tage bevorstehen und bei denen er gewinnen kann. Er lebt nur, um zu erwerben und mit dem Erworbenen mehr zu erwerben, bis der Tod ihn abruft.

So weit nun ist der amerikanische Materialismus der gemeinste und niedrigste, den man sich nur denken kann, und der deutsche erscheint als ein feiner und edler. Denn bei uns treibt man Geschäfte und erwirbt, um zu leben. Es paart sich zu dem Erworbenen Lebensgenuß; man weiß das Verdiente anzuwenden und lebt und genießt. Herr Brooks, ein geborner Amerikaner, der Deutschland bereiste, schrieb in einem seiner Briefe: „Die Kunst zu leben und das Erworbene zu unserem eigenen wie zum Wohl unserer Mitmenschen anzuwenden, müssen wir von den Deutschen lernen.“ Allein der amerikanische Materialismus verliert viel an seiner Gemeinheit, wenn man bedenkt, wie viel er zu kirchlichen, religiösen und andern Zwecken hergiebt. Nimmt man Alles zusammen, so bringt kein Volk der Erde, im Verhältniß zu der Einwohnerzahl und dem Reichthum, selbst nicht einmal das englische, für genannte Zwecke, wie der in= und ausländischen Missions=, der Tractat=, Bibel=, Sonntagsschulen=, Enthaltsamkeits=, Abolitions=, Colonisations=Gesellschaft und wie die übrigen Gesellschaften heißen, für die Erbauung von Kirchen und die Erhaltung der Prediger, für Schulen, Colleges und Seminarien ꝛc. so viel Geld auf, als das ameri=

kanische. Dort baut der Staat keine Kirche und besoldet keinen Prediger. 14,000 Prediger werden durch freiwillige Beiträge unterhalten. Was von dieser Freigebigkeit auf die sectirerischen Ansichten kommt, lassen wir jetzt dahin gestellt sein. Der Amerikaner giebt und giebt viel, wie wir bei den Gesellschaften sehen werden.

Die industrielle Rührigkeit der Nordamerikaner zeigt sich besonders in der Fischerei, in der Schifffahrt, in der Ausbreitung ihres Handels und im Maschinenbau, und setzt selbst die Engländer, mit denen sie zu concurriren angefangen haben, in Erstaunen. Einzelne bestehen Wagnisse, die uns einen hohen Begriff von dem außerordentlichen Unternehmungsgeiste dieser Nation geben. Als vor mehren Jahren ein englisches Dampfboot das rothe Meer befuhr, um zu untersuchen, in wiefern die Anlegung einer regelmäßigen Dampfbootlinie längs dieses Meeres nach Indien ausführbar und vortheilhaft sei, fand es an einem unbedeutenden Orte an der arabischen Küste zwei kleine nordamerikanische Fahrzeuge vor Anker liegen, die schon zum dritten Male mit amerikanischen Gütern hieher gekommen waren, um hier rohe Häute und Kaffee zu laden, diese um das Cap der guten Hoffnung herum nach den italienischen Häfen zu bringen, sie dort gegen italienische Früchte, Wein und andere Waaren auszutauschen und letztere nach New York zu führen, von wo aus sie ihre Tour wiederholten. Gewöhnlich brachten sie auf dieser Reise 1½ bis 2 Jahre zu. Ungleich merkwürdiger ist das Unternehmen eines neu-engländischen Matrosen, der ganz allein in einer neunzehn Tonnen haltenden Nußschale von der Küste von Massachusetts um das Cap Horn herum nach dem stillen Meere auf den Seehundfang ging, und mit dem Ertrage

seiner Jagd nach London fuhr, wo er so viel erlöste, daß er auf der Stelle ein Schiff kaufen und bemannen konnte. Die amerikanische Flagge weht jetzt in allen Gewässern und wird respectirt. Denn die Amerikaner wissen sich Respect zu verschaffen; sie würden sich schönstens bedanken, an den Sultan von Fez und Marocco einen jährlichen Tribut von 25,000 Piaster (50,000 Rbthlr.) zu bezahlen, den Dänemark seit 1767 bezahlt hat und jetzt noch bezahlt. Sie würden schnell einige Kriegsschiffe dorthin schicken und seine barbarische Majestät nicht in Silber, sondern in Eisen bezahlen. Texas ist durch die Nordamerikaner frei geworden, Mexico wird auch noch yankeeficirt werden, Canada durch sie von England sich losreißen, und ist die Westküste von Amerika, wohin auch schon Auswanderungen in neuerer Zeit stattgefunden haben, angesiedelt, werden Japan und China den Amerikanern zugänglicher werden, als den Engländern. Letztere finden an ihnen große Rivalen. Der Ruhm der nordamerikanischen Schiffs- und Maschinenbauer steht in Europa sehr hoch. Die spanische Regierung hat 2 Kriegsdampfboote, jedes von etwa 600 Tonnen Last, die russische Regierung die mächtige Kriegsdampffregatte, den Bojatyr, dort bauen lassen, und mit Herrn Norris, dem geschickten Maschinen-Erbauer in Philadelphia einen Contract für 200 Locomotive abgeschlossen. Alle Jahr sollen deren 40 geliefert werden. Die Kosten sind 1,400,000 Dollars.

Wirft man einen Blick in die Geschichte dieses Volkes, auf die Unermeßlichkeit seines Gebietes, das schon angesiedelt ist, auf die Unternehmungen, die ausgeführt worden sind, auf den Handel, der getrieben wird, auf die Macht, die jährlich wächst, auf die Städte, die wie aus der Erde hervorgewachsen

sind, auf die Volksschulen und literarischen Anstalten, auf die Wohlthätigkeitsgesellschaften ꝛc. ꝛc.; man staunt über die Riesenschritte, die das Volk gethan hat, und muß bekennen: Es ist troß mancher Mängel und Fehler ein außerordentliches, in der Weltgeschichte seines Gleichen suchendes, höchst interessantes Volk.

Ich will hier nur auf das occupirte Gebiet aufmerksam machen, weil von dem Anderen in diesem Buche hie und da gesprochen wird. Jeder der Staaten von Virginien, Alabama, Illinois, Missouri, Arkansas ist größer als England und Wales, und von den Staaten New York, Pennsylvanien, Ohio, Nord- und Süd-Carolina, Kentucky, Tenessee, Georgien, Maine, Indiana, Louisiana, Mississippi und Michigan hat jeder einen größern Umfang, als Schottland und Irland. Das Mississippi Thal, d. h. das Land, welches von dem Mississippi und dessen Nebenflüssen bespült wird, sollen an Flächenraum 1,400,000 englische □Meilen enthalten. Wäre es so dicht bevölkert, wie Massachusetts, durchschnittlich wo 82 Seelen auf eine □Meile kommen, so würde es 114,800,000 Seelen, beinahe den siebenten Theil der gegenwärtigen Bevölkerung der Erde haben. Welch ein ungeheures Land! Man kann es dem freien Bürger Nordamerikas nicht verdenken, wenn er auf sein Land, das einzig in seiner Art da steht, stolz ist.

Ein den Bewohnern der Neu-England Staaten eigenthümlicher Festtag ist der Danktag, Thanksgiving, gefeiert zum Andenken an die glückliche Landung der Pilgrime an Amerikas Küsten, und von den Gouverneuren immer im Herbste, wenn die Scheuern gefüllt sind, angeordnet. An diesem Tage strömt Alles in die Kirche, (gewöhnlich meeting-houses, Versammlungshäuser genannt, von einem alten

Hasse gegen die Episcopalkirche), und aus denselben in die Häuser, wo die Tische mit Truthähnen, Puddings verschiedener Art und andere Speisen und Kuchen, die nur von einer Neu-Engländerin gekocht und gebacken werden können, wohl besetzt sind. Auf jedem Gesichte drückt sich Heiterkeit und Frohsinn aus. Es ist dieß ein Tag für Familienversammlungen. Wenn die Familie im ganzen Jahre nicht zusammenkommt, an diesem Tage sucht sie es möglich zu machen. Die Kinder kommen Hunderte von Meilen, um an diesem Tage unter dem väterlichen Dache die Liebe und Anhänglichkeit an den Eltern und unter sich zu erneuern und zu befestigen. Hauptgegenstand der Predigten und der häuslichen Unterhaltung ist, wie man sich leicht denken kann, die denkwürdige Geschichte der Vorfahren, deren Verfolgung, Auswanderung auf der Maiblume, Ansiedelung und erduldete Mühen und Drangsale, und die Früchte derselben in der gegenwärtigen Zeit, die religiöse und politische Freiheit, Sicherheit in dem Besitze des Eigenthums und in dem Genusse des Erworbenen. An diesem Tage werden auch viele Hochzeiten gehalten. Wohin auch der Neu-Engländer wandern mag, das Andenken an New England Thanksgiving begleitet ihn, und finden sich mehre an einem Orte zusammen, so wird gewiß der Tag gefeiert. Sogar in einigen Städten des Westens haben sich unter den Neu-Engländern Gesellschaften, Pilgrim Societies gebildet, die Thanksgiving jährlich feiern. Man hat dem Yankee vorgeworfen, daß er kein Gefühl der Ehrfurcht und Liebe für seinen Geburtsort, für sein väterliches Haus habe, allein ich glaube, der Vorwurf ist ungerecht. Es ist wahr, er ist stets geneigt, auszuwandern, immer fertig, mit dem ersten Dampfboote abzugehen, das den Ort verläßt, wo er eben angekommen ist, aber das Andere

ist auch wahr, daß ihm nichts über sein Neu-England geht, dessen Einrichtungen überall lobt und überall einzuführen, sich ein neues Neu-England zu schaffen sucht. Dieß ist auch der Grund, warum der Amerikanismus über den Germanismus selbst in den von vielen Deutschen bewohnten Gegenden siegt; letztere sind zu indifferent; sie haben bei all' ihrem Geschrei über Deutschthum zu wenig Li be zum Deutschthume.

Außer diesem Danktage wird, wie in den andern Staaten, jährlich ein Buß-, Bet- und Festtag (Day of fasting, humiliation and prayer) gefeiert, der ebenfalls von den Gouverneuren bestimmt wird. Den Gouverneuren ist das Recht, einen solchen Tag festzusetzen und die Bürger aufzufordern, in ihren Kirchen oder Versammlungshäusern Gottesdienst zu halten, dem Höchsten zu danken ꝛc. ꝛc. durch die Constitutionen zugestanden. In den meisten Kirchen wird gepredigt, und die Bewohner besonders der Neu-England-Staaten besuchen größtentheils, die Bewohner der westlichen Staaten weniger die Kirchen. Der Geist, welcher in diesen Proclamationen herrscht, ist in Folge der religiösen Ansicht der Gouverneure verschieden.

Eine solche Proclamation wird fast in allen Zeitungen des Staates veröffentlicht und von dem Volke ohne Einspruch und Widerrede angenommen.

Der Tod des Präsidenten Harrison, am vierten April 1841, erregte in allen Theilen des Landes und bei jeder Classe von Menschen tiefe Trauer, und der Verlust wurde von den Meisten ein Landesverlust genannt. Der Vice-Präsident (nach Harrison's Tode wirklicher Präsident), Herr Johann Tyler, bestimmte einen Buß- und Bettag auf den 14. Mai und forderte alle christliche Benennungen auf, in ihren Gotteshäusern sich zu versammeln, um vor

dem Allmächtigen sich zu demüthigen und ihn inbrünstig zu bitten, daß er sich über die Bewohner der Vereinigten Staaten erbarmen und fernerhin seinen gnädigen Schutz ihnen angedeihen lassen wolle. Die Aufforderung wurde von dem Volke, besonders von der Geistlichkeit, die in dem Tode Harrisons die gerechte Strafe des Himmels erkannte, mit Freuden aufgenommen und der bestimmte Tag überall kirchlich gefeiert. Auch die Israeliten, ob sie gleich in der Proclamation nicht erwähnt worden waren, worüber sie sich öffentlich beschwerten, hielten in ihren Synagogen Gottesdienst. In den großen Städten hatte schon vor diesem Tage die Todtenfeier mit einem Pompe, wie wir ihn bei den Leichenbegängnissen gekrönter Häupter zu sehen gewohnt sind, Statt gefunden.

Für den Deutschen muß es nicht minder interessant sein, etwas über die Gesetze dieser freien Neu-England Staaten, von denen zwar manche absolut geworden sind, alle aber sich noch im Codex legum befinden, zu erfahren und sie mit den in Deutschland bestehenden zu vergleichen, um zu sehen, wo in dieser Hinsicht dem Volke mehr Freiheit gegeben ist, ob in dem „freien“ Amerika, oder in dem „unterdrückten“ Deutschland.

Wer einen Andern im Duell tödtet, wird nicht nur gehängt, sondern auch zergliedert. Irgend eine Person von gesundem Körper und nicht auf andre Weise nothwendig verhindert, die es unterlassen wird, am Sonntage irgend ein Gotteshaus zu besuchen für die Zeit von drei Monaten, muß eine Strafe von 10 Schillingen bezahlen. Die Sittenrichter (tything-men, censores morum) sind durch einen Eid verpflichtet, alle die, welche am Sonntage unnöthigerweise reisen anzugeben und können an diesem Tage die Wirthshäu-

ser besuchen, um nachzusehen, ob Alles in Ruhe und Ordnung hergeht. Sie wachen besonders in den entfernten Städten über die jungen Leute in den Kirchen und in den Versammlungen und es wird für einen großen Schimpf angesehen, wenn ein junger Mann von ihnen einen Verweis bekommt. Es giebt Strafen für jeden profanen Schwur von einem bis zu zwei Dollars, die in Wiederholungsfällen erhöhet werden.

Wenn in einem Wirthshause getanzt und Spektakel gemacht wird, verfällt der Wirth in eine Strafe von 30 und jedes Mitglied der Gesellschaft in eine Strafe von 6 Schillingen. Alle Spielschulden sind null und nichtig. Wer über 20 Schillinge gewinnt, muß, wenn er dessen überführt ist, das Doppelte der Summe an die Armen der Stadt bezahlen und kann für ein Jahr kein Amt verwalten. Wer in Wirthshäusern Karten, Würfel oder Billard spielt, oder wer irgend eins der genannten Spielzeuge öffentlich ausstellt, so daß es gesehen werden kann, wird gestraft. Es ist sogar strafbar an einem Tische zu sitzen, und Karten oder Würfel vor sich zu haben. In Boston wurde ein Mann gestraft, weil er an einem Sonnabend Abend dem Kartenspiele zugesehen hatte, und ein junger Mann, den die Nachtwache an einem Sonntage Abend fluchen gehört hatte, mußte eine bedeutende Strafe zahlen. Alle Vagabonden, Müssiggänger, Bettler, Wahrsager und Wahrsagerinnen, Kartenschlägerinnen, Schatzgräber, herumziehende Musikanten, Harfenistinnen, Drehorgelspieler und dergl. werden in das Besserungshaus geschickt. Die Armen einer Stadt werden oft in öffentlicher Auction für ein Jahr ausgeboten und den Mindestfordernden überlassen. Wer sie für den geringsten Preis für ein Jahr

ernähren will, bekommt sie oder einige von ihnen. Da mag es auch um diese Armen gut stehen. Massachusetts hat die Todesstrafe abgeschafft.

Keine Begebenheit in der Geschichte der jungen Männer und Frauen, welche die schönen Landstädte Neu-Englands bewohnen, ist mit so vieler Wichtigkeit umgeben, als der Augenblick, in welchem sie die Verbindung ihrer Hände und Herzen feiern. Die Copulation wird größtentheils von dem Prediger, selten von dem Friedensrichter, was häufiger im Westen der Fall ist, vollzogen und von den Meisten als eine religiöse Handlung betrachtet. Man hört oft die Eltern die Zeit von gewissen Ereignissen durch „ein Jahr, ehe wir uns verheiratheten“ oder „zwei Jahre nach unserer Hochzeit,“ wie der Fall sein mag, bestimmen. Alle Feiertage, sogar auch „Festtage“ und „Dankfeste,“ sinken verhältnißmäßig in Unbedeutsamkeit herab. Die Nachbarinnen und die alten Jungfern sprechen eben so viel über das verlobte Paar, wie in Deutschland; jede weiß an dem Bräutigam oder der Braut etwas auszusetzen. Daher beschleunigt das Brautpaar die eheliche Verbindung. Dort kennt man die lange Zeit des Brautstandes nicht; was bei uns in Deutschland Jahre sind, sind dort größtentheils Monate. Zwei Wochen vor der Hochzeit werden die Nachbaren eingeladen und die Zurüstungen gemacht. Ist der Brautvater ein reicher Bauer, vielleicht gar Esquire oder Capitain, so giebt es eine tüchtige Mahlzeit, schöne runde Spanferkel, Kalbsbraten, Rindfleisch, Geflügel, vor Allem ein Truthahn, Schweinefleisch, Pies in Menge ꝛc. Zur bestimmten Stunde kommen die Geladenen zu Pferde, Wagen und zu Fuß. Das Haus ist gedrängt voll. Alte Männer und Hausfrauen, Jünglinge und Jung-

frauen, sitzen auf den temporären Bänken, die ausschließlich für die große Gesellschaft eingerichtet sind. Der Prediger kommt, grüßt freundlich und nimmt neben dem Hausherrn in der großen Stube Platz. Nach einiger Zeit wendet er sich, denn es dünkt ihm Zeit zu sein, an die Hausfrau mit den Worten: Es wird wohl Zeit sein, das angenehme Geschäft vorzunehmen, und diese eilt nun fort, das glückliche Brautpaar zu benachrichtigen, daß die ersehnte Stunde erschienen sei. Nun folgen einige Minuten der größten Spannung und Begierde. Es entsteht ein allgemeines Gedränge nach den Stellen, an denen die Ceremonie am besten gesehen werden kann, und nur mit großer Mühe kann das Brautpaar mit seinen Begleitern, aus zwei Paaren bestehend, die ihm als Ehrengarde zur Seite stehen, sich zu der ihm bestimmten Stelle durchdrängen. Der Prediger erhebt sich mit großer Feierlichkeit von dem gepolsterten Stuhle, und tritt vor das zitternde, aber glückliche Paar. Nach einigen Räuspern beginnt er, die Trauungsformel abzulesen und dem Paare die üblichen Fragen vorzulegen. Nachdem sie versprochen haben, „einander in Gesundheit und in Krankheit unterstützen, ernähren und trösten zu wollen,“ erklärt er sie mit großer Solemnität als „eins“ nach den Gesetzen Gottes, und als „Mann und Weib“ nach den Gesetzen des Staates Massachusetts. Jetzt geht nun das Glückwünschen an: **I wish you much joy and happiness**, wobei die Braut geküßt wird, eine Sitte, die einen großen Theil ihrer Popularität ihrer Antiquität verdankt.

Hierauf kommt das Nachtessen, denn die Hochzeiten werden gewöhnlich Abends gehalten, der Prediger nimmt am obern Ende des Tisches, der Bräutigam am untern Ende

seinen Sitz, und nun geht das Transchiren und Vorlegen los. Sind die Teller gefüllt, so ermahnt die Hausfrau oder der Hausherr zum Essen mit den Worten: „Now help your self, Helft Euch selbst,“ und die ganze Gesellschaft greift nach Messer und Gabel und hilft sich selbst. Vor der Mahlzeit wird jedoch von dem Prediger das Tischgebet gesprochen. Nach dem Essen zieht sich der Prediger in die große Stube zurück, erhält von dem jungen Ehemanne seine Bezahlung, nimmt Abschied und reitet nach Hause. Das junge Volk vergnügt sich nun auf seine Weise.

Diese Sitte habe ich auch in andern Staaten, in englischen und halbenglischen Familien angetroffen; nur fällt da das Brautküssen weg. Übrigens sind, wie bekannt, die Gesetze wegen des Heirathens in den verschiedenen Staaten verschieden; in allen aber nicht die Schwierigkeiten, wie wir sie in Deutschland finden. Bei dem Capitel „von der Ehe und Ehescheidung“ komme ich darauf zurück.

Zwölftes Kapitel.

Ankunft in Boston — der Courier von Königsberg — Unitarische Kirche — der deutsche Maler — der deutsche Wohlthätigkeits-Verein — Herman Bokum — Professor Robinson — Fahrt nach Nahant — Dr. Beck und Dr. de Wette — Professor Stuart in Andover — Das theologische Seminar daselbst — Bücher-Auction — Pastor Smith in Boston — Pastor Adams — Museum der Bostoner Gesellschaft für Naturgeschichte — Athenäum — Historische Gesellschaft — das Staathaus — Washingtons Statue — Aussicht vom Staathause — Ursulerinnenkloster — Boston — Gebäude — Oeffentliche Schulen — Wohlthätigkeitssinn der Bostonienser — Geschichte der deutschen Gemeinde — Pastoren Merz und Kempe — Englische Prediger-Versammlung — Cambridge — Theologisches Seminar — Universitäts-Bibliothek — Naturalien-Cabinet — Juristische Fakultät — der Bostoner Gemeinde-Rath und die Einwanderer.

Sonnabends den 13. August, Abends um 8 Uhr, kam ich in Boston, dem Literary Emporium and Craddle of Liberty, an. Der Kutscher fuhr mich, wie ich ihm gesagt hatte, in das New England Coffee House, ein ziemlich bedeutendes Hôtel, und ich war herzlich froh, als ich die Kutsche, die fast den ganzen Weg überfüllt war, verlassen und von der höchst ermüdenden Reise ausruhen konnte. Am folgenden Tage konnte ich keine Besuche machen, denn es war Sonntag, und den ganzen Tag im Hôtel zuzubringen, wäre auch sehr langweilig gewesen. Ich beschloß, einen Spaziergang am Hafen zu machen, ob ich vielleicht ein deutsches

Schiff fände, und dann die deutsche Kirche aufzusuchen. Die Schiffe hatten die Flaggen aufgezogen, die im Winde flatternd, einen herrlichen Anblick gewährten, und ein Dreimaster, dem ähnlich, der mich über den Ocean getragen hatte, ging eben ab. Unter den Flaggen prangte auch der Preußische Adler mit Scepter und Reichsapfel. Es war der Courier von Königsberg, der seine erste Reise gemacht und 120 Irländer von Liverpool hierher gebracht hatte. Mit dem Steuermann wollte ich in die Kirche gehen; wir geriethen in eine unitarische. Die Unitarier, welche über die Kanzeln die Worte geschrieben haben: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen,“ (Joh. XVII, 3), halten mehr moralische als dogmatische Predigten, verketzern und verdammen nicht, und erlauben unschuldige Freuden, z. B. Clavierspielen, auch am Sonntage. In Boston bilden sie die stärkste religiöse Gemeinschaft, und haben sich um die Stadt durch die Seelsorge für die Armen (Ministry of the Poor) sehr verdient gemacht.

Gegen Abend ging ich in dem Parke, Commons genannt, spaziren und ergötzte mich an der herrlichen Aussicht, die man über die Bay des Charles Flusses nach den angebauten Hügeln, die Boston wie einen Kranz umschließen, genießt. Dieser Platz an der südwestlichen Seite der Stadt, gegen 50 Acker enthaltend, mit einer schönen eisernen Befriedigung umgeben, und an zwei Seiten mit herrlichen Gebäuden und an der Nordseite mit dem auf einer ziemlichen Höhe gelegenen Staatshause geziert, ist eine der größten Zierden Bostons, und kein Reisender sollte es verabsäumen, ihn zu besuchen. Was mir besonders auffiel, war der Verkauf der so eben angekommenen New Yorker Penny-Zeitun-

gen, die viele Abnehmer fanden und die Sonntags-Gedanken nothwendigerweise verscheuchten. Einen solchen Handel hätte ich in Boston an einem Sonntage am allerwenigsten erwartet; vielleicht waren die Käufer Weltkinder und noch Unbekehrte. Auf meinem Spaziergange wurde ich mit einem Deutschen, der Maler war und hier mit einer Auswahl Bilder, unter denen einige sehr schöne Oelgemälde sich befanden, Geschäfte zu machen glaubte, sich aber in seinen Erwartungen sehr getäuscht fand, bekannt. Es sind nur wenige Amerikaner, die an diesen Sachen Geschmack finden und Geld dafür ausgeben. Man findet zwar einige gute Gemäldesammlungen, allein deren sind im Verhältnisse zur Einwohnerzahl und zu dem Reichthume sehr wenige, und größtentheils bei solchen Männern, die Europa besucht haben. Theure und kostbare Gemälde nach Amerika zu schaffen, um sie dort zu verkaufen, würde eine sehr schlechte Speculation sein. Herr Langendörfer, in welchem ich einen geschickten und nicht ungebildeten Mann kennen lernte, versprach mir, mich des andern Tages zu dem deutschen Prediger, Herrn Smith, an welchem ich einen Empfehlungsbrief hatte, zu begleiten.

Durch Langendörfer lernte ich einen Deutschen kennen, dessen Bekanntschaft mir jetzt noch lieb und theuer ist. Er war einer der eifrigsten und thätigsten Vorsteher der deutschen Kirche, ertheilte den Deutschen, die eben Lust hatten, einmal in der Woche Unterricht in der englischen Sprache und war Secretair des deutschen Wohlthätigkeits-Vereins. Solche Leute brauchen die Deutschen, und die Einwanderer können sich gratuliren, wenn sie solche Männer finden. Er gedachte damals nach Deutschland zu reisen, sich eine Frau zu holen und Boston zu seinem festen Wohnsitze zu machen, was auch geschehen ist. Sein Name ist Theodor Hach. In dem-

selben Hause wohnte ein andrer Deutscher, Herr Schmidt aus Bremen, ein Schüler Spohrs, der schon 5 Jahre in New York gewohnt hatte, sich aber auch hier häuslich niederlassen wollte und jetzt als Musicus mit einem bedeutenden Gehalte angestellt ist. Es bestehen hier zwei musicalische Gesellschaften, die **Haydn Society** und **the Odeon**, welche die schwersten Stücke aufführen.

Der deutsche Wohlthätigkeits-Verein, der damals bestand und hoffentlich noch jetzt besteht, gereicht seinen Gründern und der gesammten deutschen Bevölkerung Bostons zur größten Ehre. Die Verfassung desselben war folgende.

1. Zweck der Gesellschaft.

Der deutsche Wohlthätigkeits-Verein hat zum Zweck: Vereinigung der Deutschen in Boston und der benachbarten Orten, — ohne Rücksicht auf politische oder Religionspartheien, — zur Belebung eines brüderlichen Geistes unter einander, zur Unterstützung der Bedürftigen und Neuangekommenen mit Rath und Arbeit, und der Kranken und Unfähigen mit Geldbeiträgen, so weit es die Mittel erlauben.

Zu besserer und geordneterer Erreichung dieser Zwecke sollen Beamte gewählt werden auf Ein Jahr; nämlich: Ein erster Vorsteher, zweiter Vorsteher, Schatzmeister, Schreiber und drei Ausschußmänner, deren Pflichten und Geschäft weiter unten bestimmt werden sollen. Auch soll besonders ein Auskunftamt eröffnet und gehalten werden für die Anzeige von Plätzen und Gesuchen für Arbeit und Arbeiter, und die Sammlung und Mittheilung aller sonstigen möglichen Nachrichten in dem Verkehr zwischen deutschen Einwanderern und den eingebornen Amerikanern.

II. Aufnahme der Mitglieder u. Geldbeiträge.

Jeder Deutsche, jeder Abkömmling von Deutschen, und jeder thätige Freund der Deutschen, kann Mitglied der Gesellschaft werden, nach Verlauf einer Probezeit von drei Monaten. Jedes Mitglied erklärt beim Eintritt, wie viel es jährlich beitragen wolle; welcher Beitrag jedoch nicht weniger als 1 Dollar sein soll. Die Geldbeiträge sollen vierteljährig eingesammelt werden. Ein Theil der Beiträge, welcher jährlich von der Gesellschaft bestimmt wird, soll zurückgelegt werden, um ein Capital zu bilden, welches jedoch nicht 5000 Dollars übersteigen darf.

III. Austritt.

Der Austritt aus der Gesellschaft steht Jedem zu jeder Zeit frei, aber von seinen gegebenen Geldbeiträgen kann der Austretende nichts zurückerlangen. Eine Versäumniß in der Bezahlung des Beitrages bis zur nächsten regelmäßigen Versammlung wird als Austritt betrachtet.

IV. Von den Rechten der Mitglieder in Bezug auf die Geldbeiträge.

Die Geldbeiträge der Gesellschaft dürfen nur für den Zweck der Gesellschaft: Unterstützung der bedürftigsten Deutschen, verwendet werden, jeder Deutsche hat gleiche Ansprüche auf Unterstützung von Seiten der Gesellschaft, obgleich natürlicher Weise für die mehr bekannten Mitglieder die Hülfe in den meisten Fällen schneller und entscheidender sein kann. Bei etwaniger Auflösung der Gesellschaft wird das vorhandene Geld für wohlthätige Anstalten verwendet oder andern Hülfvereinen übergeben werden.

V. Aemter in der Gesellschaft.

c. Schreiber.

Der Schreiber führt den Bericht über die allgemeinen und Vorstand-Versammlungen. Er besorgt die Anzeigen in den Zeitungen, und hat ein Verzeichniß von Arbeitern und Gesuchen für solche, so wie auch für Dienstboten, Lehrlinge u. s. w. Er besorgt die Correspondenz mit geeigneten Männern in den andern Städten und den westlichen Staaten für solche, die dorthin auswandern wollen, als Landbauern u. s. w. Für alle solche außergewöhnlichen Bemühungen soll er aus der Casse der Gesellschaft eine Vergütung erhalten.

d. Ausschußmänner.

Drei Ausschußmänner sind bestimmt, in besondern Fällen, z. B. bei Ankunft eines Schiffs mit Auswanderern, den obigen Beamten ihre Geschäfte zu erleichtern.

VI. Von Versammlungen.

Die Gesellschaft versammelt sich regelmäßig viermal des Jahres, am dritten Montag im März, Juny, September und Dezember, um die Beiträge einzusammeln, und andere Geschäfte der Gesellschaft abzumachen.

Unter den Gründern des Vereins ist Herr Hermann Bokum, damals Lehrer der deutschen Sprache an der Harvard Universität, jetzt Bibliothekar der Van Eß Bibliothek des presbyterianischen Seminars zu New York, besonders auszuzeichnen. Er befand sich gerade auf seiner Reise durch die östlichen Staaten, um für eine große Gesellschaft zum Besten der Einwanderer Reden zu halten und Geld zu collectiren. Die Gesellschaft sollte den Namen The American Stranger's Friend Society führen und sowohl das leibliche

als geistige Wohl der Einwanderer, besonders der deutschen befördern (to improve the condition and to advance the religions, moral and intellectuat character of the Emigrant population in this country.) Zu dem Ende beabsichtigte er auch eine vierteljährliche Zeitschrift The Stranger's Friend, in welcher die genauesten Nachrichten über die Einwanderer, deren Erziehung, religiöse und wohlthätige Gesellschaften ꝛc. ꝛc. gegeben werden sollten, und von der der Prospectus auch schon versendet worden war, zu publiciren und dadurch die Amerikaner zu gewinnen. In New York, wo er damals in Verbindung mit dem englisch lutherischen Prediger Strobel für die Sache eifrig arbeitete und wo ich ihn später persönlich kennen lernte, hatte er die angesehensten Männer der Stadt vermocht, ihre Mitbürger zu einer großen Versammlung, die am 31. Juli in der Central Presbyterianischen Kirche gehalten werden sollte, um den Zustand der deutschen Bevölkerung in Betracht zu ziehen, einzuladen, und er selbst hielt eine Rede über den Zustand der deutschen Bevölkerung der Vereinigten Staaten (a discourse on the state of the german population of the United States), die auch gedruckt wurde. Der Redner hatte den Text genommen Matth. 25, 34 — 40, die deutsche Bevölkerung aber, vermuthlich um die Sympathie der Amerikaner desto leichter zu gewinnen, etwas zu grell geschildert. Die Gesellschaft ist jedoch nie constituirt worden.

Herrn Pfarrer Smith fand ich zu meinem Leidwesen nicht zu Hause. Auf dem Heimwege begegneten wir ihm; allein er war so beschäftigt, daß er keine Zeit hatte, mit mir nach seinem Hause zu gehen, und mir versprach, mich des andern Tages in meinem Hôtel zu besuchen. Ich besuchte Herrn Professor Robinson, berühmt durch die Übersetzung

des hebräisch-lateinischen Lexicons von Gesenius und in neuester Zeit durch seine Reise durch Palästina. Die Beschreibung dieser Reise ist in englischer und deutscher Sprache von ihm geschehen; das Buch führt in der deutschen Sprache den Titel: Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 von Eduard Robinson, Dr. u. Prof. der Theologie in New-York. Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. 3 Bde. Halle 1841. Er bedauerte es sehr, daß er mich wegen häuslicher Umstände nicht in sein Haus gastlich aufnehmen könne, versprach mir aber zu meinem Vorhaben seine Hülfe und gab mir einen Empfehlungsbrief an den auch in Deutschland bekannten Prof. Stuart in Andover.

Da Smith nicht kam, der, wie ich später erfuhr, über meine Wohnung falsch berichtet worden war und mich lange gesucht aber nicht gefunden hatte, so nahm ich die Einladung des Herrn Hach, mit ihm und Herrn Schmidt, dem Musicus, nach Nahant zu fahren, mit Freuden an. Die Fahrt auf dem Dampfboote gewährt eine reizende Aussicht über die Boston-Bay, welche die Bostonienser mit der Bay von Neapel vergleichen, die Dorchester Höhen an der südlichen und Bunker und Breed's Hills an der nordwestlichen Seite. Unter den Inseln, welche zur Vertheidigung des Hafens fortificirt sind, ist die, welche die Citadelle Williams hat, die bemerkenswertheste. Auf der Insel Rainsford, von der ein kleiner Theil sehr erhaben liegt, befindet sich das Hospital für die Seesoldaten, und auf einer andern die sogenannte Bauernschule (Farm School) für Knaben, über deren schlechte Verwaltung aber in neuester Zeit sehr geklagt worden ist.

Zu Lande führt eine schöne Straße um die Bay, durch das berühmte Schuhmacherstädtchen Lynn, das auch sehens-

werth ist, an der Lynn beach hin, welche 2 Meilen lang die Halbinsel Nahant mit dem festen Lande verbindet, und wendet sich nach dem Vorgebirge Nahant. In Lynn, welches im Norden von einem Schuhmacherladen, im Süden von einem Schuhmacherladen, im Osten von einem Schuhmacherladen und im Westen von einem Schuhmacherladen begrenzt ist, werden jährlich 2½ Millionen Paar Schuhe gemacht. Im Verhältniß zur Einwohnerzahl (9,500 Seelen) die größte Schuhmanufactur in der Welt. —

Nahant, 14 Meilen von Boston, ist ein den Bostoniensern sehr angenehmer Aufenthaltsort während der warmen Monate. Hier ist die Luft immer rein, frisch und kühl. Ein schönes, geräumiges Hôtel, in welchem man immer eine ausgesuchte Gesellschaft, einen guten amerikanischen Tisch und gefällige Aufwärter findet, und von dessen Dache aus man eine wunderschöne Aussicht auf das Meer hat, bietet den Fremden alle amerikanische Bequemlichkeit. Die Bäder sind von dem Hôtel etwas entfernt, sehr bequem und von Badegästen stark besucht. Eine Menge niedlicher Häuser, die als Sommerwohnungen benutzt werden, tragen viel zur Schönheit und Annehmlichkeit des Platzes bei. Wer Boston im Sommer besucht, sollte einen Ausflug nach Nahant machen, und während seines Aufenthaltes auch die Grotte der Syrenen, ¼ Meile vom Hôtel entfernt, das Spouting Horn (Spritz-Horn), ein Loch in dem Felsen an der entgegengesetzten Seite, durch welches zu gewissen Zeiten der Fluth das Wasser manchmal 20—30 Fuß in die Höhe geworfen wird, und den Kanzelfelsen (Pulpit Rock) an der Südseite, dessen Spitze fast unzugänglich ist, besehen. Bei hoher See, wenn die Wellen sich am Gestade brechen und ihren Schaum

hoch in die Luft spritzen, zumal in einer mondhellen Nacht, soll das Schauspiel wunderschön sein.

Wir trafen hier den Herrn Dr. Beck, Professor der lateinischen Sprache an der Harvard Universität, bekannt durch die Übersetzung der lateinischen Synonymen von Ramshorn, und Herrn de Wette, Dr. Med. aus Basel, der seine Reise durch die Vereinigten Staaten durch den Druck veröffentlicht hat. *) Wir verlebten einige vergnügte Stunden und kehrten auf dem Dampfboote in die Stadt zurück.

Den Herrn Professor Stuart, der ungemein viel geschrieben hat und seine Kenntnisse vorzüglich den deutschen Gelehrten was die morgenländischen Sprachen, die hebräische besonders betrifft, den von Gesenius herausgegebenen Büchern verdankt, kennen zu lernen, war schon längst mein Wunsch gewesen und ich konnte nicht umhin, da ich Andover so nahe war, ihm einen Besuch abzustatten. Die Entfernung beträgt nur 20 Meilen, die auf der Eisenbahn in einer Stunde zurückgelegt werden. Passage war 1 Dollar. Da Herr Stuart für mich Vormittags unzugänglich war, benutzte ich die Zeit, mich mit Andover und dem theologischen Seminarium bekannt zu machen. Das Städtchen an und für sich ist höchst unbedeutend, und hat seinen im In- und Auslande bekannten Namen der Philips Akademie, vor Allem aber dem theologischen Seminar, einem der jetzigen Bollwerke der neuen presbyterianischen Schule, zu verdanken. Die drei akademischen Gebäude, **Philips Hall, Barlet Hall** und **the Chapel,** 3/4 Meilen vom Städtchen entfernt, liegen auf der Anhöhe,

---

*) Reise in den Vereinigten Staaten und Canada im Jahre 1837. Von L. de Wette, Dr. Med. u. praktischem Arzte in Basel, Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1838.

so daß sie von verschiedenen Theilen der umliegenden Gegend aus gesehen werden können und gewähren eine reizende Aussicht über das Land, das im Westen von den Temple Hills in New-Hampshire und im Süden von den Blue Hills begrenzt wird. Von einer kleinen Erhöhung nicht weit vom Seminar kann man den Atlantischen Ocean, von Newburyport nach Cap Ann und einen Theil von Salam sehen und im Nordwesten erblickt man eine entfernte Bergspitze, die man für die des 3,320 Fuß hohen, bei Windsor in Vermont gelegenen Ascutney hält. Eine schönere und reizendere Lage für eine literarische Anstalt hätte man nicht wählen können. Die Amerikaner haben darin einen guten Geschmack, der im Auslande nachgeahmt zu werden verdient. Viele unserer deutschen literarischen Anstalten liegen in den Städten so versteckt, daß man sie gar nicht sieht, die amerikanischen Colleges und Seminare dagegen so, daß sie dem Reisenden eine reizende Aussicht gewähren und sogleich in die Augen fallen. In der Bibliothek, welche in dem obern Theile der sogenannten Chapel, in welcher sich die Studenten an Wochentagen im öffentlichen Vortrage und Predigen üben, und Sonntags Gottesdienst gehalten wird, aufgestellt ist, fand ich sehr viele meiner Landsleute, die recht schön paradirten, in dem Museum für ausländische Seltenheiten viele Götzenbilder, die bedeutendsten von den Sandwichs-Inseln, und viele andere von den in diesem Seminar gebildeten Missionären geschickte Merkwürdigkeiten aus fast allen heidnischen Ländern, und in dem Athenäum oder Lesezimmer eine treffliche Auswahl der neuesten Literatur- und Missionsblätter. Die Zimmer der Studenten sind sehr freundlich und bequem eingerichtet, und die Häuser der Professoren, den akademischen Gebäuden gegenüber, geräumig

und nett; kurz, die ganze Einrichtung zeigte von der größten Ordnung und guter Aufsicht. Obgleich die Akademie und das Seminar unter der Aufsicht eines Verwaltungs-Ausschusses stehen, so sind sie doch nicht mit einander verbunden. Der Cursus im Seminar ist auf drei Jahre festgesetzt.

Auf der Bücher-Auction, die in einem kleinen Buchladen gehalten wurde, gingen Tholuck, Gesenius, de Wette, Rosenmüller etc. zu ziemlich hohen Preisen ab, andere deutsche Gelehrte zu sehr niedrigen. Der Auctionator konnte die lateinischen Titel schlecht lesen und die deutschen gar nicht, was den Studenten vielen Spaß zu machen schien. It is dutch, hieß es, und man lachte darüber. Die Studenten verstehen zu wenig von der deutschen Sprache und von deutscher Gelehrsamkeit, einige Bücher von den in Amerika bekanntesten deutschen Gelehrten müssen sie aber wo möglich besitzen, um sagen zu können, wir sind mit eurer Literatur nicht unbekannt, denn wir selbst besitzen einige eurer ausgezeichnetsten Männer. Welche abgeschmackte Begriffe diese Menschen von unserer deutschen Theologie haben, davon haben wir in Deutschland keine Idee. Doch wie kann es auch anders sein, da in den religiösen und in vielen literarischen Blättern Deutschland als ein Land des fürchterlichsten Unglaubens und der krassesten Neologie geschildert wird, und die Studirenden ermahnt werden, sich vor der allgemeinen deutschen Gelehrsamkeit zu hüten. Was daher nicht in ihren Kram paßt, wird ketzerisch genannt und sans façons verdammt. Allerdings der leichteste und kürzeste Weg, die Ketzerei abzuweisen. Man schüttet dort das Kind mit dem Bade aus.

Professor Stuart war ganz der Mann, wie er mir geschildert worden war. Er ist einer der tüchtigsten Theologen

Nord-Amerika's, er weiß dieß aber auch. Aus seiner Studirstube holte er eine Menge Commentare, von Deutschen herausgegeben, und fragte mich um meine Meinung über jeden einzelnen, die ich ihm auch offen gab, und mit der er auch zufrieden zu sein schien. Ich sage: schien, denn man kann diesen Leuten in Amerika nicht recht trauen. Viele suchen den Fremden auszuforschen, stimmen scheinbar mit seinen Ansichten überein, um desto mehr aus ihm herauszulocken, und gebrauchen dann seine Aufrichtigkeit zu seinem Schaden. Als ich ihn um sein Urtheil über einige Commentare, die nach meiner Reise aus Deutschland erschienen und mir unbekannt waren, fragte, wollte er mit demselbeu gar nicht heraus, sondern hielt hinter dem Berge. Ich wurde nun auch vorsichtiger und trockener. Unser Gespräch wurde durch die Dazwischenkunft eines jungen Mannes, der seine Ansichten über Abolition auskramte und sich nach dem Fortgange derselben seit Thompson's, des berühmten oder berüchtigten englischen Abolitionisten, schneller Rückkehr in sein Vaterland angelegentlich erkundigte, unterbrochen. Da ich an diesem Tage nach Boston zurückzukehren versprochen hatte und der letzte Wagenzug bald abgehen wollte, empfahl ich mich. Ob ich nun gleich nicht behaupten will, daß es Stuarts Absicht war, durch die vielen an mich gerichteten Fragen über deutsche Theologen und deutsche Literatur meine theologischen Ansichten auszukundschaften, sondern vielmehr seine Weisheit zu Markte zu bringen und mir, wie man zu sagen pflegt, auf den Zahn zu fühlen, was zehn Andere für sehr anmaßend halten würden: so ist ein solches Auskundschaften und Bewachen der religiösen Meinungen des fremden Theologen in den Vereinigten Staaten sehr zu Hause, und mancher deutschländische Prediger, der sich bei einem Bruder zu befinden glaubte und

seine Meinung offen äußerte, hat seine Offenheit zu bereuen Ursache gehabt.

Gegen Abend besuchte ich nun den deutschen Prediger Smith. Er erzählte mir, wie es gekommen, daß er mich nicht früher eingeladen hatte, und lud mich ein, in seinem Hause zu logiren. Daß ich die Einladung dankbar annahm, kann der Leser sich vorstellen. Ich bezahlte meine Rechnung im Hôtel, 6 Dollars, gerade so viel hatte ich von dem Buchhändler Marvin für meinen kleinen lateinischen Aufsatz, der in dem Biblical Repository gedruckt worden war, bekommen, und zog in das Smith'sche Haus, in dem ich mich bald heimisch fühlte. Des andern Tages ging ich zu Herrn Adams, den einflußreichsten presbyterianischen Geistlichen, und ihm einen Empfehlungsbrief von Herrn Professor Robinson zu übergeben und zu hören, ob er für meinen Zweck etwas thun könne. Er nahm großen Antheil an der Sache, sagte mir aber, daß jetzt für sie schwerlich etwas gethan werden könne, 1) weil so ungemein viele Applicationen an Boston von allen Orten gemacht würden; 2) weil Herr Professor Schmucker für das lutherische Seminar in Gettysburg „für eine Anstalt, welche die ganze deutsche Bevölkerung in den Ver. Staaten anginge, da sie dieselbe mit Predigern versorge", collectirt hätte, und 3) weil die deutsche Gemeinde, die eine Kirche bauen wolle, doch zuerst unterstützt werden müsse. Er gab mir einen Brief an einen reichen Kaufmann, von dem ich aber auch dieselbe Klage hörte. Für die Kirche könne er nichts thun, wenn er mir aber durch einen Geldbeitrag einen Gefallen thun könne, so wolle er etwas geben. Mir schwand aller Muth, und ich wußte in der That nicht, was ich nun anfangen sollte. Smith ersuchte mich, über Sonntag in Boston zu bleiben und vor der deutschen Gemeinde zu predigen. Nach vielem

Hin- und Herüberlegen willigte ich in das Gesuch und nahm mir vor, die mir noch übrige Zeit zu benutzen, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen.

Ich besuchte das **Museum of the Boston Society of Natural History**, das Ausgezeichnetste dieser Art in ganz Amerika. Vorzüglich schön sind die Versteinerungen, die verschiedenen Krebsarten und die Schmetterlingsammlung. Die Gesellschaft giebt auch ein Journal heraus, das aber aus Mangel an Aufsätzen und Mittheilungen, so wie auch an Interesse des Publikums nur sparsam erscheint. In 3 Jahren sind nur 3 Nummern, den ersten Band ausmachend und 360 Seiten enthaltend, erschienen. Die Ursache hievon liegt in dem geschäftigen Treiben und Leben der Einwohner, die andere Sachen zu thun haben, als sich viel mit Naturgeschichte abzugeben. Nur Wenige besitzen eine solche Kenntniß derselben, um darüber zu schreiben, und die Wenigen, welche es können und auch thun, haben das Vergnügen für ihr Geschriebenes zu bezahlen und es zu lesen. Man findet zwar in vielen Häusern Sammlungen von Mineralien rc. rc., allein diese zeugen eben von keinem großen Interesse an der Naturgeschichte und tieferem Eindringen in dieselbe, sondern gehören mehr zum guten Tone oder der Mode, wie bei uns die Sammlungen chinesischer Porzellanfabrikate und anderer chinesischer Spielereien.

Das Athenäum, welches Fremden, die von Mitgliedern eingeführt werden, täglich geöffnet ist, hat eine Bibliothek von 35,000 Bänden, eine Sammlung von ungefähr 14,000 Geld- und Denkmünzen und ein Lesezimmer, in welchem auch einige der besten europäischen Zeitschriften gehalten werden. In ihm ist auch die Gallerie der schönen Künste (**Gallery of Fine Arts**) mit einer Sammlung Statuen und Gemälde.

Jährlich wird eine Gemäldeausstellung gehalten. Nach dieser öffentlichen Bibliothek ist die Bibliothek der Massachusetts historischen Gesellschaft (Massachusetts Historical Society's Library) die bedeutendste. Die öffentlichen Bibliotheken der Stadt enthalten gegen 60,000 Bände. Wer gern Wachsfiguren sieht, kann das New England Museum besuchen, und wer eine gute innere Einrichtung eines Hospitals kennen lernen will, findet seine Wißbegierde in dem Massachusetts General Hospital reichlich befriedigt.

Das Staathaus sollte von jedem Reisenden besucht werden, sowohl wegen der Statue Washington's, von dem berühmten englischen Bildhauer Chantrey gefertigt, als wegen der wunderschönen Aussicht, die man von dem Thurme des Gebäudes aus genießt. Die Statue wurde im J. 1827 vollendet und nach Amerika geschickt und in einem eigens dazu gebauten Apartement, das an die Dorische Halle stößt, aufgestellt. Die Kosten der Statue und des Baues betrugen gegen 16,000 Doll. Die Arbeit wird mit Recht gelobt, denn sie ist ausgezeichnet; ob aber die Statue selbst von der berühmten Genialität des Bildhauers zeugt, ist noch sehr die Frage. Man denke sich einen bartlosen römischen Senator mit eng anliegender Kleidung und beschnallten Schuhen, dann einen General, der einen Kriegsbefehl (court martial) in der rechten Hand hält, mit der über den ganzen Anzug geworfenen römischen Toga! Sie machte auf mich wenigstens nicht den Eindruck, den manches wohlgetroffene, aber einfache Bildniß des Vaters des Vaterlandes gemacht hatte. Weit besser gefiel mir das Gyps-Modell einer Statue dieses großen Mannes, ebenfalls zu Fuß, von unserm Landsmanne Herrn Pettrich angefertigt, welches ich im Monat Mai 1842 in Philadelphia sah, und das in Marmor aus-

geführt auf dem Washington-Platze, wo es aufgestellt werden soll, sich herrlich ausnehmen muß. Hat man 167 Stufen erstiegen, eine etwas angreifende Arbeit, so weiß man nicht, wohin man zuerst sehen soll; wohin man aber auch blickt, überall findet das Auge volle Befriedigung. Man streitet sich, welche von den drei Aussichten die schönste sei, die von der Washingtons-Säule in Baltimore oder die von dem Thurm des Kapitols in Washington-City oder die von dem Staatshause Bostons. Ich gebe der letzten den Vorzug und nehme es den Bostoniensern nicht übel, wenn sie diese Aussicht mit der über die Bay von Neapel und von Castle Hill in Edingburgh vergleichen. Die Vergleichung mit der Bay von Neapel ist zwar etwas gewagt, allein die Aussicht auf Boston, den Hafen, die Bay, den Ocean und die ganze Umgegend ist köstlich. Überhaupt hat keine Stadt in den Ver. Staaten eine so reizende Umgebung, wie Boston. Das Land wechselt mit Hügeln, Thälern, See'n, Flüssen, Felsen, Bergen, Holzland und angebauten Feldern. Vorzüglich malerisch sind die vielen Hügel, von denen einige wild, kahl und felsig, andere mit Bäumen dicht bewachsen, noch andere bis zu ihren Gipfeln angebaut und mit schönen Landhäusern geziert sind. Unter den Hügeln ist **Bunker Hill** mit seinem Monumente, das nun durch die Damen Bostons und seiner Umgebung, die in einer sogenannten fair 25,000 Dollars einnahmen, vollendet wird, der merkwürdigste. Ein Besuch des berühmten Gottesackers, **Mount Auburn**, südwestlich von Cambridge, ist allein einer Reise von einigen hundert Meilen werth. Einfach, aber schön ist das Grabmal S p u r z h e i m s.

Die Altstadt hat enge und krumme Straßen und die lange Washington-Straße wenige schöne Gebäude, die Neustadt dagegen ist regelmäßig gebaut und hat herrliche Ge-

bäude. Auf der Landzunge liegen die Häuser so gedrängt und unregelmäßig, daß man glauben sollte, kleine Jungen hätten ihre Häuser aufgestellt, je nachdem es ihnen gefallen. Man sucht jedoch die engen Straßen zu erweitern, neue Straßen anzulegen, an die Stelle der alten hölzernen Häuser steinerne zu bauen und so für Eleganz und Bequemlichkeit zu sorgen. Boston hat nicht viele öffentliche Gebäude von großer Bedeutung. Das größte ist **Funeuil Hall Market**, von Granit, 2 Stockwerk hoch und 536 Fuß lang, das eleganteste Markthaus in den Vereinigten Staaten und wahrscheinlich auf der ganzen Erde. Unter den Kirchen zeichnen sich **King's** oder **Stone Chapel**, St. Pauls-Kirche, **Church Green**, die **Park-Street-Church**, die Dreieinigkeits-Kirche, **the Old South** und die Kirche in der Bowdoin-Straße, unter den Banken, die Bank der Vereinigten Staaten und die Washington-Bank, und unter den Hôtels **Tremont House** und **United States Hotel** aus. Letzteres kostet zu bauen 197,000 Dollars, und auszumeubliren 25,000 Dollars (über 33,330 preuß. Thaler).

Das Ursulinerinnen-Kloster für Erziehung junger Mädchen (und wohl auch zur Bekehrung derselben), das in der Nacht vom 10. auf den 11. August 1834 von einem Volkshaufen zerstört wurde, liegt noch in Trümmern und wird wohl auch nie wieder aufgebaut werden. Der Haß gegen den römischen Katholicismus, der täglich zunimmt, läßt das Wiederaufbauen nicht zu. Eins jedoch sollte der Staat thun; er sollte den Eigenthümern des Klosters und der zerstörten Geräthschaften den erlittenen Schaden ersetzen und dadurch einen Act der Gerechtigkeit ausüben. Allein auch dazu sind wenig Aussichten vorhanden. Schon im Jahre 1835, also im ersten Jahre darauf, wo die Sache noch neu war, wurde der Antrag des Ausschusses aus dem Unterhause des

Staates, auf Leistung eines Ersatzes oder einer Bewilligung zum Besten der so schwer Beschädigten und Gefährdeten, mit großer Stimmenmehrheit verworfen, und im Jahre 1842 weigerte sich die Gesetzgebung abermals einen neuen ebenfalls von einem Ausschusse entworfenen Antrag auf Entschädigung der Eigenthümer des Klosters in Berathung zu nehmen. Der nagende Zahn der Zeit wird nach und nach das vollends verzehren, was das Feuer übrig gelassen hat, und wohl ist es zu wünschen, daß dieß bald geschehe, denn die Trümmer erwecken bittere Gefühle und gereichen dem Staate nicht zur Ehre.

Der Stolz und Ruhm dieser Stadt ist aber das Schulwesen. Die auf Unkosten Bostons unterhaltenen Schulen belaufen sich nach dem Boston-Almanach vom J. 1840 auf 106. Davon waren 91 Elementarschulen, 14 Sprach- und Schreibschulen, jede mit 2 Lehrern, eine englische Hochschule, in welcher Mathematik und andere höhere Wissenschaften vorgetragen werden, und eine lateinische Schule, die allen Knaben in dem Alter von 9 — 15 Jahren offen steht. Die Elementarschulen sind für Kinder beiderlei Geschlechts, im Alter von 4—7 Jahren, und stehen unter einer Comité von 93 Mitgliedern; 5497 Kinder wurden darin im Jahre 1839 von Lehrerinnen unterrichtet. Außerdem gab es 113 Privatschulen, in denen 3369 Kinder Unterricht empfingen. Boston verwendet ein Viertheil (116,000 Dollars) seiner jährlichen Steuer-Einnahme auf das Erziehungswesen. Der ganz richtige Grundsatz: Wenn man gute Lehrer haben will, die mit Freude und Lust arbeiten sollen, muß man sie auch gut bezahlen, hat die Schul-Comité veranlaßt, die Gehalte der Lehrer zu erhöhen. Die Principale der lateinischen und englischen Hoch-Schule erhalten 2400 Dollars, also einen Zuschuß von 400 D., und die Sprach- und Schreiblehrer 1500 Dollars, erstere einen

Zuschuß von 100 und letztere von 300 Dollars. In vielen Schulen ist der Gesang ein regelmäßiger Zweig des Unterrichts geworden, weil man ihn für ein treffliches Beförderungsmittel der Volksbildung hält. Großer Freund und Vertheidiger desselben ist der berühmte Dr. Channing. Alle Knaben, nur 33 ausgenommen, besuchen die Schulen. Welche Stadt von gleicher Größe in Deutschland kann mit Boston in eine Kategorie sich stellen?

Bostons Wohlthätigkeitssinn ist allgemein bekannt. Von ihm zeugen außer dem schon Angeführten die vielen Wohlthätigkeits-Gesellschaften, die hier ihre Jahresfeste feiern. Aus der folgenden Tabelle, die bei einer Zusammenkunft der verschiedenen **Orthodox Congregational** Kirchen am 4ten December 1833 entworfen und angenommen wurde, sieht der Leser, daß es keinen Monat giebt, in welchem nicht eine Gesellschaft ihre Jahresfeier begeht.

Ausländische Missionen,	im	Monat	Januar.
Erziehungs-Gesellschaften,	"	"	Februar.
Einheimische u. Stadt-Missionen,	in	den Monaten	März und April.
Tractat-Gesellschaften,	im	Monat	Mai.
Sonntagsschulen,	"	"	Juni.
Afrikaner,	"	"	Juli.
Unterschiedliche Zwecke,	"	"	August.
do. do.	"	"	September.
Gesellschaften für Matrosen,	"	"	October.
Bibelgesellschaften,	"	"	November.
Gesellschaften zur Verbesserung der Zuchthäuser	"	"	December.

Am Sonntage predigte ich Vormittags und Nachmittags in dem Franklin Schulhause zu zahlreichen Versammlungen. Der Geist, welchen ich damals in der deutschen Gemeinde fand, war ein höchst lobenswerther und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Leider sind diese Hoffnungen nicht erfüllt worden.

Die Gemeinde hat nach Herrn Smith's Abgange im Spätjahre 1838 mancherlei Schicksale erfahren und ist jetzt in zwei Gemeinden getheilt, in die evangelische unter der Leitung des Herrn Pastors Kempe, und in die lutherische, welcher Herr Pastor Brandau, der die erste deutsche evangelisch-protestantische Gemeinde in Louisville bediente, vorsteht. *) An die Stelle des Herrn Brandau ist Herr Pastor Daubert gekommen, derselbe, welcher in den Jahren 1842 und 43 die Schweiz und Deutschland bereiste, um für seine verschuldete Gemeinde, die der Unterstützung sehr bedürftig ist, zu collectiren und über den Zustand der deutschen evangelischen Kirche im Westen von Amerika Vorträge zu halten.

Prediger und Gemeinde nahmen den innigsten Antheil an meinem Schicksale und sorgten für mich auf das Angelegentlichste und Liebevollste, für den Kirchenbau konnte ich aber nichts erhalten. Herr Pastor Smith überraschte mich mit einer bedeutenden Geldunterstützung, welcher folgendes Billet beigelegt war:

Boston, Aug. den 22. 1836.

Ich Endes-Unterschriebener bescheinige hiemit, daß dem Ehrw. Herrn Doctor Büttner von einer Anzahl meiner

---

*) So schnell ändern sich dort die Angelegenheiten der deutschen Kirche.

Gemeindeglieder, wie auch von etlichen andern Freunden, eine Summe von 34 Dollars 36 Cents, zur Bestreitung seiner eigenen Reisekosten und anderweitiger Auslagen, als ein Beweis freundschaftlicher Theilnahme, dargereicht worden ist. —

Henry J. Smith,
Pfarrer der ersten deutsch-evangelischen Gemeinde in Boston.

Montag Nachmittags nahm mich Herr Smith in eine Prediger-Versammlung, die in dem Gebäude der ausländischen Missionen gehalten wurde. Nachdem ich einem jeden der versammelten Prediger (alle presbyterianisch) vorgestellt worden war, und wir noch einige Zeit auf unsern Stühlen schweigend gesessen hatten, stand einer auf und forderte einen andern zum Gebete auf mit den Worten: Brother, will you pray (Bruder, wollen Sie beten)? Alle erhoben sich von ihren Sitzen, Jeder knieete vor seinem Stuhle nieder und der Aufgeforderte hielt nun ein sehr langes Gebet, in welchem die Bitte um die Bekehrung der Welt und um die göttliche Hülfe bei Verkündigung des Evangeliums der Hauptgedanke war. Nach Beendigung des Gebetes setzten wir uns wieder auf die Stühle und es erfolgte eine kurze Pause. Noch kannte ich den Zweck der Versammlung nicht. Hierauf fing einer an und berichtete, — wie viele er am vorigen Tage durch seine Predigten bekehrt zu haben glaubte, wie viele seiner Meinung nach ihm Hoffnung machten, daß sie sich bekehren würden, und wie viele noch im Kampfe und in Zweifeln sich befänden. Jeder referirte, so wie die Reihe an ihn kam. Der Eine hatte 10, der Andere 8, der Dritte mehr, der Vierte weniger bekehrt; nach der Meinung des Einen waren 20, des Andern 11 ꝛc. hoffnungsvoll. Die Sache war mir ganz neu.

Es ging mir eben so, wie jenen Potsdamer Theologen, denen die Bekehrung Hiestand's und dessen Predigerberuf eine neue Sache unter der Sonne war, und manche wunderliche Gedanken stiegen in mir auf. Wie wird Herr Smith referiren, dachte ich bei mir; wird der auch eine bestimmte Zahl Bekehrter und Hoffnungsvoller und Ringender angeben? Sein Referat war eines erleuchteten Predigers würdig. „Ich habe gestern nicht gepredigt; der Bruder hier (auf mich deutend) hat die Güte gehabt, für mich zu predigen; wie viele bekehrt worden, wie viele hoffnungsvoll sind, kann ich nicht bestimmen, da dieß sehr schwer ist; ich hoffe aber zu Gott, daß der Saamen, welcher ausgestreut worden, auf fruchtbaren Boden gefallen ist und zu seiner Zeit Frucht bringen wird.“ Ob der Bericht die Brüder vollkommen befriedigte, kann ich nicht sagen; sie machten wenigstens keine Einwendungen und schienen also zufrieden zu sein. Nachdem Alle berichtet hatten und gebetet worden war, gingen wir wieder nach Hause.

Am folgenden Tage konnte ich, durch Umstände verhindert, noch nicht abreisen. Ich besuchte Robinson, um von ihm Abschied zu nehmen, und fand in ihm denselben freundlichen Mann, wie das erste Mal. Robinson ist gelehrter als Stuart, dabei aber christlich-demüthig. Stuart weiß, daß er ein gelehrter Mann ist und zeigt es auch. Dieß ist nicht allein mein Urtheil, sondern das Urtheil der Meisten, die beide Herren kennen. Als ich ihm sagte, daß ich die Universität zu Cambridge besuchen wollte, schrieb er sogleich zwei Empfehlungsbriefe an zwei der dortigen Professoren, im Fall ich den einen nicht zu Hause antreffen sollte, in denen er sie ersuchte, mir alles Sehenswerthe zu zeigen.

Unser Spaziergang nach Cambridge (Herr Schmidt begleitete mich) wurde durch den Staub, den Wind und Wagen emportrieben, so daß wir nicht wußten, auf welcher Seite wir gehen sollten, höchst unangenehm. Dr. Felton, Professor der griechischen und herrlicher Übersetzer der deutschen Sprache, den wir zuerst besuchen wollten, war nicht zu Hause. Wir gingen zu dem andern Professor, an den ich den zweiten Empfehlungsbrief hatte. Er nahm uns sehr freundlich auf, legte seine Arbeit, in der wir ihn gewiß gestört hatten, sogleich bei Seite und erklärte sich bereit, uns die Bibliothek und andere Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Auf dem Wege nach den Universitätsgebäuden besuchten wir das Haus, in welchem die Studenten der Theologie logiren. Jeder hatte sein eigenes, nettes und reinliches Zimmer, in welchem sich Alles in der größten Ordnung befand, und sein freundliches Schlafkämmerchen. Einige Studenten besaßen kleine aber auserlesene Bibliotheken. Welch' einen Contrast bildeten diese Stndierstuben zu vielen unserer in Deutschland Theologie Studirenden! Die Einrichtung gefiel mir außerordentlich; sie hat auf das ganze künftige Leben einen gar heilsamen Einfluß. Die Chapel, in der auch die Morgen- und Abendgebete gehalten werden, ist einfach aber schön. Die Lehrzimmer (Auditorien) sind nicht groß, aber gemüthlich und freundlich, und die Bänke am Fußboden fest gemacht, was gar keine üble Einrichtung ist. Die Studenten erhalten den Unterricht gratis. Die Bibliothek ist in zwei großen Sälen aufgestellt, die mit den trefflich gemalten Bildnissen der Wohlthäter der Universität und vielen andern köstlichen Bildern, ich möchte sagen, mit den schönsten, die ich in Amerika gesehen habe, geziert sind. Auf das Angenehmste wurde ich überrascht, als unser gefälliger Begleiter mich zu meinen

Landsleuten führte. Da standen Schiller, Göthe, Wieland, Herder rc. rc., ja sogar Tausend und Eine Nacht war da. Die Philologie war am besten bestellt. Was mich wunderte, war die Unordnung, in welcher die aus Deutschland importirten Bücher, besonders die in deutscher Sprache, aufgestellt waren. Wie der eine Schriftsteller der Nachbar des andern werden konnte, blieb mir unerklärlich, zumal da diese Universität unter den rein amerikanischen gerade diejenige ist, welche eine eigene Professur für deutsche Sprache und Literatur hat. Es sollte ein neues Bibliothekgebäude gebaut werden; hoffentlich werden dann die Deutschländer arrangirt werden. Die Manuscripte, welche die Bibliothek besitzt, sind ohne große Bedeutung.

In dem Naturalien-Cabinet, welches an Mineralien reicher zu sein scheint, als das Bostoner, lag Alles in Kästen und Schränken unter Verschluß; eine Vorsicht, die mich befremdete. Vielleicht sind einige Besucher so wißbegierig gewesen, daß sie noch zu Hause die Stücke ansehen und betrachten wollten! Am meisten gefiel mir der Hörsaal für Natur-Philosophie. Der Apparat ist vollständig und ausgezeichnet, und ich zweifle, daß man in Deutschland einen vollständigern antrifft. Daher ist es auch zu erklären, warum die Studenten so gern Natur-Philosophie hören und treiben. Die Sache wird ihnen anziehend und angenehm gemacht.

Wir besuchten auch das Gebäude für die Vorlesung über Jurisprudenz und die in ihm aufgestellte juristische Bibliothek, die nicht unbedeutend ist. Die Facultät besteht nur aus zwei Professoren, die Anstalt hat aber unter den acht in den Vereinigten Staaten bestehenden (Anstalten für Rechtswissenschaft) die meisten Studenten; sie

zählen deren 120, während keine der übrigen über 72 zählt. Attractionskräfte sind theils der Ruf der Universität selbst, theils Herr Joseph Story, einer der Professoren, ältester Bundesrichter und Verfasser der trefflichen Commentarien über die Verfassung der Vereinigten Staaten. Die mit der Universität verbundene medicinische Anstalt ist in Boston, wo auch im Herbst und Winter die Vorlesungen gehalten werden. Die medicinische Bibliothek zählt 4000 Bände.

Im nächsten Monat desselben Jahres (1836) sollte das 200jährige Jubiläum der **Alma Mater**, wie die Anstalt, die, weil sie zerstückelt ist, auf den Namen einer **Universitas literaria** keinen Anspruch machen kann, auch genannt wird, gefeiert werden. Ich bedauerte, daß ich der Feier nicht beiwohnen konnte. Die Anstalt, zu deren Gründung schon im September 1630, 400 Pfund Sterling ausgesetzt, aber für den Zweck nicht hinreichend waren, ist nach John Harvard, einem Geistlichen in Charlestown, der sie im Jahre 1637 reichlich bedachte, benannt worden.

Nachdem wir nun Alles besehen hatten, nahmen wir von unsern freundlichen Begleitern (Dr. Felton hatte uns aufgesucht und im Hörsaale für Natur-Philosophie gefunden) Abschied und fuhren im Omnibus nach Boston zurück. Es war dieser Nachmittag einer der angenehmsten, die ich in Amerika verlebt habe; der Abend dagegen wurde unangenehm, denn ich mußte mich mit der verdrießlichen Arbeit des Zusammensuchens und Einpackens meiner Sachen beschäftigen. Des andern Tages, Morgens um 6 Uhr, wollte ich auf der Eisenbahn nach Worcester und von dort in der Postkutsche nach Hartford, der Hauptstadt des Staates Connecticut, reisen.

Wichtig für Auswanderer ist der von dem Bostoner Gemeinderath im September 1837 gefaßte Beschluß, wonach der Ausschuß, welcher über das Haus für Industrie und Besserung gesetzt ist, bevollmächtigt wurde, ausländische Bettler nach dem Lande zurückzuschicken, aus welchem sie gekommen sind, vorausgesetzt, daß die Ausgabe für jede solche Person nicht die Summe von 10 Dollars überschreitet, und daß die ganze Ausgabe nicht die Hälfte der Einnahme übersteigt, welche durch die von fremden Passagieren nach dem Gesetze vom 20. April 1837 erhobene Taxe einkommt. Wen der Gemeinderath unter dem Namen „Bettler“ versteht, ist nicht näher bezeichnet; zweifelsohne ist es aber jeder Einwanderer, welcher ohne Mittel oder mit nur sehr wenigen, die bald aufgezehrt sind, in Boston landet, und aus Mangel an Arbeit und Beschäftigung die Hülfe seiner Mitmenschen in Anspruch nehmen muß.

Dreizehntes Kapitel.

Abreise von Boston — Boston — Worcester Eisenbahn — Worcester — Alterthums-Gesellschaft — Irren-Anstalt — Gottesdienst für die Irrenden — Reise-Gesellschaft — Hartford — **Temperance House** — Herr Gallaudet — Baseler Missionäre, Herr Wall und Herr Rieger — Taubstummen-Institut — Gründung und Fortgang desselben — Unterstützung von verschiedenen Gesetzgebungen, Connecticut, Massachusetts, New-Hampshire, Vermont u. s. w., vom Congresse der V. Staaten — Kosten für einen Zögling — Lehrstunden — Unterricht in Handwerken — Ursachen der Krankheit — Julia Brace, taub, stumm und blind; Geruch und Gefühl außerordentlich scharf — Irren-Anstalt — Religiöse Scrupel und heftige Gemüthsaufregung die Hauptursache des Wahnsinns — Anzahl der Geisteskranken in jedem Staate — Verhältniß derselben zur Bevölkerung — Anzahl der Irren-Anstalten — **Dr.** Jarvis — Washington College — Hartford — Yaln College zu New Haven — Fahrt auf dem Connecticut — Middletown, Wesleyische Universität — Ankunft in New-York.

Herr Pastor Smith begleitete mich bis zum Stationsgebäude für die auf der Boston-Worcester Eisenbahn Reisenden. Der Abschied von ihm und Boston that mir wehe. Wie konnte es auch anders sein? Hatte ich doch die beste Aufnahme und Behandlung gefunden und mich in dem Smith'schen Hause recht heimisch gefühlt! Hatte doch die Frau Pastorin für mich gesorgt, wie nur eine Mutter für ihren Sohn sorgen kann! Boston werde ich nicht vergessen.

Ich bezahlte für die ganze Strecke von 44 Meilen 1½ Dollars; vom 1. December 1836 an ist jedoch der Preis

eines Platzes auf 2 Dollars erhöht worden. Für kleinere Entfernung bezahlt man verhältnißmäßig dasselbe, wie für die ganze Strecke, jedoch für keine noch so kleine Strecke weniger als 12½ Cents. Es fahren auch Wagen 2ter Klasse, auf denen die Person 1 Dollar 50 Cents bezahlt, allein es finden sich nur wenige Passagiere dazu, gewöhnlich freie Farbige, mit denen in dem Lande der Freiheit und Gleichheit die meisten Weißen nicht fahren wollen. Selbst Arbeiter bezahlen lieber 50 Cents mehr, und fahren in den Wagen erster Klasse. Diese Eisenbahn ist ein Theil der großen westlichen Eisenbahn (The Great Western Railroad), die den Staat Massachusetts beinahe in seiner ganzen Länge durchschneidet und die Hauptstadt mit dem Innern und beide, wenn die Bahnen im Staate New-York vollendet sind, mit allen westlichen, südwestlichen und nördlichen, sowohl künstlichen als natürlichen Communicationswegen verbindet. Die ganze Eisenbahnkette zwischen Boston und dem Erie-See ist, wenn vollendet, 517 Meilen lang, und wird in der Folge wahrscheinlich bis zum Mississippi verlängert werden. Man hat auch schon von einer Eisenbahn über das Felsengebirge nach dem Oregon-Gebiete in allem Ernste gesprochen und einen bequemen Übergang über das Gebirge gefunden. In dreißig Jahren, wer weiß, ob es noch so lange dauert, fährt man vom Atlantischen Ocean bis zum Stillen Meere auf der Eisenbahn. Schade, daß keine über das Atlantische Meer gebaut werden kann; denn die Dampfschiffe werden anfangen, den Meisten zu langsam zu gehen. Wir leben im Zeitalter des schnelltreibenden Dampfes.

Unter den Arbeiten, die in dieser Linie ausgeführt wurden, sind die Brücken über den Charles River, ein 680 Fuß langer, 30 Fuß hoher Damm und ein 500 Fuß langer, 31 Fuß tiefer

Felseneinschnitt in Granit in der Nähe dieses Flusses bemerkenswerth. Die größte Höhe, welche die Bahn ersteigt, ist 550 Fuß, 5 Meilen östlich von Worcester, und das Ende der Bahn in Worcester ist 471 Fuß über der Meeresfläche. Sechszehn Meilen der Bahn sind horizontal; in der übrigen Strecke ist die mittlere Steigerung 23 Fuß, das Maximum derselben 30 Fuß pr. Meile (1 : 176).

Während an einer Mittelstation Holz und Wasser eingenommen wurden, tranken die Passagiere in einer aufgeschlagenen bretternen Bude Kaffee. Es ist dort eben so wie in Deutschland auf solchen Mittelstationen. Alles ist furchtbar theuer. Eine Tasse Kaffee, der herzlich schlecht war, kostete 10 Cents und einige cakes 4 Cents. Die Passagiere schütten den Kaffee hinunter, bezahlen und springen mit den cakes in den Wagen. Mit Blitzesschnelle geht es davon. Wir kamen in die Nähe des Stationshauses; der Dampfer wurde zugeschraubt, der Zug ging langsamer, als auf ein Mal der Wagen, in welchem ich saß, von den Schienen heruntersprang und über die Querhölzer, auf denen die Chairs ruhen, dahinholperte. Wir konnten uns kaum auf den Sitzen halten. Zum Glück waren wir am Ziele, sonst hätte es schlimm ablaufen können.

Von dem Eisenbahn-Wagen stiegen wir, die nach Hartford Reisenden, sogleich in die Postkutsche, die auf uns wartete. In Worcester, wo wir gegen 9 Uhr ankamen, wurde gefrühstückt. Die Stadt, 7500 Einwohner enthaltend, ist eine der schönsten Landstädte in den Neu-Englands Staaten. Sie liegt in einer reichen und anmuthigen Gegend, hat viele elegante Häuser, größtentheils von Backsteinen gebaut, viele Fabriken und treibt einen nicht unbedeutenden Handel. Hier befindet sich auch die sehr schätzbare Bibliothek der

von Dr. Jesaias Thomas gestifteten amerikanischen Alterthums-Gesellschaft (American Antiquarian Society, auch Historical Society genannt), 12,000 Bände enthaltend, die ich leider aus Mangel an Zeit nicht besuchen konnte. Das Irrenhaus, welches der Staat hier gebaut hat, ist sehenswerth. Die Zahl der in ihm Wohnenden betrug im J. 1840 391. Das Jahr vorher waren 155 Patienten entlassen worden; von diesen waren 82 geheilt, 29 hatten sich gebessert, 29 waren als Unschädliche wegen Mangel an Platz entlassen worden und 15 waren gestorben.

Gegen ein hundert und zwanzig bis ein hundert und funfzig Geisteskranke versammeln sich an jedem Sonntage in der kleinen Kirche des Irrenhauses (chapel) und keine Versammlung soll ordentlicher und aufmerksamer sein, als die dieser Unglücklichen. Es soll auf den Gesichtern der Anwesenden ein feierlicher Ernst sichtbar sein, der deutlich anzeigt, daß sie wissen, warum sie zusammengekommen sind, und sogar auf die, welche in der ersten Zeit unruhig und unordentlich sich zeigen, soll die Umgebung einen solchen Einfluß äußern, daß sie ruhig und ordentlich werden. „Solche, welche in den Hallen lärmen, unruhig umherlaufen und in großer Aufregung sich befinden, sagt der Bericht, zeigen in der Kirche eine Selbstbeherrschung und Ruhe, die in Erstaunen setzt.“

Eine Frau, welche sehr aufgeregt war, lärmte und unzüchtige Worte ausstieß, verlangte an einem Sonntage, zur Kirche zugelassen zu werden. In den Hallen suchte sie sich selbst zu beherrschen, aber umsonst; sie versprach ruhig zu sein, aber in einem Augenblicke lärmte und sprach sie eben so, wie zuvor. Da man ihre Ehrfurcht vor dem Sonntage und die Kraft und Reinheit ihrer Entschlüsse, sich ruhig zu verhalten, kannte, erlaubte man ihr den Zutritt. Sie hielt sich während

des Gottesdienstes so ruhig und zeigte so viele Aufmerksamkeit, wie wenn sie die vernünftigste Person wäre.

Am Abend vor demselben Sonntage wurde ein Wahnsinniger, der für sehr gefährlich gehalten worden war, unter der Obhut eines Sheriffs, der Bedenken getragen hatte, mit ihm, wenn er nicht gefesselt wäre, zu kommen, in das Irrenhaus gebracht. Am folgenden Morgen erschien er ruhig und es wurde vorgeschlagen, daß er dem Gottesdienste beiwohnen sollte. Er schien mit der Erlaubniß wohl zufrieden zu sein, ging in die Kirche und betrug sich ganz gut.

Diese und ähnliche Erscheinungen, die fast an jedem Sonntage vorkommen, haben die Directoren von dem Nutzen des Gottesdienstes für Wahnsinnige überzeugt, und die Briefe, welche sie von den im Hospital Genesenen erhalten, die sich der in der Kirche verlebten Stunden mit der größten Freude erinnern, bestärken sie in dieser Überzeugung.

So schrieb eine Frau, die von einer höchst gefährlichen Melancholie geheilt worden war: „Wie steht's in ihrer schönen, kleinen Kirche? Ich werde an ihren religiösen Versammlungen immer den größten Antheil nehmen, denn der erste Lichtstrahl, der in meinen umnebelten Geist fiel, war während des feierlichen Gottesdienstes in jenem Hause."

Die Postkutsche war überfüllt, der Tag heiß und die Gesellschaft langweilig. Das Gespräch drehete sich um Eisenbahnen, deren Revenuen, um Speculationen und das allbekannte Thema: um Geldmachen. Das Land wurde hügelig und mager; oft sah ich so große und viele Steine, daß ich glaubte, hier sei die Erstürmung des Himmels gewesen. Obgleich Steine genug vorhanden sind, so sind die Häuser doch größtentheils von Holz, wahrscheinlich weil diese Bauart wohlfeiler und weil es so Mode ist. Sind diese Häuser

hübsch weiß angestrichen und die Fenster mit grünen Jalousieen versehen, so sehen sie auf dem Lande unstreitig schöner aus, als die von Steinen aufgeführten. Die Haltbarkeit und Dichtigkeit kommt freilich hierbei nicht in Betracht.

Sieben Meilen vor Hartford wurde die Gegend interessant, und die 900 Fuß lange, hölzerne, überbaute Brücke über den Connecticut=Fluß machte sich mit ihren brennenden Laternen recht nett. Hier ging es mir, wie in Boston. Ich war mit den Lokalitäten der Stadt völlig unbekannt und daher unschlüßig, welchen Gasthof ich wählen sollte. Ich wollte da einkehren, wo die Übrigen einkehrten, die mir auch das theuerste Hôtel nicht besuchen zu wollen schienen. Unser Kutscher, meinetwegen auch Postillon, hielt an einem Wirthshause still und fragte uns, ob wir hier absteigen wollten. Bei dem Scheine der großen Laterne, die an dem Hause angebracht war, las ich die Aufschrift: Temperance House. Hier bleibst du, dachte ich; denn vor Allem muß doch der Wirth ein Temperance man sein, nicht nur darin, daß er keine geistigen Getränke trinkt und verabreicht, sondern auch in den Rechnungen, die er den Gästen macht. Ich stieg aus. Später kamen noch mehre von den Passagieren und wir hielten ein frugales Abendessen. Des andern Tages war mein erster Gang zu Herrn Gallaudet. Ich wurde mit ihm in Pittsburg bekannt, als ich nach dem Westen reiste. Herr Gallaudet freute sich außerordentlich, mich zu sehen und theilte mir sogleich die Nachricht mit, daß zwei Schweizer hier wären, in dem Baseler Institut gebildet, die zu Missionären für den Westen bestimmt sich einige Zeit in Hartford aufhielten, um der englischen Sprache mächtig zu werden und so in zwei Sprachen für das Reich Gottes wirken zu

können. Wir gingen zu ihnen. Ich fand in ihnen junge fromme Männer, wie ja die aus solchen Instituten hervorgehenden Verkündiger des Evangeliums ausschließlich fromme Männer sind, die zwar für die Heiden sich gebildet hatten, aber dem Rufe aus Amerika (sie waren verschrieben worden) gefolgt waren und sich auf den Westen der Vereinigten Staaten freuten. Der eine hieß Georg Wendelin Wall und war ein Würtemberger, der andere Joseph Rieger und war ein Baier. Letzterer war von der katholischen zur protestantischen Kirche übergetreten und sollte unter den deutschen Katholiken wirken. Damals dachte ich nicht, daß der erstere mein Nachfolger werden würde. Rieger arbeitet jetzt in Highland, im Staate Illinois, und wird von der inländischen Missionsbehörde der presbyterianischen Kirche unterstützt; beide gehören zu der neu gebildeten evangelischen Synode des Westens.

Mit ihnen besuchte ich die von Herrn Gallaudet gestiftete Taubstummen-Anstalt, die Mutter-Anstalt aller übrigen in Amerika und die Pflegerin der Taubstummen-Erziehung in der neuen Welt, da fast alle Lehrer in den Vereinigten Staaten, so wie in Nieder-Canada aus ihr hervorgegangen sind. Die Geschichte und Einrichtung dieser Anstalt ist höchst interessant und wohl werth, daß sie meine Leser auch kennen lernen. Sie zeigt, wie aus Kleinem Großes wird, wenn christlicher Sinn und christliche Beharrlichkeit und Ausdauer das Werk treiben, und legt von der Bereitwilligkeit, mit welcher die amerikanischen Regierungen das Elend ihrer Bevölkerung zu mildern und zu erleichtern suchen, das schönste Zeugniß ab. Daß andere ausländische Staaten ein Beispiel daran nehmen möchten!

Die Tochter eines angesehenen Arztes zu Hartford, Dr. Cogswell, verlor in ihrer Kindheit durch Krankheit Sprache und Gehör. Alle Versuche, das Verlorne ihr wiederzugeben, mißglückten. Nichts schmerzte die Eltern mehr, als der Gedanke, daß ihr Kind ohne Erziehung und Unterricht, vor Allem ohne die Kenntniß der christlichen Wahrheiten aufwachsen müsse. Der Vater sprach mit mehren Freunden über die möglichen Mittel, sein taubstummes Kind zu unterrichten, und die Freunde bildeten mit ihm einen Verein, um sich die Kenntniß der in Europa bei Taubstummen angewendeten Unterrichtsmethode zu verschaffen, zugleich aber auch die Zahl und Umstände der Leidensgefährten des Kindes in eigenem Lande zu erforschen und die Mittel kennen zu lernen, die man in andern Ländern zur Unterstützung dieser Unglücklichen anwendete. Nach sorgfältigen Untersuchungen und Forschungen überzeugten sie sich nicht nur von der Möglichkeit, Taubstumme zu unterrichten, sondern sie fanden auch ein großes, weites Feld für Ausübung christlicher Bruderliebe, und ihr Bestreben war nun auf die Errichtung eines Institutes für Taubstumme gerichtet.

Sie sahen sich nach einem Manne um, der tüchtig und geschickt war, ein so schwieriges Unternehmen anzufangen und zu leiten. Ein solcher fand sich in ihrer eigenen Mitte. Es war der Prediger Herr Gallaudet. Die Wahl fiel auf ihn; auf einen Tüchtigern hätte sie auch nicht fallen können. Der Gewählte verband mit den dazu nöthigen Kräften auch die nöthige Aufopferungsliebe.

Der Ruf des Herrn Roche Ambrose Sicard, Zögling des berühmten De l'Epee († am 23. Dec. 1789)

und damaligen Directors der königlichen Taubstummen-Anstalt zu Paris († am 10. Mai 1822, 80 Jahre alt) war zu diesen christlichen Männern gedrungen, und sie beschlossen, Herrn Gallaudet nach Paris zu senden. Im Jahre 1816 reiste er, begleitet von den Segenswünschen, dahin ab. Er studirte 3 Monate lang die Unterrichtsmethode des ausgezeichneten Lehrers, und war so glücklich, Herrn Laurent Clerc, den berühmtesten Zögling des Pariser Institutes, zu vermögen, mit ihm nach den Vereinigten Staaten zu reisen und das beabsichtigte Taubstummen-Institut einzurichten und an ihm Lehrer zu werden. Im August desselben Jahres kamen sie in Amerika an. Während Herrn Gallaudet's Abwesenheit hatten die Freunde von der Gesetzgebung des Staates eine Acte ausgewirkt, durch die sie als eine Gesellschaft zur Erziehung der Taubstummen incorporirt wurden.

Es mußten nun Mittel angeschafft werden, das Institut anzufangen und fortzusetzen. Die Gesellschaft wendete sich an die christliche Liebe und Freigebigkeit der Bewohner der Staaten. Privatim und öffentlich, von der Kanzel und durch die Presse wurde aufgefordert, das christliche Werk zu unterstützen. Die Herren Gallaudet und Clerc besuchten viele Theile der V. Staaten und erweckten die Aufmerksamkeit und Theilnahme der christlich Gesinnten. Es wurde reichlich beigesteuert und die Anstalt trat unter dem Namen „Connecticut Asylum“ am 15. April 1817 in Hartford ins Leben. Das Interesse, welches sich beim Publicum fand, der gute Erfolg, mit welchem die ersten Bemühungen gekrönt wurden, und die dadurch bei dem Volke immer mehr Eingang findende Überzeugung von der Practicabilität und dem Nutzen des Unternehmens bestärkten die Directoren in dem Glauben, daß eine erleuchtete und

christliche Gemeinschaft ihre thätige Hülfe leisten werde, das Institut nicht nur permanent zu machen, sondern es auch auf einen solchen Standpunct zu erheben, daß es die Bedürfnisse wenigstens des nördlichen Theiles des Landes befriedigte und zu derselben Zeit die Anmeldungen solcher Personen, die in den westlichen und südlichen Staaten wohnten und aufgenommen zu werden wünschten, aufnehmen könnte. Von allen Seiten meldeten sich Unglückliche, aber die Mittel reichten nicht aus, sie aufzunehmen und zu unterhalten.

Die Gesetzgebung wurde gebeten, das Institut zu unterstützen, so daß wenigstens ein Theil der Unglücklichen, die im Staate lebten und die Kosten des Unterrichts und der Unterhaltung zu bestreiten nicht im Stande wären, aufgenommen und unterrichtet werden könnten, und sie bewilligten 5000 Dollars. Dieser Act hatte für das Institut einen Werth und Einfluß, der den des bewilligten Geldes weit übertraf, denn durch ihn wurden die Ansprüche, welche diese unglückliche Klasse der Gesellschaft, die nie der Gegenstand ähnlicher Verfügungen gewesen war, an die Unterstützung von Seiten des Staates hat, gesetzlich anerkannt, und er war der erste der folgenden in dieser Beziehung wohlthätigen Acte, welche mehr als die Hälfte der Gesetzgebungen der Ver. Staaten in das schönste Licht stellen und ihren Ruhm auf die spätesten Nachkommen forttragen. Seit jener Zeit hat der Staat Connecticut auf eine höchst liberale Weise für die Erziehung seiner armen taubstummen Bevölkerung gesorgt. Im Jahre 1834 wurden 19 und 1836 14 auf seine Kosten unterhalten.

Seinem Beispiele folgte im Frühsommer 1819 der Staat Massachusetts. Die Gesetzgebung desselben sorgte für die

Erziehung von zwanzig armen Taubstummen in dem Institute. Die Zahl war in wenigen Jahren über 50 gestiegen, und von dieser Zeit an bewilligte die Gesetzgebung jährlich 6000 Doll. zur Erziehung der armen Taubstummen. Im Jahre 1834 wurden 39 und 1836 40 Personen auf Kosten dieses Staates in der Anstalt unterhalten. Massachusetts ist der Staat, der ein Institut unterstützte, das nicht innerhalb seiner Grenzen liegt, und alle seine Taubstummen, die arm sind und den Unterricht also, Kost rc. nicht bezahlen können, auf seine eigenen Kosten in Hartford unterhält. Bis zum Jahre 1836 betrug die Zahl seiner Beneficianten ein hundert und fünf und dreißig.

Das Beispiel dieses menschenfreundlichen und liberalen Staates wirkte auf andere Staaten. Die Gesetzgebung von New-Hampshire erließ im Jahre 1821 eine ähnliche Verfügung, die bis auf diese Zeit in Kraft geblieben ist und auch fernerhin bleiben wird. Die Zahl der Taubstummen, welche auf Kosten des Staates in der Anstalt unterhalten und unterrichtet worden waren, und noch unterrichtet wurden, betrug im J. 1836 fünf und funfzig.

Ihr folgten im J. 1825 die Gesetzgebung des Staates Vermont und die des Staates Maine. Die Zahl der Beneficianten des ersten Staates betrug bis zum J. 1836 drei und sechszig, die des letztern vier und dreißig.

Im Jahre 1834 machten die Gesetzgebungen von Süd-Carolina und Georgien ansehnliche Geldbewilligungen, um von der großen Menge ihrer Unglücklichen eine Anzahl in dem Institute unterrichten zu lassen. Die Gesammtzahl der Zöglinge war 1836: 139. Von diesen wurden unter-

halten von ihren Freunden 18, von Maine 15, von New-Hampshire 17, von Vermont 18, von Massachusetts 40, von Connecticut 14, von Süd-Carolina 5, von Georgien 9 und von dem Institute 3, — 139. Im Mai 1837 zählte die Anstalt 133 Zöglinge, von diesen wurden erzogen 18 von Connecticut, 11 von Maine, 16 von New-Hampshire, 14 von Vermont, 41 von Massachusetts, 5 von Süd-Carolina und 9 von Georgien. Die Gesammtzahl der von den Staaten Unterstützten betrug im J. 1836 drei hundert und zwei und siebenzig, die der von Verwandten und Freunden Unterstützten ein hundert und neun und dreißig; einige der letztern hatten für einen Theil ihres Cursus von den Gesetzgebungen Unterstützung erhalten. Die Staaten-Beneficianten bekommen gewöhnlich ihre Kleidung und andere zufällige Hülfe von Eltern und Freunden. Das Alter der Zöglinge bei ihrer Aufnahme war folgendes: 213 unter 15 Jahren, 260 zwischen 15 und 25, und 42 über 25 Jahren. Die durchschnittliche Zahl der Aus- und Eintretenden ist jährlich etwa 34 oder 35. Die Erziehungszeit, bis 1836 vier Jahre, ist auf fünf Jahre gesetzt worden. Massachusetts erlaubt einigen, die sich auszeichnen, sechs Jahre in dem Institute zu bleiben. Sehr wenige bleiben jedoch sechs Jahre; Viele, denen die Zeit zu lang wird, verlassen das Institut vor der bestimmten Zeit. Daß ein Zögling acht Jahre aushält, ist selten. Wer eine solche Anstalt mit Nutzen verlassen will, muß wenigstens sechs Jahre in ihr zugebracht und die Mittel zu seiner Bildung zweckmäßig angewendet haben.

Der Congreß der Vereinigten Staaten hatte schon im J. 1819 dem Institute ein Township (Ortschaft) im Staate Alabama geschenkt. Das vortheilhaft gelegene Land

wurde verkauft und aus dem Verkaufe ein Fonds von 200,000 Dollars gebildet und sicher angelegt. Durch diese bedeutende Schenkung und die bereitwillige Unterstützung der genannten Staaten konnte nicht nur das Institut als permanentes eingerichtet, sondern der Preis für einen jeden Zögling bedeutend herabgesetzt werden. Das Institut sollte in Hartford bleiben. Zum Platze, auf welchem die Gebäude errichtet werden sollten, wurde ½ Meile von der Stadt ein Hügel gewählt, von dem aus man die Aussicht über Hartford und einige der schönsten Gegenden des reizenden Connecticut-Thales genießt. Eine schönere und gesundere Lage für eine öffentliche Anstalt kann wohl nicht gewählt werden. Im J. 1821 wurde das geräumige, backsteinerne Gebäude vollendet und bezogen. Einige Häuser standen schon auf dem Platze. Später kamen noch andere, Werkstätten, in denen das Schuhmacher- und Tischlerhandwerk gelehrt werden, eine Kirche ꝛc. hinzu, so daß die Anstalt allen Anforderungen entspricht. Gegen acht Acker werden zu Gärten, Spielplätzen und häuslichen Zwecken benutzt; sie machen einen Theil des Eigenthums des Instituts aus, das mit seinen Gebäuden gegen 40,000 Dollars gekostet hat. Die Hauptlehrer, Herr Weld und Herr Clerc, wohnen mit ihren Familien in abgesonderten Häusern, die auf dem der Anstalt gehörenden Grunde liegen.

Die jährliche Zahlung für einen Zögling betrug anfänglich 200 Dollars; sobald die Mittel es erlaubten, wurde sie herabgesetzt; erst auf 150 Doll., dann im J. 1815 auf 115, und zuletzt 1834 auf 100 Dollars. Die jährlichen Ausgaben für einen Zögling betragen aber 130 und oft 150 Dollars, so daß die Zulage von Seiten des Instituts für einen jeden selten, wenn jemals, weniger als 30 Dollars ist.

Die Anstalt selbst steht unter der Verwaltung und Aufsicht eines höchst achtungsvollen Directoriums. Diejenigen Mitglieder, welche in dem Fonds der Anstalt 100 Dollars und darüber zahlen, sind lebenslängliche Directoren; die übrigen werden von denen, die kleinere Summen beisteuern, jährlich gewählt. Von den lebenslänglichen Directoren werden die, welche 200 Dollars oder darüber zahlen, lebenslängliche Vice-Präsidenten genannt.

Das articulirte Sprechen ist als Theil des regelmäßigen Unterrichts hier nie gelehrt worden, weil man die feste Überzeugung hat, daß es verhältnißmäßig ein unnützer Zweig der Taubstummen-Erziehung ist. Einigen stummen Personen, die ihr Gehör in der Kindheit oder Jugend verloren, nachdem sie schon das articulirte Sprechen gelernt hatten, ist es jedoch als ein Theil ihres Unterrichts gelehrt worden, und mit Erfolg; sonst hat man gegen das articulirte Sprechen ein Vorurtheil.

Ich wohnte einigen Lehrstunden bei und war über die Leistungen der Zöglinge höchst erstaunt. Fast alle schrieben eine schöne Hand und bildeten recht hübsche Sätze. (Den jährlichen Berichten über das Institut werden Specimina, von den Jünglingen verfaßt, beigefügt. Manche derselben sind ausgezeichnet.) Ihr sicheres und schnelles Rechnen überraschte mich, so wie die treffenden Antworten, die sie auf mehre ihnen vorgelegte Fragen ziemlich schnell niederschrieben. Religions-Unterricht ist vom Anfange an ein Hauptgegenstand des Unterrichts gewesen und ist es noch und, wie mir gesagt wurde, den Zöglingen der liebste und angenehmste. Alle Wahrheiten der christlichen Religion werden ihnen beigebracht und ihr Einfluß auf die Besserung der Zöglinge soll oft sehr

bemerkbar gewesen sein. Herr Gallaudet, dieser unermüdete Mann, der selbst eine Taubstumme, eine seiner Schülerinnen, zur Frau hat, die ihm sechs liebliche Kinder geboren, die alle sprechen, aber auch durch Zeichen mit der Mutter reden können, hatte es mit den Zöglingen so weit gebracht, daß er alle Sonntage mit ihnen Gottesdienst hielt, zu ihnen predigte und mit ihnen betete.

Seit dem Jahre 1822 haben die Directoren den Unterricht in einigen Handwerken, drei oder vier Stunden täglich, für die männlichen Zöglinge eingeführt. Viele nämlich, die zu Hause an Arbeiten gewöhnt werden, waren nicht nur der Versuchung ausgesetzt, faul zu werden, sondern würden auch bei ihrem Austritte aus der Anstalt bei aller erworbenen Schulkenntniß zu schlecht vorbereitet gewesen sein, sich selbst zu ernähren oder ihren Freunden nützlich zu werden, wären sie nicht zu nützlichen Beschäftigungen angehalten worden. Außerdem hoffte man auch, daß Arbeit der Gesundheit zuträglich sein und Liebe zur Ordnung, Sorgfalt und Gehorsam erzeugen würde. Es wurden geräumige und bequeme Werkstätten errichtet und der Unterricht begann. Das Unternehmen entsprach den Erwartungen. Die meisten Zöglinge haben eine hinreichende Kenntniß des einen und des andern Handwerks sich erworben, so daß sie ihr eigenes Auskommen sich verschaffen; Andere arbeiten als Gesellen und erhalten den gewöhnlichen Lohn. Auch die weiblichen Zöglinge werden in den ihrem Geschlechte angemessenen Beschäftigungen unterwiesen, so daß sie im Leben fortkommen können. Von den im Institute gebildeten Zöglingen waren im Jahre 1836 sechs und dreißig verheirathet, drei und dreißig waren Glieder verschiedener Secten, einige waren als Lehrer an Taub-

stummen=Anstalten angestellt; die Handwerke gelernt hatten, ernährten sich von ihren Handwerken, Andere waren Bauern, kurz Alle, die die Anstalt verlassen hatten, selbst die, welche bei ihren Eltern oder Freunden sich aufhielten, nur Wenige ausgenommen, konnten ihr tägliches Brod verdienen.

Die bis zum Jahre 1836 incl. aufgenommenen und unterrichteten 515 Zöglinge, von denen 289 männlichen und 226 weiblichen Geschlechts waren, gehörten 457 Familien an. Von 95 Familien hatte jede mehr als eine taubstumme Person; nämlich von 57 Familien hatte jede zwei, von 19 jede drei, von 10 jede vier, von 6 jede fünf, von 2 jede sechs und eine Familie hatte sieben taubstumme Glieder. Nur in drei Fällen war eins der Eltern in diesen Familien taubstumm. Zwei hundert und funfzehn waren taub geboren; zwei hundert und neun und dreißig waren es durch Krankheit oder irgend einen Unfall geworden; von sechszig Personen hat man die Ursache nicht erfahren können. Krankheiten waren entweder Fleckfieber (spotted fever), Hitzblattern, Masern (measles), Keuchhusten (whooping cough), oder Gehirnentzündung. Auch durch verschiedene andere Krankheiten, besonders durch solche, die einen entzündlichen Charakter angenommen hatten (of an inflammatory character), und durch starkes Fallen und andere Unfälle ist Taubheit herbeigeführt worden. Der Verlust des Gehörs erfolgte in früher Kindheit; in sehr vielen Fällen, wenn das Kind zwischen 1—3 Jahren alt war, nicht selten im fünften und sechsten, und in vielen Fällen im sechsten und siebenten Jahre.

Von den vier und vierzig Familien, welche mehr als ein Kind in das Institut geschickt haben, waren in demselben

drei Schwestern und zwei Brüder; drei Schwestern und ein Bruder; zwei Brüder und zwei Schwestern; zwei Schwestern und zwei Brüder; drei Schwestern; drei Brüder; zwei Brüder und eine Schwester; zwei Schwestern und ein Bruder, und drei Schwestern, — also zehn Schwesterpaare, eilf Bruderpaare, und vierzehn Paare, von denen jedes aus einem Bruder und einer Schwester bestand.

Noch muß ich einer weiblichen Person erwähnen, auf welche die Aufmerksamkeit des Besuchers durch die am Haupteingange des Gebäudes angebrachte Almosenbüchse sogleich gelenkt wird. Sie ist taubstumm und blind. Ihr Name ist Julia Brace, und ihr Geburtsort in der unmittelbaren Nachbarschaft des Instituts. Sie war die Tochter äußerst armer Eltern, die noch mehre jüngere Kinder hatten, denen sie solche Beweise schwesterlicher Liebe zu geben pflegte, die eben ihr eigener bedauernswerther Zustand zuließ. Obgleich blind, verrieth sie schon früh hinsichtlich ihrer Kleidungsstücke eine genaue Beobachtung, indem sie unter den ihr geschenkten Sachen die aussuchte, welche am feinsten gewebt waren. Wenn das Wetter kalt wurde, so knieete sie zuweilen auf dem Boden der ärmlichen Wohnung, um zu fühlen, ob ihre Geschwister Schuhe und Strümpfe anhatten, während sie keine hatte, und drückte ihre Unzufriedenheit aus, wenn sie fand, daß sie barfuß waren. Ging ihre Mutter ihrer Beschäftigung, dem Waschen, nach, so wurde ihr oft die Sorge für die jungen Geschwister überlassen. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sie eine wahre mütterliche Sorgfalt und eine Einsicht in die elterlichen Rechte, die man von ihr nicht hätte erwarten sollen. Einmal entdeckte sie, daß ihre Schwester einen Topf zerbrochen hatte und gab ihr, indem sie das nach-

ahmte, was nach ihrer Meinung die Mutter thun würde, einen Schlag. Als sie ihre Hand auf die Augen der kleinen Schwester legte und fand, daß sie weinte, schloß sie dieselbe sogleich in ihre Arme und suchte sie mit anhaltender Zärtlichkeit wieder zu beruhigen!

Durch einige christlich gesinnte Leute kam sie aus dem elterlichen Hause zu einer ältlichen Dame, die eine Schule für kleine Kinder hielt. Ihr Unterhalt wurde von jenen Leuten bestritten. Hier nun war sie beständig bemüht, die Beschäftigungen der Kinder kennen zu lernen und es diesen so viel als möglich nachzumachen. Ihre Hauptbeschäftigung war Nähen und Stricken, wozu sie in früher Jugend angehalten worden war. Stundenlang saß sie bei dieser Arbeit, und mußte oft mit Gewalt von ihr abgehalten werden, um sich Bewegung zu machen. Die von ihr genähten Sachen wurden verkauft, um aus deren Erlös ihr Kleidungsstücke anzuschaffen, oder der Curiosität wegen von ihren Wohlthätern in verschiedene Theile der Vereinigten Staaten geschickt.

Manchmal stellten die Herren ihren scharfen Geruch auf die Probe, indem sie ihr ihre Uhren gaben, die sie den rechtmäßigen Besitzern zurückgeben mußte. Sie veränderten ihre Stellung und jeder suchte die Uhr zu ergreifen, die ihm nicht gehörte. Allein ob sie gleich zu derselben Zeit zwei oder drei Uhren in ihrer Hand hielt, so konnten weder Kunstgriffe noch andere Mittel sie bewegen, eine Uhr einem unrechten Manne zu geben. Immer gab sie die Uhr dem, von dem sie sie auch erhalten hatte. Überhaupt scheint sie den Grundsatz zu haben: „Jedem das Seine“, und sie nimmt durchaus nichts an, wenn man ihr nicht durch Zeichen, die

sie versteht, wiederholt zu erkennen giebt, daß es für sie bestimmt ist.

Im Sommer 1825 wurde sie, weil sie immer größere Theilnahme erregte, von den Directoren in das Institut aufgenommen. Die Versuche eines der Lehrer, ihr durch eigenthümlich gemachte Buchstaben, deren Form sie auf einem Kissen mit Stecknadeln wiedergab, beizubringen, blieben fruchtlos und wurden aufgegeben.

Die zwei ihr von der Natur gegebenen Sinne, das Gefühl und der Geruch, vorzüglich der letztere, sind so scharf, wie man sie wohl schwerlich findet. Ihr Geruch übertrifft den des Wachtelhundes.

Als sie das Institut zum ersten Male betrat, glaubte man, daß sie über die weiten Räume irgend ein Zeichen der Verwunderung und des Erstaunens geben würde. Allein sie war sogleich eifrig beschäftigt, die Gestalt der Zimmer und die Höhe der Treppen zu untersuchen, und knieete zuweilen nieder und beroch die Thürschwellen. Sie ging mit uns Trepp auf, Trepp nieder, ohne einen falschen Tritt zu thun; sie geht nie in ein unrechtes Zimmer und verfehlt nie ihren Sitz bei Tische. Aus den großen Waschkörben sucht sie ihre Wäsche aus, mag diese auch noch so sehr unter der übrigen zerstreut liegen. Ihre einfache Garderobe ist geordnet, und es ist unmöglich, in ihren Schubfächern ein einziges Stück an einen andern Ort zu legen, ohne daß es von ihr bemerkt und das Stück an seinen vorigen Platz gelegt würde. Bedarf ihr Anzug der Ausbesserung, so bessert sie ihn sogleich und mit der größten Accuratesse aus. Sie fädelt die Nadel zwischen den Zähnen mit Hülfe der Zunge so geschickt ein, wie es Manche mit guten Augen kaum thun kann.

Die Büchse, in welcher das von den Besuchern für sie geschenkte Geld aufbewahrt wird, wägt sie oft in den Händen und drückt Vergnügen aus, wenn sie an Gewicht schwerer geworden ist; denn sie hat schon lange ausgefunden, daß das Mittel für ihren Unterhalt Geld ist und legt diesem den ihm zukommenden Werth bei. Mitunter macht sie Sachen, die man sich gar nicht erklären kann. Eines Morgens während des Sommers 1834 war sie mit Nähen beschäftigt. Sie fühlte sich von der Sonnenwärme incommodirt, stand auf, öffnete das Fenster, schloß die Jalousieen und setzte sich wieder an ihre Arbeit. Einmal wurde ihr aus Versehen eine andere Theetasse gereicht; sobald sie dieselbe in die Hand nahm, merkte sie es und schob sie von sich. Kommt der Sonntag, so ist sie ganz still, rührt keine Arbeit an, obgleich sie die ganze Woche hindurch beschäftigt ist. Oft, wenn sie in tiefen Gedanken zu sein scheint, bricht sie in ein Gelächter aus. Sie ist eine höchst interessante Person.

Von hier gingen wir nach der Irren-Anstalt, die etwas südlich von der Stadt liegt und ein stattliches Gebäude ist. Es ist von Steinen erbaut, 150 Fuß lang und 50 Fuß breit. Die Flügel haben drei, das Hauptgebäude hat vier Stockwerke. Es wird durch Röhren geheizt und kann 100 Patienten beherbergen. Der Grund, welcher zu dem Gebäude gehört, enthält ungefähr 17 Acker. Die Ordnung, Reinlichkeit und Zweckmäßigkeit, welche in der Anstalt herrschten, können gleichen Anstalten zum Muster dienen, und die Gefälligkeit, mit welcher der Arzt uns umherführte und Alles zeigte, trifft man nicht überall. Wir sahen Unglückliche von jeder Gattung, von der stillen Schwermuth bis zum höchsten Wahnsinn, und für jede auf das Beste und Zweckmäßigste

gesorgt. Am meisten fiel mir ein Prediger, wenn ich nicht irre, ein Baptist-Prediger auf, der die fixe Idee hatte, daß er alle Tage fünf Dollars einnähme, und ein Päckchen alter Papiere, welche Banknoten sein sollten, beständig bei sich führte und sie einem Jeden mit großer Zufriedenheit zeigte. Die Ursache seiner Verrücktheit, so wie die eines andern Predigers konnte ich nicht erfahren. Religiöse Scrupel scheinen die Ursache nicht gewesen zu sein, was bei Vielen der Fall ist, hervorgebracht durch die furchtbare Gemüthsaufreizung in den religiösen Versammlungen, besonders bei Wiedererweckungen.

In die Irren-Anstalt zu Worcester, die seit 1833 besteht, sind bis 1842 hundert, und in die Anstalt zu Columbus seit 1839 ein und vierzig Personen aufgenommen worden, die in Folge religiöser Scrupel und Überspannung verrückt geworden waren.

Die Zahl der Geisteskranken (Insane and Idiots) in den Vereinigten Staaten ist im Verhältniß zur Bevölkerung sehr groß; sie beträgt nach dem letzten Census 17.434. Am kleinsten ist sie, wie die folgende Tabelle zeigt, in den Staaten, in welche eingewandert wird, am größten in den Theilen des Landes, aus welchen die Gesunden und Rüstigen nach den neuen Ansiedelungen auswandern. Die Schwächlichen und Kranken bleiben zurück.

Staaten.	Weiße Geisteskranke. (Insane and Idiots.)	Farbige Geisteskranke. (Insane and Idiots.)	Gesammtzahl.	Bevölkerung.	Verhältniß zu der Bevölkerung.
Maine	537	94	631	501,793	1 zu 786
N. Hampshire .	486	19	505	284,574	1 zu 564
Massachusetts . .	1071	200	1271	737,699	1 zu 580
Rhode Island . .	203	13	216	108,830	1 zu 504
Connecticut . .	498	44	542	309,978	1 zu 572
Vermont . . .	398	13	411	291,918	1 zu 710
New-York . . .	2146	194	2340	2,428,921	1 zu 1038
New-Jersey . .	369	73	442	373,306	1 zu 845
Pennsylvanien .	1946	187	2133	1,724,033	1 zu 808
Delaware . . .	52	28	80	78,085	1 zu 976
Maryland . . .	387	141	528	470,019	1 zu 890
Virginien . . .	1048	384	1432	1,239,797	1 zu 866
Nord-Carolina .	580	221	801	753,419	1 zu 941
Süd-Carolina . .	376	137	513	594,398	1 zu 1159
Georgien . . .	293	134	427	691,392	1 zu 1619
Alabama . . .	232	125	357	590,756	1 zu 1655
Mississippi . . .	116	82	198	375,651	1 zu 1897
Louisiana . . .	55	45	100	352,411	1 zu 3524
Tennessee . . .	699	152	851	829,210	1 zu 974
Kentucky . . .	795	180	975	779,828	1 zu 800
Ohio	1195	165	1360	1,519,467	1 zu 1117
Indiana . . .	487	75	562	685,866	1 zu 1220
Illinois . . .	213	79	292	476,183	1 zu 1631
Missouri . . .	202	68	270	383,702	1 zu 1421
Arkansas . . .	45	21	66	97,574	1 zu 1478
Michigan . . .	39	26	65	212,267	1 zu 3266
Florida	10	12	22	51,477	1 zu 2476
Wisconsin . . .	8	3	11	30,945	1 zu 2813
Jowa	7	4	11	43,112	1 zu 3919
District v. Columbia	14	7	21	43,712	1 zu 2082
Zusammen	14,508	2,926	17,434	17,063,353	1 zu 979

In der neuesten Zeit ist durch den neuen Propheten Miller, der das Ende der Welt auf den vergangenen April verkündigte und viele Gläubige gefunden hat, die Zahl der Wahnsinnigen bedeutend vermehrt worden. Diese unsinnige Secte treibt ihr tolles Wesen mit einem solchen Eifer, daß sie vier Zeitungen, die ihre Lehren mit aller Macht vertheidigen, herausgiebt und das Land mit einer unzähligen Menge von Büchern und Flugschriften förmlich überschwemmt. So füllt die Religionsfreiheit in Nord-Amerika die Irrenhäuser!

Jetzt zählen die Vereinigten Staaten 23 Irren=Anstalten, die älteste ist das **Eastern Asylum** zu Williamsburg in Virginien. Das Pennsylvania=Hospital ist zwar älter, war aber nicht ausdrücklich zur Heilung Geisteskranker bestimmt; das neue Gebäude für Geisteskranke ist zwei Meilen westlich von Philadelphia.

Irren=Anstalten.	Errichtet.	Zahl der Patienten, welche aufgenommen werden können.
State Hospital, zu Augusta, Maine . .	1840	120
„ Asylum, zu Concord, N. Hampshire	1841	120
„ Hospital, zu Worcester, Massachusetts	1833	240
City Asylum, zu Süd=Boston, „	1839	100
Mc Lean Asylum, zu Charlestown, „	1818	125
Connecticut Retreat, zu Hartford, Connecticut	1824	100
State Asylum, zu Brattleborough, Vermont	1836	100
Bloomingdale Asylum, New=York . . .	1821	140
Cita Pauper Asylum, „ . . .	1839	200
State Asylum, zu Utica, „ . . .	1811	225
Dr. White's Privat=Asylum, zu Hudson, New=York	1830	50
Pennsylvania Hospital, zu Philadelphia, Pennsylvanien	1752	200
Friend's Asylum, nördlich von Philadelphia, Pennsylvanien	1817	65
Blockley Hospital, zu Philadelphia, Pennsylvanien	1833	150
Maryland Hospital, zu Baltimore, Maryland	1779	150
Eastern Lunatic Asylum, zu Williamsburg, Virginien	1773	120
Western Lunatic Asylum, zu Staunton, Virginien	1828	130
State Asylum, zu Columbia, Süd=Carolina	1827	80
„ „ zu Miledgeville, Georgien .	—	—
„ „ zu Nashville, Tennessee . .	1838	100
„ „ zu Lexington, Kentucky . .	1824	135
Commercial Hospital, zu Cincinnati, Ohio	1820	45
Ohio Lunatic Asylum, zu Columbus, „	1839	145
		2840

So viel auch für diese Unglücklichen gethan worden ist, sehr viel bleibt zu thun noch übrig. Was sind 23 Irren=

Anstalten für 17,431 Geisteskranke? Mit Zuversicht ist zu hoffen, daß der Congreß die Bill, fünf und dreißig Sectionen Land jedem Staate zu schenken, und die Geisteskranken, die Blinden und die Taubstummen zu unterstützen, passiren lassen wird. Seine Liberalität in diesen Fällen ist dafür Bürge.

Für meine Angelegenheit konnte ich nichts thun, da auch hier, wie überall in den großen Städten, die Mildthätigkeit und Freigebigkeit der Leute zu sehr in Anspruch genommen wird. Für das dortige Collegium sollten 20,000 Dollars collectirt werden, mit denen ein neues Gebäude errichtet, die Bibliothek vergrößert und eine Lehrerstelle fundirt werden sollte. Durch Herrn Gallaudet wurde ich mit einem der Professoren, Herrn Dr. Jarvis, bekannt gemacht, und ich hatte alle Ursache, mich dieser Bekanntschaft zu freuen. Herr Dr. Jarvis war erst vor 1½ Jahren nach Amerika zurückgekehrt, nachdem er 10 Jahre in Frankreich, Deutschland und Italien den Wissenschaften gelebt und in letztem Lande, vorzüglich in Rom, wo er den Unterricht des berühmten Angelo May genossen, aus der Vatikanischen Bibliothek werthvolle Bücher angekauft hatte. Seine Bibliothek ist in Rücksicht der alten Ausgaben die vorzüglichste in Amerika, und auch in Deutschland wird man nicht oft in Privat-Bibliotheken so viele editiones principes, besonders der Kirchenväter, finden.

Das Washington College, eine Episcopal-Anstalt, liegt westlich von der Hauptstraße in dem südlichen Theile der Stadt. Es hat zwei Gebäude, das eine für die Studenten, 150 Fuß lang, 4 Stockwerke hoch, für 96 Studenten eingerichtet, das andere ist die Chapel, College-Kirche, die auch Recitations-Zimmer, und das Bibliothek-Zimmer enthält. Zu der Anstalt gehören 14 Acker Land, von denen ein Theil

in einen Garten mit einem Gewächshause umgeschaffen worden ist. Die Lage ist wunderschön, so wie alle öffentliche Anstalten, wie schon erwähnt, reizend liegen.

Auf dem Wege zum College zeigte mir Herr Gallaudet die Merkwürdigkeit Hartfords, eine alte, wohl 3—400jährige Eiche, in welcher für mehre Jahre der Freibrief der Kolonie (**Charter of the colony**) versteckt gewesen war.

Hartford hat 10,000 Einwohner, außer den schon genannten Gebäuden einige hübsche Kirchen, unter denen sich die Episcopalkirche durch ihre rein gothische Architectur besonders auszeichnet, ein Staathaus, in welchem die Gesetzgebung des Staates sich alle zwei Jahre versammelt, eine Stadthalle, ein Museum, ein Arsenal, verschiedene Banken, und treibt mit Boston, New-York und Westindien und einigen andern Plätzen einen bedeutenden Handel. Seine Manufacturen sind nicht unbedeutend; man schätzt den jährlichen Werth derselben auf eine Million Dollars. Seine Bewohner sind freigebig, haben aber von dem puritanischen Charakter das Meiste beibehalten. Der Sonntag wird hier sehr streng gefeiert.

Weil ich für meinen Zweck nichts thun konnte, schickte ich mich zur Abreise an. Mein Wirth zeigte wenig **Temperance**; denn er nahm darauf, daß ich mehre Male bei ihm nicht gegessen hatte, weil ich die freundschaftlichen Einladungen von Herrn Gallaudet angenommen, nicht nur keine Rücksicht, was ich auch weiter nicht urgiren will, sondern schrieb mir eine solche Rechnung, wie ich in den besten Hôtels, zu denen das seinige nicht gerechnet werden konnte, kaum bezahlte. Wer Hartford besucht, soll im **City Hotel** oder in **Coffee House** einkehren.

Ich hatte große Lust, New Haven zu besuchen, vorzüglich des College wegen, scheute aber die Kosten; jetzt thut

es mir leid, daß ich es nicht gethan habe. Das dortige College ist nach der Universität Harvard das beste und ein großer Rival desselben. Einige setzen das Jahr seiner Gründung in 1698; richtiger ist die Annahme, die es im J. 1701 gegründet sein läßt, da es in genanntem Jahre zur Körperschaft erhoben wurde. Der Anfang wurde in Killingworth gemacht, hierauf wurde es nach Saybrook und 1716 von dort auf immer nach New Haven verlegt. Seinen Namen hat es von seinem ersten Wohlthäter, dem in New Haven gebornen Londoner Kaufmann Elias Yale, der in Ostindien britischer Statthalter gewesen war, erhalten. Das erste Gebäude war von Holz und stand in der Nähe der Ecke der College- und der Chapel-Straße. Jetzt hat es zehn verschiedene Hallen und Gebäude. Vier von diesen werden von Studenten bewohnt; jedes enthält 32 Zimmer. In der Chapel befinden sich ein philosophischer Hörsaal und Apparat, in dem Lyceum Recitations-Zimmer und die Bibliothek, welche 35,000 Bände stark ist. Das Mineralien-Cabinet, von dem vorstorbenen Colonel Gibbs in New-York angekauft, soll das beste in den Ver. Staaten sein. In einem andern Gebäude befindet sich das chemische Laboratorium; der berühmte Professor Silliman, Herausgeber der auch in Europa rühmlich bekannten naturwissenschaftlichen Zeitschrift: American Journal of Science and Arts, hält in ihm seine Vorlesungen. Nördlich vom College liegt das Haus des Präsidenten Day; die Professoren bewohnen hübsche Häuser in der Stadt.

Das College kann mit Recht eine Universität genannt werden, denn es hatte alle vier Fakultäten vereinigt. Es zählte im J. 1841, 609 Studenten; in der theologischen Fakultät 78, in der juristischen 45, in der medizinischen 45 und in der philosophischen 441. Die Studenten in letzter

Fakultät sind in die auf allen Colleges sich findenden vier Klassen getheilt. Die Senior Class zählte 99, die Junior 80, die Sophomore 123 und die Frashman Class 139 Studenten. Die beiden letzten Klassen hatten noch nie eine so große Anzahl gehabt. Die auf diesem College Graduirten stehen in hohem Ansehen, und Viele, die schon 3 oder 4 Jahre auf einem andern College gewesen sind, besuchen Yale C. noch 1 oder 2 Jahre, um dort zu graduiren. Einmal graduirten in Yale 81 Studenten zu einer Zeit.

Die Fahrt auf dem Dampfboote nach New-York kostete nur einen Dollar. Das Boot hatte mehr als 200 Passagiere; während das Oppositions-Boot, das zu derselben Stunde abfuhr, weit weniger zählte. Es stand im Renomee und das thut gar viel, nicht nur bei Booten, sondern auch bei Menschen. Auf dem Boote traf ich zu meiner größten Freude Herrn Dr. Jarvis, der ebenfalls nach New-York fuhr. Er war in Gesellschaft der Wittwe des im Freiheitskampfe berühmten Generals Hamilton, deren Tochter und deren Mannes, eines reichen Kaufmannes in New-York. Durch ihn wurde ich mit den genannten Personen bekannt gemacht, und verlebte in ihrer Gesellschaft einen höchst angenehmen Nachmittag. Der Connecticut-Fluß gefiel mir recht wohl; er ist breit, an manchen Stellen aber seicht. Sloops gehen bis Hartford. Die Ufer sind hügeliger, als die des Ohio, und zum Anbauen weniger geeignet, doch liegen auf ihnen genug Bauereien und Wohnungen, um ihnen einen milden Anstrich zu geben und Abwechselung hervorzubringen. Die bedeutendste Stadt auf dieser Tour ist Middletown, 15 Meilen unterhalb Hartford auf dem westlichen Ufer des Flusses, der hier sich auf einmal so ausbreitet, daß er einem kleinen, von hohen und angebauten Ufern umgebenen See nicht unähnlich sieht. Die auf

einer Anhöhe gebauten und sich stattlich ausnehmenden Gebäude sind die Universitätsgebäude. Hier nämlich befindet sich eine Art Bollwerk der Methodistenkirche, die Wesleyische Universität (The Wesleyan University), ziemlich stark besucht. Sie wurde im J. 1831 gegründet und hatte im J. 1840 neun Lehrer, 124 Studenten und eine Bibliothek von 10,300 Bänden. Die Stadt hat 3500 Einwohner und ansehnliche Woll- und Baumwoll-Manufacturen und Gewehr-Fabriken.

Nachts um 12 Uhr kamen wir in New-York an. Morgens um 4 Uhr stand ich schon auf, um auf meine Sachen Acht zu geben, da sich oft unberufene Gehülfen einfinden, die Sachen fortzuschaffen, von denen man selten etwas wiedersieht. Vor 5 Uhr waren schon Kutschen, Wagen und Träger da, und Mancher bot seine Dienste recht zudringlich an. Ich nahm mein Quartier in dem Kosthause der Madame Smith, der Mutter des in Boston lebenden Musikers, der mir Empfehlungen an sie mitgegeben hatte, und begann nun das Recognosciren, in dieser großen Stadt; keine kleine Aufgabe.

